BX
2350
.H3
FLS
2014
075157

Class BX 2350

Book H3

Nur Eines ist notwendig.
(Luk. 10, 42.)

Aus dem Leben

Erzählungen
zur
Belehrung, Erbauung und Unterhaltung

Von
P. Bonaventura Hammer, O. F. M.

Prämie des „Sendbote des göttlichen Herzens Jesu“
38. Jahrgang

Cincinnati, Ohio
Verlag des „Sendbote“, 42 Calhoun-Str.
1911

BX6250
.H2

IMPRIMATUR

Chur, 23. Mai 1910

✠ Georgius,
Bischof von Chur

IMPRIMI PERMITTITUR

Fr. Eugen Buttermann
O. F. M.
Min. Provincialis.

Cincinnati O., 9. April 1910

Exchange
Conception College Library
3-31-37

Alle Rechte und Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Vorwort.

Zu ihrer Einführung bedürfen die folgenden Erzählungen kaum eines Geleitwortes, denn aus deren Lesung ergibt sich ihr Zweck — Belehrung und Erbauung — von selbst.

Da dieser durch die novellistische Form vielleicht noch eher erreicht wird, als durch ein Andachtsbuch, sah sich der Verfasser, vielfach ausgesprochenen Wünschen entsprechend, veranlaßt, seine im Laufe vieler Jahre erschienenen Erzählungen zu sammeln und in vorliegender Form zu veröffentlichen.

Ueber den Inhalt verraten wir nur so viel, daß er großenteils dem deutsch-amerikanischen Familienleben entnommen ist, wie es sich im Verlaufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte, und daß die Schilderungen, nach dem Urteile jener, die sie gelesen haben, wahrgeitsgetreu und lehrreich sind.

Das übrige möge der Leser dem Buche selbst entnehmen.

Der Verfasser.

I.

„An ihren Früchten sollet ihr sie erkennen."

Erstes Kapitel.

Zwei Familien.

Vor ungefähr 50 Jahren lebte in einer der größeren Städte der Vereinigten Staaten — der Name bleibt aus gewissen Rücksichten ungenannt — ein ehrlicher Deutscher, namens Friedrich Braun. Er hatte Deutschland gleich nach seiner Heirat verlassen, und die jugendliche Gattin, die er von den Ufern des Rheinstromes mit herübergebracht, war bereits die Mutter von drei Söhnen und zwei Töchtern. Fritz, wie Braun von seinen Bekannten gewöhnlich genannt wurde, war auch in Amerika ein überzeugungstreuer Katholik geblieben. Seine Gattin Therese war, wie er, der katholischen Kirche aufrichtig ergeben, mit einem Worte, eine musterhafte deutsche Hausfrau vom alten Schlage. Sie hatten sich gleich nach ihrer Ankunft in der Stadt der dortigen deutschen Gemeinde angeschlossen und sich in der Nähe der Kirche niedergelassen. Ihre Kinder waren, wie es sich von solchen Eltern erwarten läßt, zur Frömmigkeit, zum Fleiße und zum Gehorsam erzogen, dabei gesund und fröhlich. Da war der älteste, Wilhelm, ein stramm er Bursche von zwölf Jahren; dann kamen der Reihe

nach Thomas zehn, Johann acht, Elisabeth sechs und Klara vier Jahre alt. Auf Gottesfurcht gegründet, war die Familie zufrieden und glücklich; das Band der Liebe, das sie umschlang, wurde gefestigt durch ein religiöses Leben, welches sich nicht so sehr durch Worte, als durch die Tat äußerte.

In derselben Stadt wohnte eine Schwester Brauns. Sie war einige Jahre älter als er, und die Gattin eines Landsmannes, namens Michael Berg, welcher einige Straßen weiter einen schwunghaften Produktenhandel betrieb. Die Bergs waren in ihrer Art gute Leute, aber zwischen ihnen und den Brauns war doch ein großer Unterschied. Bei Berg und seiner Frau galt der Gelderwerb als Hauptsache, und trotzdem sie sich für gute Katholiken hielten und bei ihren Bekannten als solche galten, kam bei ihnen die Religion doch erst an zweiter Stelle. Das Kirchengehen, meinten sie, sei ganz recht, nur dürfe es nicht übertrieben werden und nicht zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Das „Geschäft" ging ihnen über alles. Darin waren sie ehrlich und pünktlich. Im häuslichen Leben waren sie genügsam und zufrieden. Bei all ihrer Geldliebe hatten sie doch eine offene Hand für wirklich Bedürftige. Wurde für den Bau oder Unterhalt einer Kirche gesammelt, so zögerte Berg nicht mit einem entsprechenden Beitrage; „denn", pflegte er zu sagen, „Kirchen müssen gebaut und für den Unterhalt der Priester muß gesorgt werden. In Deutschland tat es die Regierung, hier müssen wir es selber tun." Weiter aber ging er nicht. Schulen, Klöster und ähnliche Anstalten waren seiner Ansicht nach überflüssig. Man könne ohne dieselben fertig werden, meinte er, obwohl er zugab, daß die Klöster schon manches Gute gestiftet hätten. Hinsichtlich katholischer Schulen pflegte er zu sagen, er könne nicht einsehen, zu was diese notwendig seien, werden die Kinder doch vom Staat unterrichtet.

Von mehreren Kindern waren den Eheleuten Berg nur zwei am Leben geblieben, ein etwa vierzehnjähriger Knabe namens Heinrich, und ein zwölfjähriges Mädchen namens Helene, gewöhnlich Ellen genannt. Die Familien Braun und Berg lebten im besten Einvernehmen. Die Kinder waren bei Onkel und Tante wie zu Hause. Ellen Berg, von Kindheit an sehr zart, wurde von den Knaben rücksichtsvoll behandelt; sie suchten jedem ihrer Wünsche zuvorzukommen und ertrugen ihre kleinen Launen mit Geduld. Heinrich, ihr Bruder, war ein lebhafter Knabe, sehr talentvoll, aber dem Lernen nicht besonders geneigt; hitzigen Temperamentes, war er schnell beleidigt, aber ebenso leicht wieder versöhnt. Er war der Liebling seiner Kameraden und auch seines Onkels Braun. Mit seinen Mitschülern hatte er manchen Raufhandel auszukämpfen, blieb aber gewöhnlich Sieger. Das brachte ihm seitens der Mutter manche Strafrede ein; da aber diese Händel gewöhnlich in einem Religionsstreite ihren Ursprung hatten, lachte sein Vater dazu. Er freute sich über die Tapferkeit seines Sohnes und sagte, dieser werde früher oder später „diesen Ketzern noch die Wahrheit einpauken."

Von den Söhnen Brauns hingegen, die doch ebenfalls beherzt und stark waren, hörte man nie, daß sie die Fäuste zur Verteidigung ihres Glaubens gebraucht hätten, und sie schätzten ihn doch nicht weniger als ihr Cousin. — Es hatte dies seinen guten Grund. So unzertrennlich die Cousins sonst waren, der Weg zur Schule führte sie auseinander. Brauns Kinder waren nicht der Gefahr ausgesetzt, ihren Glauben geschmäht und verleumdet zu hören; ihr Vater sandte sie in die Pfarrschule der Gemeinde, zu der er gehörte. Seine Ansicht in dieser Beziehung war: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um." Und so sagte er denn allen, die es hören wollten, daß, so lange er zu be-

fehlen habe, keines seiner Kinder je einen Fuß in die gottlose Staatsschule setzen dürfe. Seine Frau war gleicher Ansicht wie er.

Berg hingegen sandte seine Kinder in die Staatsschule. „Ich zahle meine Steuern," pflegte er sich zu verteidigen, „und will davon so viel Nutzen als möglich haben. Weshalb für den Unterricht meiner Kinder noch mehr Geld ausgeben? Und überdies ist die Staatsschule besser als die Pfarrschule." — „So", pflegte bei solchen Gelegenheiten Fritz Braun seinem Schwager zu antworten, „um ein paar Dollars im Jahr zu sparen, setzest du deine Kinder der Gefahr aus, um ihren Glauben zu kommen? Wie sollen sie ihn kennen und üben lernen, wenn nicht in der Schule? Daß die halbe Stunde Christenlehre am Sonntage dazu nicht hinreicht, ist längst erwiesen. Die Religion muß alles durchdringen und sozusagen in Fleisch und Blut übergehen, wenn sie für das ganze Leben ausreichen soll. Wohin eine Erziehung führt, bei der jahraus jahrein keine Rede von Gott und religiöser Pflicht ist, wirst du zu deinem Schaden noch erfahren." So hitzig dieser Meinungsaustausch auch geführt wurde, Berg ließ sich nicht zu Brauns Ansicht bekehren.

Zweites Kapitel.

Zweierlei Schulen.

Die Pfarrschule, in welche Braun seine Kinder sandte, hatte zwei Abteilungen, eine für Knaben und eine für Mädchen. Die obere Knabenklasse stand unter einem gebildeten, tüchtigen Lehrer, der seinem Berufe mit Liebe ergeben war. Dabei war er ein großer Kinderfreund, wußte aber mit der Milde auch die nötige Strenge zu verbinden. Die Knaben fürchteten ihn, denn er führte ein gar gestrenges Regiment. Körperliche Strafen erteilte er selten; hielt er sie aber für

notwendig, so sorgte er dafür, daß sie nachhaltig wirkten.

Die Schule wurde jeden Morgen mit Gebet eröffnet, und darauf als erste Lektion der Katechismus vorgenommen. Die Knaben, welche diesen am besten aufzusagen wußten und sich auch sonst durch gutes Betragen auszeichneten, durften zur Belohnung am Altare dienen. Die meisten Knaben waren so gesittet und gutwillig, als es sich von Kindern ihres Alters in einer großen Stadt erwarten ließ; dennoch waren einige darunter, welche sich zuweilen erkühnten, sich gegen die festgesetzte strenge Ordnung aufzulehnen und dann die Rute zu kosten bekamen.

Betreten wir an einem schönen, sonnenhellen Morgen die Schule. Die Kinder sind soeben zwei und zwei von der heiligen Messe gekommen, welcher sie täglich vor Beginn des Unterrichtes beiwohnen. Da heute gegen Ende des Vormittags der Priester zum Katechisieren kommen sollte, wurde der Katechismus nur abgehört, ohne daß der Lehrer weitere Erklärungen hinzufügte, wie es sonst seine Gewohnheit war. Dafür aber sah er desto strenger darauf, daß jeder seine Aufgabe wußte, denn vor dem Priester wollte er sich nicht beschämen lassen. Nach dem Katechismus kam die Geographie an die Reihe. Die Lektion fiel zur Befriedigung des Lehrers aus, weshalb er zum Schlusse noch einige Fragen stellte. „Die heutige Aufgabe handelte von Spanien," sprach er. „Sag' mir, Ernst Reiter, was für ein Land ist Spanien?"

Der Knabe antwortete: „Spanien ist ein großes und wichtiges Land in Europa. Es ist größtenteils fruchtbar, auch ist ein großer Teil desselben bewaldet. Auch hat es, mit Ausnahme der Schweiz, die meisten Berge Europas."

„Gut, sehr gut! Nun kommt die Reihe an dich, Theodor Haller. Was für einen Charakter haben die Spanier?"

„Die Spanier sind ernst — ernst und —"

„Gut. Vorwärts!"

Theodor blickte hilfesuchend um sich, aber keiner der zunächst Sitzenden getraute sich, ihm einzuflüstern, denn des Lehrers Augen ruhten gar streng auf ihnen.

„Weiter, weiter! Was für einen Charakter haben die Spanier?"

Theodors Miene erhellte sich; er glaubte die Antwort gefunden zu haben. Zuversichtlich begann er: „Die Spanier sind ernst, stolz und zurückhaltend, dabei faul, nachlässig und —"

„Halt, Theodor! Du hast genug gesagt," unterbrach ihn der Lehrer. „Ich befürchte, wenn ich dich weiterfahren lasse, machst du aus den Spaniern alles, was ihre Feinde ihnen andichten. — Wilhelm Braun, erzähle weiter von den Spaniern."

„Die Spanier sind ernst, zurückhaltend, dabei tapfer, edelsinnig, mäßig und gastfreundlich. Sie besitzen —" Wilhelm stockte.

„Nur weiter, Wilhelm! Die Spanier besitzen —"

So ermuntert fuhr der Knabe fort: „Sie besitzen einen Geistesadel, der sie vor ehrlosen Handlungen bewahrt."

„Brav, Wilhelm! — Siehst du, Theodor, welch einen ganz andern Charakter du den Spaniern andichten wolltest. Man möchte meinen, du habest deine Geographie in einer Staatsschule gelernt. — Thomas Fischer, nenne mir einige Städte Spaniens."

„Madrid, Saragossa, Toledo, Salamanca, Granada, Bilbao, Pampeluna, Valladolid —"

„Sehr gut, Thomas! Das genügt. Weil du so gut geantwortet hast, weißt du mir vielleicht auch zu sagen, weshalb die Städte Salamanca und Saragossa besonders berühmt sind?"

„Sie sind berühmt wegen ihrer Festungswerke und Prachtbauten, und —"

„Fehlgeschossen, Thomas!“ Die Knaben kicherten.

„Ruhe! — Kann mir einer sagen, was die Städte Salamanca und Saragossa besonders berühmt gemacht hat? Keiner? — Nun, so will ich es euch sagen. Genannte Städte sind berühmt wegen ihrer großartigen Lehranstalten, Universitäten genannt, wohin seit Jahrhunderten Studenten aus allen Teilen Europas strömen. — Und nun, wer kann mir sagen, durch was sonst noch die Stadt Saragossa sich auszeichnet?“

Keine Antwort.

„Ich bemerke, daß keiner von euch es weiß, und habe auch kaum erwartet, daß ihr es wisset, da in eurem Geographiebuche nichts davon steht. Darum will ich es euch sagen. Merkt auf, damit ihr das nächstemal meine Frage beantworten könnet. Saragossa besitzt einen berühmten Wallfahrtsort, genannt „Unsere Liebe Frau von der Säule“. Wer von euch kann mir sagen, was ein Wallfahrtsort ist?“

Alle schwiegen.

Da erhob sich schüchtern Thomas Braun, ob seiner Kühnheit errötend. „Ein Wallfahrtsort ist ein Heiligtum, wohin die Leute gehen, wenn sie ein besonderes Anliegen haben, und wo Gott manchmal auf die Fürbitte der Heiligen, die dort verehrt werden, Wunder wirkt.“

„Brav, ausgezeichnet! Das hast du gut gemacht, Thomas!“ rief der Lehrer befriedigt. „Wo hast du das gelernt?“

„Ich habe es in dem Buche gelesen, das Sie mir neulich schenkten, als ich der erste in der Grammatik wurde.“

„Habt ihr es gehört, Knaben? Einem Schüler, wie Thomas, ein Buch schenken, hat doch einen Nutzen. Er liest es und merkt sich, was er gelesen hat. — Komm nach der Schule zu mir, Thomas! Du sollst ein schönes Bild haben. — Theodor Haller, nenne mir die Grenzen Spaniens.“

Mit gewohnter Sicherheit begann Theodor: „Spanien grenzt im Norden an das Mittelländische Meer —“

„Falsch! Der nächste!“

„Bitte, Herr Lehrer!“ warf Theodor ein; „sehen Sie auf die Karte, und Sie werden finden, daß ich recht habe. Das Mittelländische Meer liegt gerade oberhalb Spaniens.“

„Willst du deine vorlaute Zunge im Zaume halten, du naseweiser Dümmling!“ sprach der Lehrer, ihn streng durch seine Brille anblickend. „Oder meinst du etwa, du könntest mich belehren? Ich habe gute Lust, dir die Grenzen Spaniens mit dem Stock auf den Rücken zu zeichnen. Merke dir, was ich dir jetzt sage. So lange du zu mir in die Schule gehst, untersteh dich nicht, recht haben zu wollen, wenn ich sage, du habest unrecht. Hast du mich verstanden?“

„Jawohl, Herr Lehrer!“ antwortete beschämt der Knabe.

„Nun, Wilhelm Braun, nenne du mir die Grenzen Spaniens!“

Wilhelm antwortete richtig, und Theodor mußte zu seiner großen Beschämung die Grenzen auf der Karte nachweisen mit der Hand.

So verstand es der würdige Lehrer, seinen Schülern nebst dem Wissen auch die Achtung vor den Vorgesetzten durch Wort und Tat beizubringen.

Versetzen wir uns nun auch auf kurze Zeit in die Schule, welche Heinrich Berg besuchte. Der dortige Lehrer war in seinem Aeußern das gerade Gegenteil von dem soeben Beschriebenen. Er war ein feingeschniegeltes Männchen mit süßlichen Manieren und überfloß von salbungsvollen Worten. Gegen katholische Knaben war er noch zuvorkommender als gegen andere. Als Heinrich Berg eines Morgens in das Schulzimmer trat, bemerkte der Lehrer, daß seine Stirne durch ein daraufgeklebtes Pflaster entstellt war. Er tat anfangs,

als sehe er es nicht. Nachdem aber alle Knaben ihre Plätze eingenommen hatten, sprach er: „Heinrich Berg, komm hieher zu mir, ich habe mit dir zu reden.“ Heinrich gehorchte.

„Dürfte ich erfahren, Heinrich, wie du zu dem Pflaster kommst, das deine Stirne verunziert?“ — Er wußte es sehr wohl, hielt es aber für angemessen, sich zu stellen, als wisse er die Veranlassung nicht.

„Daran ist Daniel Herrick schuld. Er hieb mich mit einem Stock über den Kopf.“

„Daniel Herrick, komm hieher!“ Dieser kam.

„Wie kommst du dazu, Heinrich Berg mit einem Stock zu schlagen? Was für ein Betragen ist das?“

„Es war seine eigene Schuld. Er behauptete, ich hätte ihn beleidigt, weil ich sagte, St. Petrus sei nur ein alter Fischer gewesen, trotzdem die Katholiken so viel Wesens mit ihm machen. Und es ist doch so.“

„Du hast aber auch gesagt, der Papst sei der Antichrist,“ verteidigte sich Heinrich. „Du kannst es nicht leugnen.“

„Geduld, mein lieber Junge! Laß Herrick ausreden. Fahre fort, Daniel!“

„Dann fiel er über mich her und drängte mich gegen die Mauer.“

„Ja! Aber hast du nicht gesagt, die Deutschen seien ein rohes, unwissendes Volk?“

„Und wenn auch! Es ist ja wahr. Du kannst es nicht leugnen.“

Heinrich wollte eine gereizte Antwort geben, aber der Lehrer vermittelte und redete beiden so sanft zu, daß ihr Zorn verflog.

„Meine lieben Knaben,“ sprach er salbungsvoll, „ihr seid beide im Unrecht, ja beide! Im Schulzimmer und in dessen Umgebung ist, wie ihr wisset, die Religion ein verbotener Gegenstand. Ueberhaupt ist es für Knaben

immer und überall unrecht, wegen der Religion zu streiten, denn die Religion ist Sache der Erwachsenen. In eurem Alter ist die Religion vollständig überflüssig. Wenn ihr einst erwachsen seid, wird es noch Zeit genug sein, euch darüber zu entscheiden. Der große Weltenbaumeister hat dem Menschen freien Willen gelassen, damit er sich selbst eine Religion wähle. Dazu ist er aber erst fähig, nachdem er ins reifere Alter eingetreten ist. Sehet also, meine lieben Zöglinge, wie unpassend es für euch ist, wegen der Religion zu streiten, ehe ihr noch recht wisset, was Religion ist. — Du, Daniel, begib dich auf deinen Platz! Ich hoffe, du wirst nie mehr gegen irgend eine Form von Gottesverehrung reden. Selbst die römische Kirche hat, trotz des Verderbnisses, das in ihr eingerissen ist, einige Körnchen der Wahrheit sich gerettet. Sie ist nicht ganz der Abgötterei verfallen, sondern betet, wie ich glaube, auch den wahren Gott an. Die ihr angehören, sind mehr zu bemitleiden, als zu tadeln. Ich hoffe, Daniel und du, Heinrich, daß ihr euch in Zukunft vertragen und nicht mehr streiten werdet über etwas, was ihr beide nicht versteht."

Daniel Herrick verbeugte sich gegen den Lehrer und begab sich auf seinen Platz. Heinrich aber konnte sich nicht enthalten, zu bemerken: „Meine Religion ist doch die beste, da mag einer sagen, was er will. Ich werde sie stets verteidigen." Die Knaben lachten. Ueber das sanfte Gesicht des Lehrers zog eine jähe Röte, aber er unterdrückte den aufsteigenden Zorn und sprach mild: „Deine Religion, Heinrich? Ich meine, du hast noch gar keine. Hast du aber eine, so mußt du sie hier für dich behalten. Hier ist keine Religion die beste oder die schlechteste, denn wir haben hier mit keiner etwas zu tun!" Heinrich ging an seinen Platz und vertiefte sich bald so sehr in eine Rechenaufgabe, daß er des bestrittenen Gegenstandes vergaß.

Einige Tage später kam Ellen Berg gegen Abend voll Freude zu Onkel Braun und zeigte ihm ein Buch, das sie von ihrer Lehrerin, Fräulein Simpson, erhalten hatte. Es war prächtig gebunden und enthielt viele Bilder. Onkel Fritz war gerade beschäftigt und sprach freundlich: „Geh nur hinein, Ellen, die Tante und die Kinder sind in der Stube. Ich komme sogleich.“ Sie trat in das Wohnzimmer und zeigte das kostbare Buch, welches von den Kindern nach Gebühr bewundert wurde. Dann nahm es auch die Tante zur Hand, indem sie bemerkte: „Von außen ist es sehr schön. Nun will ich aber doch sehen, ob das, was darin steht, auch so schön ist.“

„Freilich, Tante! Es sind gar viele schöne Bilder drin.“

„Wie ich sehe, ja! Aber wie heißt denn das Buch? Wir wollen einmal das Titelblatt ansehen.“ Und sie las: „Denkwürdigkeiten der Geschichte.“ — „Das ist ein vielversprechender Titel. Hast du schon im Buche gelesen, Ellen?“

„Nicht viel; nur ein Kapitel oder so.“

„Wovon handelte es?“

„O, es war etwas Trauriges. Es handelte davon, wie in Spanien die Leute einst wegen ihres Glaubens verbrannt wurden. Es gefiel mir gar nicht. Aber es muß wahr sein, weil es in dem Buche steht; auch Fräulein Simpson sagt, es sei wahr.“

In diesem Augenblick trat Fritz Braun ins Zimmer. Die Kinder erzählten ihm eifrig von dem Buche, welches Ellen als Schulprämie erhalten habe. Er aber sprach bedenklich: „Mir ahnt, es könne aus jener Schule nichts Gutes kommen. Laß mich das Buch einmal durchblättern, Ellen!“

Stolz reichte diese es hin, indem sie auf die dem Titelblatt gegenüber eingeklebte Schrift hinwies: „Prämie für Ellen Berg. Belohnung für

Fleiß, Fortschritt und gutes Betragen."

„Soweit sehr gut!" sprach ihr Onkel. „Nun wollen wir aber den Inhalt des Buches untersuchen. Ich habe meine Zweifel darüber."

Und stillschweigend blätterte er die Seiten um, von Zeit zu Zeit seine Mißbilligung durch ein unverständliches Brummen oder Kopfschütteln zu erkennen gebend. Bei einer Stelle aber legte er ein Merkzeichen ein und sprach zu seiner Frau: „Gerade wie ich befürchtete, nur noch schlimmer. Die Stelle, die ich angemerkt habe, handelt von der römischen Kirche und von dem Segen, den die Reformation durch Luther, Calvin und Heinrich VIII. gebracht hat. Ob dieses Buch Bergs Augen öffnen wird? Ich bringe es ihm sogleich und mache ihn aufmerksam, welche Grundsätze die Staatsschule seinen Kindern beibringt." Er stand auf, steckte das Buch in die Tasche, setzte seinen Hut auf und begab sich auf den Weg in das Haus seines Schwagers.

Bei seinem Eintritte war Berg gerade mit der Bedienung einiger Kunden beschäftigt, und Braun trat nach einem kurzen Gruße in das hinter den Verkaufsräumen gelegene Wohnzimmer. Seine Schwester, Frau Berg, deckte gerade den Tisch zum Abendessen. Heinrich saß am Fenster und lernte.

„Da komm ich gerade recht," sprach Braun; „und einen guten Appetit habe ich mitgebracht."

„Dem kann abgeholfen werden, Fritz! Mein Mann wird sogleich kommen." In diesem Augenblick trat Berg wirklich ein. Heinrich mußte das Tischgebet vorbeten und dann den Laden hüten, indeß die andern das Abendessen einnahmen. Nachdem der erste Hunger befriedigt war, sprach Braun: „Habt ihr das Buch gesehen, das eure Ellen heute als Schulprämie erhielt? Sie hat es drüben bei mir den Kindern gezeigt."

„Ja, ja! Ist es nicht ein prachtvolles Buch?“ rief Berg stolz aus.

„Von außen wohl,“ entgegnete Braun; „aber leider läßt sich über den Inhalt nicht das gleiche sagen. Habt ihr es durchgesehen?“

Sie hatten noch nicht Zeit gehabt. Was ist es denn für ein Buch?

„Wartet bis nach dem Essen, und ich werde euch einige Stellen vorlesen. Ich habe es bei mir. Bitte, noch eine Tasse Kaffee, Schwester!“

„Du hast gewiß wieder allerlei auszusetzen an dem Buche,“ bemerkte Berg ärgerlich, „weil Ellen es von ihrer Lehrerin erhielt.“

„Ich werde kein einziges Wort gegen das Buch sagen, sondern es selbst sprechen lassen.“

Nach dem Essen zog Braun das Buch aus der Tasche, reichte es seinem Schwager und sprach: „Da, lies selbst!“ Er zeigte auf das Kapitel: „Von der Reformation.“ Berg las, und unterbrach sich anfangs nur hie und da durch ein Kopfschütteln. Bald aber wurde es ihm zu arg. „Das ist ja ein ganz abscheuliches Lügengewebe!“ rief er endlich, zornig das Buch weglegend. „Wenn ich morgen noch lebe, bringe ich selber der sauberen Miß Simpson ihr Buch zurück und sage ihr gehörig die Meinung.“

„Ja,“ sagte Braun, „und redest dich dabei in den Zorn hinein und machst dich lächerlich. Was hilft es auch, wenn du das Buch zurückbringst, aber Tag für Tag deine Kinder der Gefahr aussetzest, zu hören, was du ihnen zu lesen nicht erlaubst? Die Staatsschulen sind ihrem innersten Wesen nach protestantisch, denn sie stehen ganz unter protestantischem Einflusse. Das Sprichwort aber sagt: Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist.“

„Ich bitte dich, Mann,“ bat ängstlich Frau Berg, „höre doch endlich auf Fritzens Vorstellungen und

schicke die Kinder in die katholische Schule. Noch ist es nicht zu spät."

„Jetzt erst recht nicht," polterte Berg. „Ich werde zeigen, daß ich meine Kinder trotz der Staatsschule zu Katholiken erziehen kann. — Das Buch aber erhält Miß Simpson zurück, und ich werde Sorge tragen, daß sie unserer Ellen nicht wieder eins gibt."

Gleich nächsten Morgen führte er sein Vorhaben aus. Der Lehrerin das Buch zurückgebend, sprach er: „Ich danke Ihnen, Miß Simpson, daß Sie unsere Tochter mit einer Prämie bedacht haben; aber wir sind Katholiken und dürfen ein Buch wie dieses da nicht behalten, viel weniger lesen. Sie werden mich daher entschuldigen, wenn ich Sie bitte, meiner Tochter keine Bücher mehr zu geben."

Fräulein Simpson sprach ihr Bedauern aus und bemerkte, sie werde auf Herrn Bergs Vorurteile, wie sie seine Bedenken nannte, Rücksicht nehmen. Ellen fühlte sich sehr beschämt und beklommen, als sie ihren Platz in der Klasse einnahm. Aller Augen waren auf sie gerichtet und es entstand ein lebhaftes Flüstern. Sie faßte bei sich den Vorsatz, wenn sie je wieder eine Prämie erhielt, diese zu Hause nicht zu zeigen, sondern heimlich zu behalten. Diesen Entschluß teilte sie einer Freundin mit, die nichts Eiligeres zu tun hatte, als die Lehrerin davon zu benachrichtigen. Und damit hatte Ellen deren Gunst wieder erobert.

Nun müssen wir, um nicht parteiisch zu erscheinen, noch einen Blick in die Schwesternschule werfen, welche Brauns Töchter besuchten. Schwester Rosa, welche der Klasse vorstand, in welcher Lieschen und Klärchen Braun waren, verband mit großer Liebe zu ihrem Berufe gediegenes Wissen und ernste Frömmigkeit. Die Kinder liebten sie sehr, und sie verdiente deren Zuneigung, denn mild und gütig wie sie war, sprach aus ihrem ganzen Wesen Liebe.

Eines Morgens machten sich die Geschwister Braun ausnahmsweise früh auf den Weg zur Schule. Sie wollten die Bilder in einem gewissen großen Buche sehen, welches Schwester Rosa auf ihrem Pulte liegen hatte. Lieschen hatte dasselbe entdeckt, als sie neulich an das Pult der Schwester gerufen worden war, und hatte das Geheimnis alsbald ihrem Schwesterchen anvertraut. Seitdem war „das große Buch mit den vielen Bildern" der Gegenstand der Sehnsucht beider. Was tun, um dieselben ansehen zu dürfen? — Endlich entschlossen sie sich, eines Morgens recht früh zur Schule zu gehen; vielleicht ließ die Schwester sie die Bilder anschauen, wenn sie recht artig darum bitten würden. Heute hatten sie ihren Vorsatz ausgeführt und standen nun schüchtern vor Schwester Rosa.

Die Kleinen mit einem milden Lächeln begrüßend, sprach diese: „Meine beiden Schäfchen sind heute sehr früh aufgestanden, nicht wahr?"

Durch die gütige Ansprache ermutigt, brachte Lieschen errötend ihr Anliegen vor.

„Also das große Buch mit den vielen Bildern hat euch so früh dahergebracht! Nun, wir wollen sehen. Gesetzt den Fall, ich zeige euch die Bilder: willst du mir, Lieschen, versprechen, beim Gebet nicht mehr umherzuschauen?"

Schüchtern stotterte Lieschen: „Ja, Schwester!"

Nun zog die gute Schwester die beiden Kinder zu sich an das Pult und zeigte ihnen zu ihrer großen Freude die Bilder in dem großen Legendenbuche. Bei einigen derselben erzählte sie die dazu gehörige Geschichte. Allmählich sammelte sich ein ganzer Kreis Kinder um sie, die andächtig zuhörten.

Dann begaben sie sich auf ein Zeichen der Schwester auf ihre Plätze, und diese betete mit ihnen das Morgengebet, welcher aus dem Vaterunser, Ave Maria, dem Glaubensbekenntnis, der guten Meinung, Glaube,

Hoffnung und Liebe und „Engel des Herrn“ bestand. Die ganze Andachtsübung nahm kaum fünf Minuten in Anspruch. Hierauf zogen die Kinder paarweise in die Kirche, wo sie der heiligen Messe beiwohnten und während derselben den Rosenkranz beteten. Nach der heiligen Messe wurde der Unterricht in der Schule mit einem kurzen Gebete zum Heiligen Geiste und zum heiligen Schutzengel eröffnet. Zuerst kam der Katechismus.

„Nun, Kinder,“ begann die Schwester, „wo sind wir gestern stehen geblieben?“

„Beim siebenten Gebote Gottes,“ antwortete eines der Mädchen.

„Sag mir also, wie heißt das siebente Gebot Gottes?“

„Du sollst nicht stehlen.“

„Gut! Was verbietet Gott durch das siebente Gebot?“

„Gott verbietet uns durch das siebente Gebot Diebstahl, Raub, Betrug und jede Beschädigung fremden Gutes.“

„Gut! Die nächste! Ist es auch eine Sünde, wenn Kinder ihren Eltern heimlich etwas nehmen?“

„Ja, es ist eine Sünde.“

Hier hielt Lieschen Braun die Hand auf. Die Schwester fragte, was sie wolle, und Lieschen sprach: „Dann hat mein Cousin Heinrich eine Sünde begangen. Als er neulich den Laden hüten mußte, hat er heimlich Geld aus der Schublade genommen.“

„Still, still, Lieschen! Du übertrittst ja ein anderes Gebot Gottes!“ rief erschrocken die Schwester aus.

„Ich, Schwester?“ rief Lieschen über und über rot. Neugierig blickten alle Kinder auf sie, denn sie konnten nicht begreifen, wie Lieschen durch ihre einfachen Worte ein Gebot Gottes übertreten habe.

„Wer aus euch kann das achte Gebot Gottes aufsagen?“ fragte die Schwester.

Lieschen antwortete: „Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten.“

„Gut, Lieschen! Kannst du mir auch sagen, was Gott im achten Gebote verbietet?“

Lieschen stockte. Dafür antwortete ein anderes Mädchen: „Gott verbietet im achten Gebote Falsches gegen den Nächsten auszusagen.“

„Richtig! Was ist noch weiter im achten Gebote verboten?“

„Lügen, Heuchelei, Ehrabschneiden und Verleumden.“

„Was heißt lügen?“

„Lügen heißt wissentlich und vorsätzlich die Unwahrheit sagen.“

„Wie versündigt man sich durch Ehrabschneiden?“

„Man versündigt sich durch Ehrabschneiden, wenn man die Fehler des Nächsten ohne Not offenbart.“

„Richtig! — Verstehst du nun, Lieschen, wie du soeben das achte Gebot Gottes übertreten hast, als du von deinem Cousin Heinrich redetest? — Du, hörst du, das achte Gebot verbietet nicht bloß das Lügen; wir dürfen auch die Fehler des Nächsten, selbst wenn sie wahr sind, nicht unnötiger Weise aussagen. Das heißt man, ihm die Ehre nehmen, Ehrabschneiden. Versteht ihr mich, Kinder?“

„Ja, ja!“ riefen mehrere. Lieschen senkte das Köpfchen und konnte kaum die Tränen zurückhalten.

„Wer sagt mir noch: wie versündigt man sich durch Verleumden?“

„Man versündigt sich durch Verleumden, wenn man wissentlich dem Nächsten Böses andichtet, das gar nicht wahr ist.“

„Gut! Ihr sehet also, es ist ein Unterschied zwischen Ehrabschneiden und Verleumden. Beim Ehrabschneiden ist der Fehler, den man aussagt, wahr, aber es war nicht notwendig, daß man ihn andern sagte. Beim Ver-

leumden hingegen dichtet man dem Nächsten Fehler an, die er gar nicht begangen hat.

Lieschen konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Da sprach die Schwester freundlich zu ihr: „Tröste dich, Lieschen! Ich glaube nicht, daß du vorhin eine Sünde begangen hast; denn du hast nicht gewußt, daß es verboten ist, wahre Fehler des Nächsten ohne Not auszusagen."

„Nein, Schwester, das habe ich nicht gewußt! Ich habe gemeint, was wahr ist, darf man immer sagen."

„Nun, dann wird es dir der liebe Gott auch nicht als Sünde anrechnen. Aber in Zukunft hüte dich; denn von nun an kannst du dich nicht mehr mit Unwissenheit entschuldigen. — Das merkt euch alle, Kinder!"

Alle versprachen es. Damit erreichte der Katechismusunterricht ein Ende. Er hatte kaum eine halbe Stunde gedauert; aber wer kann das Gute berechnen, das in dieser kurzen Zeit in die empfänglichen Herzen der Kinder ausgestreut wurde? Wer zählt die Früchte, die dieser so einfache und herzliche Unterricht im späteren Leben hervorgebracht hat?

Drittes Kapitel.

Die Saat geht auf.

Am Morgen nach dem Tage, an welchem Berg das Prämienbuch seiner Tochter der Lehrerin zurückgebracht hatte, fragte Ellens Mutter, ob Miß Simpson vielleicht Bemerkungen über die Rückgabe gemacht habe.

„Sie hat nichts gesagt, Mutter, aber ich sah dennoch, daß sie unzufrieden war. Die Mädchen aber machten spöttische Bemerkungen. Wenn ich an ihnen vorbeiging, flüsterten sie: „Ei, wie empfindlich!" Oder eine sagte zur andern: „Möchtest du nicht auch katholisch sein?" Die antwortete dann: „O nein! Da dürfte ich ja kein Prämienbuch annehmen! Und so allerlei."

Heinrich, der ebenfalls im Zimmer war, fiel hier ein: „Es ist aber auch kein Wunder, daß sie dich auslachten. Vom Vater war es recht kleinlich, daß er das Buch zurückgab. Das ist meine Meinung."

„Deine Meinung!" rief die Mutter. „Wer hat denn dich um deine Meinung gefragt? Wie kannst du dich unterstehen, du Schlingel, so über eine Handlung deines Vaters abzuurteilen?"

„O Mutter!" beschwichtigte der Knabe, „so schimm war es nicht gemeint. Ich dachte nur, ich hätte auch ein Recht, meine Ansicht auszusprechen. Ich bin ja ein eingeborener Bürger der Vereinigten Staaten."

„Ein Taugenichts bist du! Du, ein Bürger der Vereinigten Staaten! Wenn ich nochmals so etwas von dir höre, so sage ich's dem Vater. Darauf kannst du dich verlassen!"

Die Geschwister begaben sich auf den Weg zur Schule. Ellen hielt ihrem Bruder sein Betragen gegen die Mutter vor, Heinrich aber entgegnete: „Ich habe ihr doch nur die Wahrheit gesagt."

„Und wenn auch! So darfst du mit der Mutter nicht reden."

„Aber, Ellen, meinst du denn, ich bleibe allzeit ein Kind? Ich werde doch mit der Zeit ein Mann und muß schon jetzt anfangen, als Mann zu reden und aufzutreten." Damit erreichten sie die Schule.

Nach derselben erwartete Ellen ihren Bruder. Mit ihm kam ein Knabe, namens James Thompson, ein Kamerad Heinrichs. Als Ellen ihn sah, wollte sie allein weitergehen, denn sie liebte den Umgang mit fremden Knaben nicht; aber ihr Bruder rief ihr zu, auf ihn zu warten. Beide kamen auf sie zu und Heinrich sprach: „Das ist James Thompson, Ellen. Er ladet dich ein, bald einmal seine Schwestern zu besuchen und das Abendbrot mit ihnen zu nehmen. Ich soll auch mitgehen. Was sagst du dazu?"

„Sie kommen doch, Miß Berg?“ fragte James höflich. „Meine Schwestern Jane und Arabella sprechen stets von Ihnen, und meine Mutter würde sich freuen, Sie und meinen Freund Heinrich bei sich zu sehen.“

Ellen antwortete errötend: „Ich danke Ihnen. Ich werde meine Mutter fragen, ob sie es erlaubt.“

„Ihre Mutter fragen?“ rief James lachend; „was hat denn Ihre Mutter damit zu schaffen? Sie sollen ja bloß einen Abend nach der Schule zu uns kommen und mit meinen Schwestern spielen — und mit mir,“ setzte er mit einem Seitenblick auf Heinrich hinzu. „Sie kommen doch?“

„Wenn die Mutter es erlaubt,“ antwortete Ellen und ging weiter. „Komm, Heinrich, wir haben uns ohnehin schon zu lang aufgehalten.“

Als am nächsten Freitag Nachmittag die Schule für die Woche vorüber war, fragte Ellen ihre Mutter um Erlaubnis, mit Heinrich den Abend bei Jane und Arabella Thompson zubringen zu dürfen. Anfangs schien diese nicht geneigt, darauf einzugehen, gab aber endlich den vereinten Bitten ihrer Kinder nach. „Aber merkt euch“, sprach sie, „länger als bis 8 Uhr dürft ihr nicht bleiben. Wenn ihr um halb 9 Uhr nicht zu Hause seid, schicke ich den Vater, euch zu holen. Was es dann gibt, wißt ihr.“

„Gewiß, Mutter, wir werden pünktlich zur bestimmten Stunde heimkommen.“

Hocherfreut begaben sich die Geschwister gegen 5 Uhr zu Thompsons. Dort wurden sie von den älteren Mitgliedern der Familie freundlich aufgenommen und vergnügten sich mit den jüngeren aufs angenehmste. Beim Abendessen waren Herr und Frau Thompson sehr zuvorkommend gegen die Geschwister und lobten besonders Ellens Fortschritte in der Schule. „Miß Simpson sagte mir,“ bemerkte Frau Thompson, „daß Ellen das

talentvollste Mädchen in ihrer Klasse sei." Ellen errötete und meinte, Miß Simpson sei sehr gütig.

„Und mein Freund Heinrich dort", nahm nun Herr Thompson das Wort, „was soll ich von ihm sagen? Wenn alles wahr ist, was James von ihm erzählt, so sehen wir ihn vielleicht noch im Kongreß, oder gar im Präsidentenstuhl. Wie, Heinrich? — Da, gib deinen Teller her; diese kalte Zunge ist delikat."

Heinrich war hungrig und ließ sich nicht lange nötigen. Ellen aber, vor Aufregung blaß, beeilte sich, ihm heimlich zuzuflüstern: „Heinrich, denk doch daran, daß heute Freitag ist!" Ebenso leise antwortete dieser: „Still, still! Hier weiß man nichts vom Freitag. Du brauchst kein Fleisch zu essen, wenn du nicht willst; aber sag ihnen nicht warum, sonst lachen sie dich aus."

Ellen schwieg. Auf dem Heimweg aber machte sie ihrem Bruder Vorwürfe und drohte, es den Eltern und dem Priester zu sagen, daß er am Freitag Fleisch gegessen habe.

„O, dem Priester kann ich es selber sagen, wenn ich wieder beichten muß. Aber versprich mir, den Eltern nichts davon zu sagen."

„Das kann ich nicht versprechen. Du hast eine strenge Strafe verdient."

„Wenn du sagst, daß ich am Freitag Fleisch gegessen habe, so sag' ich auch, daß du heimlich Prämienbücher von Miß Simpson annimmst."

Heinrich hatte den Handel gewonnen: beides wurde den Eltern verschwiegen.

In Brauns Hause saßen um die Zeit, als Ellen und Heinrich sich bei Thompsons vergnügten, Eltern und Kinder um den Tisch. Der Vater las aus dem „Goffine" vor, die Mutter handhabte ihren Strickstrumpf. Mit einem Male schlug Braun das Buch zu und seufzte.

„Was hast du, Vater?" fragte Frau Braun besorgt.

„Eigentlich nichts, was uns angeht. Aber beim Lesen

da sind mir die Kinder meiner Schwester eingefallen. Sie erhalten in ihrer Schule keinen christlichen Unterricht, und obwohl ihre Mutter darauf dringt, daß sie zu Hause katholische Bücher lesen, sträuben sie sich bereits dagegen. Dafür holen sie aus der Stadtbibliothek Romane und sind ganz versessen darauf."

„Ja," antwortete sie, „es ist ein wahres Elend, daß Schwager Berg so eigensinnig auf der Staatsschule für seine Kinder besteht. Sie sind schon ziemlich auf Abwege geraten, besonders Heinrich, wie sein Streich vorige Woche bezüglich seines Vaters Kasse beweist. Und seine Mutter getraut sich nicht einmal, dem Vater alles zu sagen. Der Religion wegen bekommt der Junge schon längst keine Händel mehr."

„Man sagt sogar," sprach hier Wilhelm, „daß Heinrich sich über die Priester und Schwestern lustig macht, gerade als sei er gar nicht katholisch. Einer meiner Kameraden hat es mit eigenen Ohren gehört."

„Denk an das achte Gebot!" warnte hier Lieschen eifrig.

„Was meint denn das Kind?" fragte der Vater, erstaunt auf sein Töchterchen blickend.

„Nun, Vater!" entgegnete Lieschen, „Wilhelm hat von einem Fehler Heinrichs geredet, und Schwester Rosa hat uns neulich im Katechismusunterricht gesagt, das sei eine Sünde gegen das achte Gebot, wenn es ohne Not geschieht."

Vater und Mutter wechselten einen verständnisvollen Blick. Dann streckte der Vater die Hand aus und sprach: „Komm her zu mir, Lieschen! Das hast du gut gemacht. Du hast ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Ich hoffe, du wirst die guten Lehren, die du in der Schule erhältst, alle so gut behalten. Dafür muß ich dir eine Puppe kaufen."

„Mir auch eine, Vater!" rief hier klein Klärchen; „mir auch eine!"

„Da hab' ich was Schönes angestellt!" rief der glückliche Vater aus. „Nun, Klärchen, wir wollen sehen. Lerne fleißig in deinem Katechismus, und du sollst eine Puppe haben, so schön wie eine in der Stadt aufzutreiben ist. Jetzt geh zur Mutter; ich meine, sie hat etwas für dich in der Tasche."

Bei solchen Lehren zu Hause und in der Schule ist es nicht zu verwundern, daß die Kinder Brauns in der Furcht und Liebe Gottes heranwuchsen; ihren Eltern und sich gegenseitig zur Freude und zum Segen. Ein Kind nach dem andern empfing die Firmung und die erste heilige Kommunion. Klärchen konnte kaum die Zeit erwarten, da auch sie dieser Gnaden teilhaftig werden würde? Besonders schwer fiel es ihr, daß sie nicht mit ihrer Schwester zum Tische des Herrn treten durfte. Ihre Mutter suchte sie zu trösten. „Noch zwei Jahre," sprach sie, „und die Reihe ist auch an dir."

„Zwei Jahre, Mutter! Ist das lang?" fragte die Kleine.

„O nein! Ein Jahr hat bloß zwölf Monate, und zwei Jahre sind bald vorüber. Je weniger du daran denkst, desto schneller gehen sie vorbei. Lerne nur recht fleißig den Katechismus."

„Darf niemand die heilige Kommunion und Firmung empfangen, der seinen Katechismus nicht kann?"

„Nein, Kind! Denn man muß wissen, was man in den heiligen Sakramenten empfängt, und das lernt man im Katechismus."

„Ich will recht fleißig sein, Mutter!"

Wilhelm erhielt nach seiner Entlassung aus der Schule eine Stelle im Geschäfte, wo sein Vater arbeitete. Thomas besuchte ein katholisches Kollegium, denn er wollte Priester werden. Sein Entschluß gereichte seinen Eltern zur größten Freude, denn ihnen erschien es als das größte Glück, einstens ihren Sohn als Priester am Altare zu sehen.

Viertes Kapitel.

Zehn Jahre später.

Zehn Jahre sind vorübergegangen. Wir verließen die jüngeren Mitglieder der Familien Braun und Berg an der Grenzscheide des Kindes- und Jugendalters. Beide Familien sind in der Zwischenzeit vorwärts gekommen. Berg ist längst Großhändler und reich, hat aber auch viele gute Eigenschaften verloren und dafür weniger wünschenswerte sich angeeignet. Seine Frau hält ihren Kopf bedeutend höher als früher. Sie hat beträchtlich an Umfang gewonnen, was allein schon nicht wenig zu ihrer Würde beiträgt. In dem schlanken jungen Herrn, der uns etwas verlebt entgegentritt, erkennen wir nur schwer Heinrich wieder. Und wirklich hat er den Namen Heinrich schon längst abgelegt; seine feine Visitenkarte trägt die Inschrift „Harry T. Bergh". Wie er zum „T" und „h" in seinem Namen kam, hat er nie erklärt. Nach seinem Austritte aus der Staatsschule besuchte er mit seinem unzertrennlichen Freunde James Thompson ein berühmtes Kollegium und widmete sich später dem Rechtsstudium. Beide waren kürzlich zur Praxis zugelassen worden.

Ellen stand an feiner Bildung ihrem Bruder nicht nach. Sie war eine stolze junge Dame geworden und machte einen höchst vornehmen Eindruck. Mit 15 Jahren sandten ihre Eltern sie in eine amerikanische Erziehungsanstalt. Daß ein katholischer Priester nie einen Fuß in dieselbe setzte, bedarf keiner Erwähnung. Dennoch war Ellen während der drei Jahre, die sie daselbst zubrachte, jedesmal zur Osterzeit zu heiligen Beichte gewesen. Das hielt sie aber vor ihren Mitschülerinnen strengstens geheim, um nicht ausgelacht zu werden. Bei solchen Gelegenheiten beneidete sie bei sich selbst jene, welche nicht zur Beicht zu gehen brauchten. Diese bildete oft den Gegenstand des Gespräches ihrer Mit-

schülerinnen und gab Anlaß zu spöttischen Bemerkungen. Das Gift drang langsam aber sicher in Ellens Seele. Als sie mit achtzehn Jahren nach Hause zurückkehrte, war sie in jeder Hinsicht eine würdige Schwester des Herrn Harry T. Bergh.

Fritz Braun hatte unterdessen ein Ledergeschäft auf eigene Rechnung gegründet und seinen Sohn Wilhelm als Teilhaber genommen. Johann war Buchhalter der Firma. Wilhelm besorgte die Einkäufe und Verkäufe. Der Vater führte die Aufsicht über die Arbeiter; nebenbei half er in den Verkaufsräumen aus. Thomas war im Seminar und studierte Theologie. Lieschen und Klärchen besuchten noch die Fortbildungsschule der Schwestern und erhielten gediegenen Unterricht in den höheren Lehrfächern und in der Musik. Letzte Weihnachten hatte ihnen ihr Bruder Wilhelm ein schönes Piano geschenkt, und da er selber die Flöte blies, Johann aber die Violine spielte, so waren sie um musikalische Unterhaltung nicht verlegen.

Herr und Frau Berg hingegen, wie sie sich jetzt gern nennen hörten, fühlten sich in ihrem schönen, neuen Hause einsam und verlassen, indem sie einsahen, daß sie in dasselbe ebensowenig paßten, als in die vornehme Gesellschaft, welche darin mit ihrem Herrn Sohn und Fräulein Tochter verkehrte, und blieben zu deren großer Befriedigung hinweg. Fritz Braun und seine Frau wußten dies und luden die bereits alternden Verwandten, mit denen ihr Verkehr nach und nach selten geworden war, ein, sie dann und wann zu besuchen. Diese ließen sich endlich dazu bewegen und wurden so herzlich aufgenommen, daß sie ihre Besuche wiederholten. Das sah Herr Harry nicht gern und suchte eine Gelegenheit, es ihnen zu verstehen zu geben.

Als eines Abends seine Eltern wieder von einem Besuche bei Brauns zurückkehrten, flüsterte er Ellen zu: „Der Alte hat eins über den Durst getrunken,“

und stellte sich, als nehme er daran das größte Aergernis. Dennoch getraute er sich nicht, es dem Vater geradezu vorzuwerfen, konnte aber nicht unterlassen, spöttisch zu bemerken: „Soll ich Ihnen“ — das kindliche „du“ hatte er längst fallen gelassen — „soll ich Ihnen in Ihr Zimmer helfen?“

Nun war für Heinrichs liebloses Benehmen nicht der geringste Grund vorhanden. Deshalb antwortete sein Vater etwas gereizt: „Geh mir aus dem Weg, du Zierbengel! Was soll mich denn hindern, allein in mein Zimmer zu gehen?“

„O nichts! Ich dachte nur, Sie seien etwas müde, Vater! Ich meinte nichts Böses, gewiß nicht!“

„Ich weiß wohl, was du gemeint hast,“ erwiderte sein Vater, „und ich befehle dir, so lange du in meinem Hause bist, nie mehr in ähnlicher Weise mit mir zu reden.“

„Sie *befehlen* mir, Vater?“ entgegnete der Sohn mit stolzem Lächeln; „gesetzt aber den Fall, ich lasse mir nicht befehlen?“

„Komm herauf, Vater!“ ließ sich hier vom Ende der Treppe her die Stimme der Frau Berg hören, und man bemerkte, wie sie sich Gewalt antat, das Schluchzen zu unterdrücken. „Komm, du solltest schon längst zu Bette sein.“

Anfangs schien der erzürnte Mann die Bitte seiner Frau nicht beachten zu wollen, aber nach kurzer Ueberlegung wandte er sich der Treppe zu, murmelte für sich: „Ein andermal tut auch,“ und ging hinauf.

Nächsten Morgen saßen die Eltern am Frühstückstisch. Weder der Sohn noch die Tochter zeigten sich. Berg war schlechter Laune. Nach einigen Worten sprach er zu seiner Frau: „Laß uns essen! Die beiden achten uns nicht höher als den Staub zu ihren Füßen. Hast du je eine Frechheit gehört wie jene Heinrichs gestern abend?“

Der Eintritt Ellens ersparte der Mutter die Antwort. „Wo bist du denn so lange geblieben?“ fragte der Vater die Tochter. „Es ist eine Schande, daß junge Leute wie du und Heinrich Vater und Mutter auf das Essen warten lassen. — Wo ist dein Bruder?“

„O, ich meinte, Ihr wüßtet schon, daß er nicht zum Essen kommt.“

„Davon weiß ich nichts! Wo will er denn frühstücken?“

In diesem Augenblick trat das Dienstmädchen ein und übergab Frau Berg einen Brief. Sie las ihn und erblaßte. Er lautete:

„Liebe Mutter! Da mein Vater es für gut fand, mir zu verstehen zu geben, daß meine Handlungsweise seine Billigung nicht findet, und mir zugleich drohte, mich aus dem Hause zu weisen, oder dergleichen, melde ich hiemit in aller Hochachtung, daß ich vorziehe, mich selbst zu entfernen, und hoffe, damit allen Unannehmlichkeiten vorzubeugen. Indem ich Ihnen beiden einen guten Appetit zum Frühstück wünschte, verzichte ich darauf, an demselben teilzunehmen. Hochachtungsvoll

Ihr Sohn
Harry T. Bergh.

Anfänglich konnten die bedauernswerten Eltern nicht glauben, daß dieser Brief ernst gemeint sei. Ellen aber erklärte ihnen, daß Heinrich wirklich gestern abend noch seinen Koffer gepackt habe und heute in aller Frühe fortgegangen sei. Das war ein harter Schlag. Frau Berg saß blaß und zitternd auf ihrem Stuhl; ihr Gatte war aufgestanden und ans Fenster gegangen, um seine Aufregung zu verbergen; Ellen blickte verlegen zu Boden. Sie gedachte der jahrelangen Aufopferung und Liebe der Eltern, der großen Pläne, die sie mit ihrem Bruder und ihr von Jugend auf gehabt

hatten, und sah sie nun vor sich mit gebrochenem Herzen. Wohl stand sie auf Heinrichs Seite, aber sie bedauerte doch die Eltern.

„Komm zum Frühstück, Vater!“ sprach sie, „es wird ganz kalt. — Nimm es nicht so zu Herzen, Mutter! Harry kommt gewiß bald wieder. Er wird der fremden Kost schnell müde werden und reuig zurückkehren.“

Ellen benahm sich während des Frühstücks so freundlich und ehrerbietig gegen ihre Eltern, und sprach so herzliche Teilnahme aus, daß ihre Mutter kaum die Tränen zurückhalten konnte und sich einigermaßen sammelte. Der Vater blieb verschlossen.

Am Abend desselben Tages trafen sich, vorheriger Verabredung gemäß, Harry Berg und James Thompson. „Ehe wir zu der bewußten Sache übergehen,“ bemerkte ersterer, „will ich dir mitteilen, daß ich heute früh meine Wohnung gewechselt habe. Ich war der Bevormundung seitens meiner Eltern schon längst überdrüssig, und da mich der Alte gestern Abend in einer Weise behandelte, die meine Selbstachtung verletzte, verließ ich sein Haus.“

„Nun, ein Wechsel ist manchmal recht angenehm,“ antwortete Thompson.

„Wo wohnst du jetzt?“

„Vorläufig im Hotel N.“

„Und Ellen?“

„O, die ist zu Hause gut aufgehoben. Sie kann sich besser in die sonderbaren Launen der Alten fügen, als ich. Uebrigens verläßt sich Ellen auf dich. Du wirst sie ja bald erlösen, nicht wahr?“

„Nun, ich habe keine Ursache es zu leugnen,“ entgegnete Thompson lächelnd; „aber wie stehst du mit meiner Schwester Jane?“

„O, das ist eine längst beschlossene Sache. Es fehlt nur des Alten Geld; und auf das habe ich unter den jetzigen Umständen weniger Aussicht als je.“

„Freilich, du mußt einlenken. Es wird sich schon machen lassen, denn dein Vater hat dich gern. Es wird noch alles gut werden."

„Ich will es hoffen. — Doch nun zur andern Sache. Wie steht es?"

„Es ist alles in Ordnung. Um 8 Uhr — es ist bald Zeit — versammelt sich die Loge und ich führe dich ein. Deinen Namen habe ich in der letzten Versammlung vorgeschlagen und heute abend sollst du aufgenommen werden. Bist du noch entschlossen?"

„Gewiß. Warum zweifelst du?"

„Ich dachte an deinen Vater — und an deine Kirche. Du bist eigentlich doch noch ein Katholik."

„Vor meinem Vater werde ich es vorläufig noch verheimlichen, bis er mir hinsichtlich meines zu erwartenden Vermögens zu Willen gewesen ist. Uebrigens geht es ihn nichts an. Ich bin ein freier Mann. Habe ich nicht soeben die elterliche Tyrannei abgeschüttelt? — Was die Kirche betrifft, so habe ich schon lange keine mehr besucht. Bin ich auch nicht förmlich ausgetreten, so habe ich mich doch schon längst der Priesterherrschaft entzogen. Die Priester mögen ihre Angelegenheiten besorgen, ich besorge die meinigen. Du hast mir überzeugend dargetan, daß der Beitritt zu einer Freimaurerloge von großem Nutzen in unserem Berufe ist, und ich lasse nichts unversucht, um vorwärts zu kommen. Also trete ich der Loge bei."

„Aber du sagst dich damit förmlich von deiner Kirche los."

„Einerlei! Ich bin entschlossen. — Wann gehen wir?"

„Sogleich! So gefällst du mir. Hinweg mit allen Bedenklichkeiten! Unser Bund über alles!"

Nach ungefähr zwei Stunden trat Harry als Freimaurer auf die Straße. Sein Freund Thompson fragte ihn: „Nun, Harry, wie fühlst du jetzt?"

„Vollkommen befriedigt und guten Mutes.“

„Fühlst du nicht, als ob du eine feste Stütze erhalten hättest?“

„Davon fühle ich vorläufig noch nichts; das kommt wohl später,“ meinte Harry lachend. „Aber dessen bin ich überzeugt, daß, nach dem, was ich gesehen und gehört, ich die Grenze überschritten habe und nun von der Kirche getrennt bin. Aber eine mächtige Gesellschaft, ein zielbewußter Bund steht hinter mir. Meinst du mit der Stütze das, so erkläre ich mich einverstanden.“

„So höre ich dich gern! Geh' jetzt mit mir nach Hause. Mein Vater wird sich freuen, den neuen Bundesgenossen zu begrüßen.“

„Wie? Dein Vater ist auch Freimaurer?“

„Seit vollen 25 Jahren und darüber. Er hat mich zum Beitritt bewogen und schreibt seinen eigenen Geschäftserfolg größtenteils dem Umstande zu, daß er Mitglied der Loge ist.“

„Ah, das läßt sich hören! Wie angenehm muß es sein, solch einen aufgeklärten, freisinnigen Vater zu haben!“

Und sie traten bei Thompsons ein, wo Harry auf das freundlichste begrüßt wurde.

Fünftes Kapitel.

Hochzeitsklänge.

Einige Wochen nach Harrys Aufnahme in den Freimaurerorden erhielt Vater Berg eines Abends den Besuch des älteren Herrn Thompson. Nach einigen alltäglichen Bemerkungen fragte der Besucher, ob Harry seinen Eltern bereits mitgeteilt habe, daß er sich zu verheiraten gedenke.

„Nein,“ sprach Berg, „er hat nichts gesagt, obwohl er gestern einige Zeit hier war. Oder hat er dir etwas davon gesagt, Frau?“

„Kein Wort, Vater, kein einziges Wort.“

„Das ist doch sonderbar," bemerkte Herr Thompson, „aber es hat weiter keine Bedeutung. Ich kann Ihnen ja selbst die Sache auseinandersetzen. Sie wissen also nicht, daß Ihr Sohn um die Hand meiner Tochter Jane angehalten hat?"

„Davon weiß ich allerdings nichts," entgegnete Berg, „doch will ich nicht leugnen, daß ich bemerkt habe, daß er sie sehr zu bevorzugen scheint. Er will sie also heiraten?"

„Ja, er hat um ihre Hand angehalten, und da meine Tochter keine Einwendungen zu machen hat, hielt ich es fürs beste, Sie zu benachrichtigen, damit die Sache erledigt werde."

Berg und seine Frau blickten einander an. Sie schienen verlegen und wußten nicht, was sie sagen sollten. Da kam Ellen ihnen zu Hilfe.

„Entschuldigen Sie, Herr Thompson," sprach sie, „Vater und Mutter sind durch Ihren ehrenden Antrag so überrascht, daß Sie ihnen Zeit lassen müssen, sich zu sammeln. Ich darf Ihnen jedoch in ihrem Namen erklären, daß sie nicht im geringsten etwas gegen die Verbindung einzuwenden haben, sondern vielmehr sich höchst geehrt fühlen. Dessen versicherte ich auch Harry, als er mit mir über die Sache sprach. Uebrigens war er schon längst überzeugt, wie sehr Vater und Mutter es sich zur Ehre rechnen würden, mit Ihnen in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten."

Indessen hatte sich Herr Berg gesammelt und sprach: „Das ist alles ganz richtig, Herr Thompson! Aber ich meine doch, mein Sohn hätte selbst mit mir über die beabsichtigte Verbindung reden sollen. So war es in Deutschland Brauch. Dort blieben Kinder so lange Kinder, als die Eltern lebten. Hier ist es eben anders."

„Wie Sie sagen, Herr Berg, hier ist es anders. Freiheit und Unabhängigkeit liegen in der Luft. Sie dürfen es Ihrem Sohne nicht als Unehrerbietigkeit anrechnen,

wenn er sich von amerikanischen Grundsätzen leiten läßt. Seien Sie überzeugt, daß er trotzdem die größte Achtung für Sie hegt. Sie geben also Ihre Einwilligung?"

„Zu was braucht er meine Einwilligung, wenn er, wie Sie zu verstehen geben, sein eigener Herr ist? Kommt er selbst zu mir und fragt mich, so werde ich ihm Antwort geben; kommt er nicht, so mag er auf eigene Verantwortung hin handeln und die Folgen tragen. Ist ihm etwas an meiner Einwilligung gelegen, so möge er selbst mich darum bitten."

„Ist das Ihr letztes Wort, Herr Berg?"

„Mein letztes, Herr Thompson."

Dieser erhob sich und verließ mit einer steifen Verbeugung das Haus.

Am folgenden Abend kam Harry, seine Eltern zu besuchen. Ellen gab ihm ein Zeichen, vorsichtig zu sein. Selbstverständlich war es ihm nur um seinen Teil des väterlichen Vermögens zu tun, an der Einwilligung seiner Eltern lag ihm nichts. Das wußte sein Vater wohl, und es trug nicht wenig dazu bei, ihn zu verbittern. Dennoch liebte er seinen Sohn trotz aller seiner Fehler, und war stolz auf ihn. Unter diesen Umständen kam es sehr viel darauf an, wie Harry auftrat, wenn er zu seinem Ziele gelangen wollte. Er zeigte sich also diesen Abend sehr ehrerbietig und liebevoll gegen seine Eltern, und es gelang ihm, einen höchst günstigen Eindruck auf sie zu machen. Nachdem er jede Spur von Gezwungenheit und Spannung beseitigt glaubte, ging er auf den Zweck seines Besuches über.

„Ich habe seit einiger Zeit daran gedacht, mich zu verheiraten, Vater!" begann er.

„Ich habe davon gehört," entgegnete dieser trocken. „Du hast ja Herrn Thompson hergeschickt, um uns davon zu benachrichtigen. Warum bist du nicht selber gekommen?"

„Ich wollte die Sache entschieden haben, ehe ich Sie damit belästigte."

„Du bist ja sehr rücksichtsvoll, Harry! Du willst uns bei einer Sache von so großer Wichtigkeit alle Mühe sparen. Das werden wir dir gedenken. Nicht wahr, Mutter?"

„Nun, die Wahrheit zu gestehen", antwortete Frau Berg mit einem zweideutigen Lächeln, „fühlte ich mich anfangs etwas zurückgesetzt, aber ich verwand es bald. Ich sah ein, daß Harry eigentlich recht hat. Wie könnte auch ein altes deutsches Paar wie wir, einem so vornehmen amerikanischen Sohn eine Gattin suchen? Das ginge wohl bei Brauns, bei uns ist es anders. Harry kann auf unsere ausländischen Ansichten keine Rücksicht nehmen."

Harry biß sich auf die Lippen, sichtlich eine zornige Antwort unterdrückend. Seine Sanftmut wurde ihm gutgeschrieben und nach Verlauf von einer halben Stunde kam man zu einem gegenseitigen Verständnisse. Nur e i n Hindernis war noch zu überwältigen. Frau Berg brachte nämlich die Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses zur Sprache. Harry aber beruhigte sie, indem er versicherte, seine Braut sei in dieser Beziehung gar nicht engherzig; er bezweifle nicht, daß sie nach der Heirat katholisch werden würde. Damit fiel der letzte Einwand.

An einem der folgenden Tage wurde Frau Berg durch den Besuch ihres Seelsorgers überrascht. Er kam, um sich betreffs der beabsichtigten Heirat zu erkundigen, von der er gehört hatte. Frau Berg versicherte nicht ohne Genugtuung, daß er recht berichtet worden sei.

„Hat diese Verbindung eure Billigung?" fragte der Priester.

„Gewiß, Euer Hochwürden! Wir sind ganz einverstanden. Die einzige Einwendung, die wir zu machen hatten, betraf die Religion. Mein Sohn aber sagte mir,

daß seine Braut in dieser Hinsicht sehr liberal sei, sie wäre ebenso gern katholisch, als etwas anderes."

„Um so schlimmer," sprach der Priester ernst

„Wieso denn? Ich verstehe Euer Hochwürden nicht. Das ist doch alles, was wir verlangen können."

„Da sind Sie bedenklich im Irrtum, Frau Berg!" entgegnete der Priester. „Bei jemanden, dem jede Religion gleich ist, ist wenig Hoffnung auf Bekehrung. Sie sagen, Ihr Sohn habe Hoffnung, daß seine Braut mit der Zeit katholisch werde; seien Sie vielmehr besorgt, daß er nicht protestantisch werde, oder, was noch schlimmer wäre, ein Ungläubiger."

„Gott bewahre, Euer Hochwürden! So schlimm ist er doch nicht."

„Ich möchte Ihnen gern glauben, Frau Berg; allein ich habe Grund, aus dem, was ich von ihm gesehen und gehört habe, zu schließen, daß er längst von der Kirche abgefallen ist."

„Wirklich? Freilich, in der Kirche ist er schon lange nicht mehr gewesen. Reden Sie ihm einmal ins Gewissen."

„Ich befürchte, dazu ist es zu spät. Sein protestantischer Umgang hat ihn der Kirche gänzlich entfremdet; er spottet über alles Katholische. Ich würde keinen Eindruck machen. — Gott befohlen, Frau Berg! Wenn die Tage der Trübsal kommen — und sie werden nicht ausbleiben — wissen Sie, wo ich zu finden bin. Ich würde Sie öfters besuchen, aber meine Zeit ist beschränkt. — Gelobt sei Jesus Christus!"

Als Frau Berg ihrem Manne den Besuch und die Bemerkungen des Priesters mitteilte, lachte er und sprach: „Er will uns nur ängstigen. Er ärgert sich, weil er nicht um Rat gefragt wurde. Harry braucht nichts davon zu erfahren; rückgängig kann die Sache doch nicht mehr gemacht werden."

Drei Wochen später war die Hochzeit. Die Trauung

wurde durch Janes Prediger vollzogen. Herr Berg gab seiner Befriedigung mit der Ehe durch einen Wechsel auf 10 000 Dollars Ausdruck und stieg demgemäß in der Achtung der Braut und ihrer Eltern. Nach dem der Trauung folgenden Frühstück trat das junge Paar eine mehrwöchentliche Hochzeitsreise an.

Sechstes Kapitel.

Die Ernte.

Nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise verlegte sich Harry mit allem Eifer auf seinen Beruf. Er hatte ein gefälliges Wesen, war beredt und baute sich bald eine einträgliche Praxis auf. Seine Logenangehörigkeit kam ihm ebenfalls zu statten, und auch in der Politik, welche in Amerika vom Advokatenstande unzertrennlich scheint, hatte er Erfolg. So verging ein Jahr, ehe er sich dessen versah. Seine junge Frau ward Mutter eines Söhnleins. Groß war die Freude der beiden Familien. Mutter und Kind waren gesund. Als nach einer Woche noch keine Rede war von der Taufe des Kindes, machte Harrys Mutter bei einem Besuche diesem gegenüber die Bemerkung, daß es Zeit sei, dasselbe taufen zu lassen. Er wies sie an seine Frau.

„Aber Harry," entgegnete Jane, „ich meine, du könntest selbst antworten, ohne mich zu belästigen. Du weißt so gut wie ich, daß mir jede Aufregung schadet."

„Nun, liebe Jane," sprach die Schwiegermutter, „die Taufe wird Sie nicht aufregen. Sie brauchen ja nicht dabei zu sein."

„Aber warum denn so eilen? Es ist ja noch Zeit damit, wenn ich gesund bin und auf sein kann."

Frau Berg wußte nicht, was sagen. Sie hatte eine gewisse Scheu vor der vornehmen Schwiegertochter. Sie wandte sich an Harry und sprach: „Du weißt so gut wie ich, daß die Taufe unter keinen Umständen

hinausgeschoben werden darf. Du bist vor Gott und der Kirche für die Seele des Kindes verantwortlich."

„O, was das betrifft, so kann er mir die Verantwortung überlassen," sprach hier Jane. „Uebrigens meine ich, über unser Kind hätten wir selbst zu bestimmen. Und daß ich es gleich sage: ich glaube gar nicht an die Kindertaufe. Ich wurde im Baptistenglauben erzogen und halte es für besser, und mehr der Bibel gemäß, daß man mit der Taufe warte, bis man erwachsen ist und für sich selber entscheiden kann."

„Um Gotteswillen, Jane," rief erschrocken Frau Berg; „ich war der Meinung, Sie wollten katholisch werden. Harry war dessen so sicher, daß er es für überflüssig hielt, die katholische Taufe und Erziehung der Kinder auszubedingen."

„Sie setzen mich in Erstaunen, Frau Berg! Ich bin mir nicht bewußt, ihm jemals Grund gegeben zu haben, zu glauben, daß ich je meine Religion wechseln würde. Oder doch, Harry?"

„Nun, ich meine, kurz vor unserer Hochzeit habest du mir einmal gesagt, daß du keine besondere Abneigung gegen Katholiken habest; worauf ich bemerkte, es würde mich freuen, wenn du dich entschließen könntest, dich zu meiner Religion zu bekennen."

„O, das war nicht mein Ernst! Ich konnte nicht glauben, daß du mir im Ernst die Zumutung machen würdest, katholisch zu werden, um so weniger, da du selbst so wenig auf deine Religion hältst. Sonst hätte ich die Sache gleich für alle Zukunft entschieden."

„Bedenke aber, Jane, daß meine Eltern das Kind katholisch getauft haben wollen."

„Und meine Eltern — sollen die nichts gelten?" rief die junge Frau aufgeregt aus. „Du kannst dein Kind taufen lassen, wo und von wem du willst; aber merke dir, tauft es ein katholischer Priester, so sind wir geschiedene Leute."

Harry ward verlegen. Seine Mutter blickte betrübt und besorgt von ihm zu seiner Frau. Da trat die Wärterin ins Mittel und verbot nachdrücklichst jedes weitere aufregende Gespräch. Harrys Mutter erhob sich, um zu gehen, gab ihrem Sohne aber einen Wink, ihr zu folgen. Draußen redete sie ihm nochmals ins Gewissen. Er hörte ihr geduldig zu und begleitete sie höflichst zur Haustüre. Mit schwerem Herzen begab sich die alte Frau nach Hause.

Nach zwei Tagen, abends spät, als sich Frau Berg eben zur Ruhe begeben wollte, erklang heftig die Türglocke. Ein Bote stand unten mit der Nachricht, das Kind sei plötzlich erkrankt, Harry lasse seine Mutter bitten, eiligst zu kommen. Das war eine erschütternde Botschaft. Die Großeltern beeilten sich, dem Rufe Folge zu leisten; vielleicht konnte man dem Kleinen noch die Nottaufe erteilen. — Aber ach, trotz aller Eile kamen sie zu spät. Bei ihrer Ankunft fanden sie das ganze Haus in Aufregung — das Kind war tot!

„Tot!“ rief schmerzbewegt Frau Berg, die kleine Leiche aus dem Bettchen nehmend und ängstlich befühlend. „Ach, es kann nicht sein!“ Aber sie mußte sich gestehen, daß alles Leben entwichen sei. „O hätte ich doch das Kind heimlich getauft, als ich das letztemal hier war! Ich verzeihe es mir nie.“

„Liebe Mutter,“ sprach Harry, „mache dir keine unnötigen Vorwürfe! Es ist ja nicht deine Schuld.“

„Sei es wessen Schuld es wolle, daß das Kind ohne Taufe starb; an deiner Stelle, Harry, möchte ich nicht sein.“

„Hier ist weder Ort noch Zeit zu Vorwürfen, Mutter! Das Geschehene läßt sich nicht ändern,“ antwortete er kurz, und setzte sich an das Bett seiner weinenden Gattin.

Noch hatten Harrys Eltern den Schmerz über den Tod des ungetauften Kindes nicht verwunden, als

eines Tages James Thompson bei ihnen eintrat und sie um die Hand ihrer Tochter Ellen bat. Vor etlichen Wochen noch hätte Herr Berg diesen Antrag mit Freuden angenommen, aber die Ereignisse der letzten Zeit hatten ihm einigermaßen die Augen geöffnet hinsichtlich der Folgen gemischter Ehen. Nun fühlte er sich zwar durch James Thompson Antrag sehr geehrt, zeigte sich aber nicht geneigt, seine Einwilligung zu geben. Noch mehr dagegen war seine Frau. Nicht, daß sie etwas gegen den jungen Mann hatte, aber der Tod des ungetauften Kindes hatte sie so angegriffen, daß sie vermeinte, lieber wolle sie Ellen im Grabe sehen, als daß sie einen Protestanten heirate. Das sagten die beiden nicht gerade mit Worten, aber James, der schlaue Advokat, brachte es nach und nach durch seine Querfragen doch dazu, daß er auf den Grund ihrer Weigerung kam.

„Da hätten wir's also," rief er dann lachend. „Warum habt Ihr mir den Grund Eurer Weigerung nicht gleich gesagt? Ihr habt mir keinen geringen Schrecken eingejagt. Ich glaubte, Ihr hättet im Ernste etwas gegen mich."

„Das haben wir auch," entgegnete Berg. „Zwar nicht gegen Ihre Person, denn Sie sind uns lieb und wert; aber gegen Ihre Religion."

„O, damit hat es hoffentlich keine Schwierigkeit. Ich glaube, Sie kennen mich zur Genüge, um zu wissen, daß ich Ellen kein Hindernis in der Ausübung ihrer Religion bereiten werde. Es ist kaum der Mühe wert, die Sache zu erwähnen. Lassen Sie alle Besorgnisse fahren, und geben Sie Ihre Einwilligung gern und freudig. Sie machen dadurch Ihre Tochter und mich glücklich."

So redete er freundlich und zudringlich auf die alten Leute ein und ließ sie nicht zu Worte kommen, bis er sich des Sieges sicher wußte. Dann stellte er

seine Fragen so schlau, daß sie eingewilligt hatten, ehe sie sich dessen recht bewußt waren. Nachdem er dies erreicht hatte, entfernte er sich schnell, so daß keine Gegenrede mehr möglich war.

Berg und seine Frau blickten sich nach seinem Weggange erst stillschweigend an und brachen dann in ein etwas gezwungen klingendes Lachen aus. „Ein Mundwerk hat er," sprach Berg, „gegen das kommt niemand auf. Nun, so schlimm wird es nicht sein!" Und damit gaben sie sich zufrieden.

Nach einigen Wochen fand die Hochzeit statt. Die Trauung nahm, wie bei Harry, ein protestantischer Prediger vor. „Die Priester sind so eigen," entschuldigte man sich, „und machen so viele Schwierigkeiten. Der Prediger vollzieht die Trauung, erhält seine Gebühr und damit ist es abgemacht." Auch dieses neuvermählte Paar machte eine Hochzeitsreise.

Einige Tage nach der Rückkehr der Neuvermählten machten auch Onkel Fritz Braun und seine Frau ihnen ihre Aufwartung. Im Laufe des Gespräches fragte ersterer, wie es Ellen auf der Reise ergangen sei.

James antwortete lachend: „Im ganzen genommen sehr gut. Nur anfangs hatte sie einige Schwierigkeiten. Ihr Katholiken kommt nicht so glatt durch die Welt, wie unsereins."

„Ich bitte, was hat Ellens Religion mit Ihrer Hochzeitsreise zu tun?" fragte Braun, obwohl er ungefähr erriet, was kommen würde.

„Um Gotteswillen, James," warf Ellen ein, „so schweig doch! Du weißt, Onkel Fritz macht gern einen Witz, und dann muß ich, wer weiß wie lang hören, was du ausplauderst."

Aus ihrem Erröten sah Braun deutlich, daß es sich um mehr als einen Scherz handle, und hatte seine Gründe dafür, James zur Fortsetzung seiner Erzählung zu veranlassen

„Nun," nahm dieser wieder das Wort, „die Sache war die. Am ersten und zweiten Freitag unserer Reise vergaßen die Hotelwirte, daß die Katholiken an diesem Tage kein Fleisch essen dürfen, und hatten nicht die geringste Vorsorge getroffen. Fisch war nicht auf dem Tisch, und Ellen hätte diese Vergeßlichkeit büßen müssen, wenn ich sie nicht überzeugt hätte, daß es ihre Pflicht sei, Fleisch zu essen."

„Wirklich?" rief Braun, und fragte dann: „Wie haben Sie ihr diese Ueberzeugung beigebracht?"

„Ich sagte ihr, der Papst selbst, wäre er an ihrer Stelle, müßte Fleisch essen, wenn er keinen Fisch bekäme. Hatte ich nicht recht?"

„Ich glaube nicht," entgegnete Braun trocken. „Ich bin nicht der Papst, und weiß also nicht, was dieser in einem solchen Falle tun würde. Aber das weiß ich, das ich unter keinen Umständen am Freitag Fleisch essen würde, wenn ich mich an erlaubten Speisen sättigen könnte. Auf einer Hoteltafel gibt es allerlei, was ein Katholik essen kann, ohne das Kirchengebot zu übertreten."

Ellen warf ihrem Gatten einen vorwurfsvollen Blick zu. Dieser aber, ohne Ahnung ihrer Beschämung und ihres Aergers, fuhr fort: „Es freut mich, Ellen das Zeugnis geben zu können, daß sie ihre Pflicht als Gattin besser kennt und ihrem Gatten gehorcht trotz Ihres sogenannten Kirchengebotes."

„Ich bitte dich, James, laß doch das alberne Geschwätz!" rief Ellen.

„Rege dich nicht auf, Ellen! Onkel Fritz muß doch erfahren, was wir alles erlebt haben. — Also am ersten Freitag war es am schlimmsten; dann wurde Ellen vernünftiger und machte aus der Not eine Tugend. War später Freitags Fisch auf dem Tisch, so aß sie davon, nur am letzten Freitag — da fühlte sie sich unwohl und mußte Fleisch essen."

„Bist du endlich fertig?“ rief Ellen, erregt aufstehend. „Oder weißt du noch mehr?“

„O ja!“ entgegnete James lächelnd. „An den Sonntagen ging es nicht viel besser. Mit dem Kirchengehen hatte sie auch ihre liebe Not; das heißt, am ersten Sonntag, und vielleicht noch am zweiten. Nicht wahr, Ellen?“

Ellen bebte vor Zorn. „Ich muß unbedingt dieses Zimmer verlassen, James,“ rief sie, „wenn du fortfährst, mich zu beleidigen.“

James sah, daß er zu weit gegangen war. Er zog sie an sich und sprach: „Ei, Ellen, ist es dir Ernst? Ich wollte dich ja gar nicht beleidigen. Ich dachte deinen Onkel mit unsern Erlebnissen zu unterhalten, und hatte nicht die leiseste Ahnung, daß du es so aufnehmen würdest.“

Dieser Zwischenfall brachte den Besuch Brauns und seiner Frau zu einem schnellen Ende. „Komm, Frau,“ sprach er; „wir sind hier überflüssig,“ und sie empfahlen sich. Nachdem sie gegangen waren, brach James in ein lautes Lachen aus über Ellens Empfindlichkeit.

Diese verteidigte sich mit den Worten: „Wäre es sonst jemand gewesen, so hätte ich die Sache ebenfalls von der lächerlichen Seite aufgefaßt; aber Onkel Fritz hat so strenge Ansichten über die sogenannten Pflichten eines Katholiken, und drückt sich so eigen aus, daß ich befürchtete, er werde mir einen Verweis geben.“

Siebentes Kapitel.

Primiz und Sterbebett.

Ein Jahr später, an einem schönen, sonnenhellen Morgen im April, war eine eigentümliche Bewegung im Braun'schen Haushalte bemerkbar. Alle waren in der freudigsten Stimmung, und dennoch herrschte eine

gewisse fromme Feierlichkeit. Sogar Klärchen, seit mehreren Monaten ein Opfer jener tückischen Krankheit, der Auszehrung, hatte das Bett verlassen und sich, auf den Arm ihres Bruders Johann gestützt, in das Wohnzimmer begeben, obwohl die Anstrengung fast zu groß für sie war, und ein oberflächlicher Blick auf ihre abgezehrte Gestalt erraten ließ, daß ihre Tage auf Erden gezählt seien.

„Weiß Thomas, daß ich anwesend sein werde?“ fragte sie.

„Ja, mein Kind,“ antwortete ihr Vater, „wir haben ihm gestern Nachricht geschickt.“

„O welch glücklicher Tag! Gott sei Dank, daß ich es erlebte, der ersten heiligen Messe meines Bruders beiwohnen zu können.“

Ihre Mutter lächelte und sprach die Hoffnung aus, sie werde noch oft das Glück haben, dem von Thomas dargebrachten heiligen Opfer beizuwohnen. Dann machte sich die ganze Familie bereit und begab sich in die nahe Kirche, wo Thomas Braun heute sein erstes heiliges Meßopfer darbringen sollte. Der junge Priester schritt mit Diakon und Subdiakon fromm zum Altar, das Hochamt begann und die Augen seiner Angehörigen schwammen in Tränen. Selbst Fritz Braun konnte sich derselben nicht erwehren beim Anblick seines Sohnes, der im priesterlichen Gewande das heiligste Geheimnis des Glaubens feierte. Nach der Kommunion des Priesters nahte sich die ganze Familie dem Tische des Herrn und empfing aus der Hand des Sohnes und Bruders das Brot des Lebens. Ihre Gefühle sind nicht zu beschreiben. Vater Braun sagte nachher, er habe mit dem greisen Simeon gebetet: „Nun, o Herr, entlässest du deinen Diener in Frieden, denn meine Augen haben dein Heil gesehen.“

Nach Vollendung des Gottesdienstes, als alle übrigen sich anschickten, die Kirche zu verlassen, blieb

Klärchen noch in Andacht versunken knien, bis ihre Mutter ihr einen Wink gab. Als sie beim Weihwasser-nehmen an der Kirchtüre eine Kniebeugung machte, warf sie einen langen, seelenvollen Blick auf den Altar.

„Weshalb hast du so lange auf den Altar geblickt?“ fragte die Mutter, als sie draußen standen.

„Kannst du es dir nicht denken, Mutter?“ entgegnete Klärchen lächelnd. „Ich nahm Abschied von der Kirche und von demjenigen, der darin auf dem Altare thront. Ich gedachte der glückseligen Stunden, die ich da zugebracht habe, und der Gnaden, die ich an diesem Orte erhielt.“

Die Anstrengung und Aufregung der langen Feier war für Klärchen zu groß gewesen. Zu Hause angekommen, mußte sie sich alsbald zu Bett begeben. Am Nachmittage besuchte sie ihr Bruder Thomas und versprach ihr, morgen die heilige Messe für sie aufzuopfern. Klärchen dankte ihm lächelnd und sprach: „Das ist das einzige, was ich auf Erden noch erhofft habe, daß mein Bruder das heilige Opfer für mich darbringe. Gott war sehr gütig gegen mich. Nun will ich gerne sterben.“

„Wie Gott will, Schwester! Er lenkt alles zum Besten.“

Der Vater trat ein. Thomas sprach zu ihm: „O wie glücklich waren wir heute morgen, als wir uns alle am Altare zusammenfanden! Nur fiel mir auf, daß niemand von Bergs anwesend war. Wie kam es?“

„O, das war so auffallend nicht. Es hat sich in den letzten Jahren so manches ereignet, was ihre Abwesenheit begreifen läßt. Ich befürchte, sie blieben absichtlich weg.“

„Hast du ihnen eine Einladung geschickt?“

„Gewiß! Wilhelm benachrichtigte Harry, die Mutter Ellen und zu den alten Leuten ging ich selbst. Harry scheint den Glauben ganz verloren zu haben.“

„Das wollen wir nicht hoffen, Vater!“ sprach der

junge Priester voll Besorgnis. „Ich werde ihn besuchen und mit ihm reden. Vielleicht ist es nicht so schlimm, wie du befürchtest."

„Nun, du wirst sehen. Er hat so wenig Glauben wie der Stuhl da. Wollte Gott, ich könnte ihm ein besseres Zeugnis geben! Ich liebte Harry einstens wie meine eigenen Kinder."

Der junge Priester sprach noch einige tröstende Worte zu seiner Schwester, gab ihr seinen Segen und verabschiedete sich.

Am nächsten Tage kam Klärchens Beichtvater, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Er fand sie so schwach, daß er es für geraten hielt, ihr noch an demselben Tage die heilige Oelung zu spenden. Mit dem Versprechen, ihr am nächsten Morgen die heilige Wegzehrung zu reichen, entfernte er sich.

Es war ein feierlicher Anblick, als früh am folgenden Tage die brave Familie um das Sterbelager ihres jüngsten Mitgliedes versammelt war. Thomas betete der Schwester die Vorbereitungsakte vor, dann reichte ihr der Beichtvater, der sie von Kindheit an kannte, den heiligen Leib des Herrn. Es war die letzte heilige Kommunion, die sie empfing. Gegen vier Uhr nachmittags hauchte sie ihre reine Seele aus. An einer Seite ihres Bettes kniete ihre Mutter und betete, an der andern Seite ihr priesterlicher Bruder und hielt ihr das Kruzifix von Zeit zu Zeit zum Kusse hin, indem er ihr die heiligsten Namen Jesu und Mariä und kurze Anrufungen vorsprach. Im Umkreise kniete die ganze Familie in stillem Gebete. Die Kranke hatte schon vor Empfang der heiligen Wegzehrung von allen Abschied genommen und Vater und Mutter um ihren Segen gebeten. Nun beschäftigte sie sich nur noch mit ihrem göttlichen Bräutigam, der sie heimzuholen kam. Vollkommen in Gottes Willen ergeben, brachte sie ihm ihr junges, reines Leben gern zum Opfer dar. Sie starb

ohne irgendwelchen Schmerz. Ein unmerkliches Zucken, ein brechender Blick auf das Kruzifix — und ihre Seele war friedlich entschwebt. Ihr Bruder legte das Kruzifix auf den Tisch und betete laut: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe! Das ewige Licht leuchte ihr! Laß sie ruhen in Frieden! Amen.“ Indessen drückte ihr die Mutter die Augen zu und küßte ihre reine Stirne. Dann aber brach ihre bisher mühsam behauptete Fassung zusammen und laut weinend ließ sie sich von ihrem gebeugten Gatten und erschütterten Sohne Thomas in ihr Zimmer führen, wo diese sie ihrem mütterlichen Schmerze überließen.

Die rührende Sterbeszene hatte einen unbemerkten Zuschauer gehabt. Als Herr Braun und sein Sohn vom Zimmer der Mutter hinweg an dem Empfangszimmer vorübergingen, trat ihnen aus diesem Harry Berg entgegen. Er war bleicher als gewöhnlich, und eine Träne schimmerte in seinem Auge, als er seinem Onkel die Hand reichte.

„Ich spreche Ihnen mein aufrichtiges Beileid aus, lieber Onkel,“ sprach er. „Sie war eine reine Seele.“

„Reif für den Himmel, Cousin,“ entgegnete Thomas. „Sie starb eines schönen Todes.“

„Wahr, sehr wahr, Cousin!“

„Warst du Zeuge?

„Ja! Ich hörte vor ungefähr einer Stunde, daß sie die Nacht kaum überleben würde und kam alsbald hieher. Ich fand alle im Sterbezimmer versammelt. Der Anblick war unbeschreiblich feierlich und ergreifend. Es ist doch etwas eigenes um die Kraft und den Trost der Religion.“

„Gebe Gott,“ sprach Herr Braun ernst, „daß Klärchens Tod dir die Augen öffne! So schwer mir derselbe fällt, würde ich dafür dankbar sein, wenn er dich zu deiner Pflicht zurückführt. Wir alle müssen einstens durch die gleiche dunkle Pforte ins Jenseits eingehen.“

Harry Berg war einige Tage wie umgewandelt. Aber mit der Zeit verlor sich der heilsame Eindruck, welchen Klärchens Tod auf ihn gemacht hatte, und nach einigen Wochen brachte er es über sich, über seine damalige Schwäche, wie er das Aufwachen seines Gewissens nannte, zu lächeln. Von da an ließ sich noch weniger als bisher hoffen, daß er jemals wieder zu den Uebungen seines Glaubens zurückkehren werde.

Achtes Kapitel.

In Todesnöten.

Nach weiteren zehn Jahren wollen wir nochmals einen Blick auf die Familien werfen, deren Schicksal wir bisher gefolgt sind. — Der biedere Fritz Braun weilt nicht mehr unter den Lebenden. Im Alter von 65 Jahren starb er wohl vorbereitet eines seligen Todes. Ein schönes Denkmal auf dem katholischen Gottesacker bezeichnet seine Ruhestätte und ist zugleich ein Beweis der Dankbarkeit seiner Kinder. In der Kirche aber, die er während seines Lebens so fleißig und gläubig besuchte und unterstützte, hatte er sich selber ein jährliches Totenamt gestiftet, und im katholischen Waisenhause, das er mit einem beträchtlichen Vermächtnisse bedacht hatte, schließen ihn die Kinder täglich in ihr frommes Gebet ein.

Lieschen trat bald nach dem Tode ihrer Schwester bei den Klosterfrauen ein, wo sie ihre Erziehung vollendet hatte, und wurde die treue und fleißige Gehilfin der alternden Schwester Rosa. Wilhelm Braun ist glücklich verheiratet und Vater mehrerer Kinder. Sein Bruder Johann wohnt bei ihm und ist sein Geschäftsteilhaber. Der Hochw. Thomas Braun ist einer der angesehensten und eifrigsten Priester seiner Diözese und ein unermüdlicher Verteidiger der Pfarrschulen. Mutter Braun genießt ihren Lebensabend ruhig und friedlich

in seinem Hause. Jährlich einmal zieht sich auf einige Wochen zu ihren andern Söhnen und verjüngt sich im Anblick der unschuldigen, gesitteten Kinder Wilhelms, welche die Großmutter fast noch lieber haben, als die eigene Mutter. Befällt sie zu Zeiten das Heimweh nach ihrem vorausgegangenen Gatten und Kinde, so betet sie ergeben: „Herr, dein Wille geschehe! Wie sehr ich mich auch nach dem Himmel sehne, will ich gern noch dableiben, solange es dein heiliger Wille ist; denn ich weiß, daß meine lieben Kinder glücklicher sind, wenn ich bei ihnen bin."

Herr und Frau Berg führen ein einsames Dasein. Der Reichtum ist ihnen nicht zur Freude und zum Segen geworden. Berg war stets ein verschlossener Charakter und ward mit den Jahren immer mürrischer und verbissener. Sein Glaube hatte für ihn keine Tröstungen, denn mit der Zeit war er ein bloßer Namenskatholik geworden; höchstens einmal im Jahre empfing er, um sich nicht von der Kirche auszuschließen, die heiligen Sakramente. Seine Gattin empfing dieselben öfter, fand aber wenig Frieden, denn die Vorwürfe über die verfehlte Erziehung ihrer Kinder verbitterten ihr den Lebensabend. Gewissensbisse nagten an beiden und sie waren sich selbst und andern zur Last. Daß ihre Kinder sich ihrer schämten, hatten sie bei mehr als einer Gelegenheit erfahren. So sehr auch Frau Berg sich dagegen sträubte, das zu glauben, der folgende Vorfall mußte ihr die Augen öffnen.

Eines Tages kam sie in Thompsons Haus, um Ellen zu besuchen. Es war gerade anderer Besuch da, und ihr Empfang war nicht sehr freundlich. „Ich wünsche, Mutter", sprach ihre Tochter, „daß Sie sich nicht im Empfangszimmer zeigen. Es ist Besuch da. Sie können ja ins Kinderzimmer gehen und dort bleiben, bis ich zu Ihnen komme: Sie wissen ja, daß ich selbst mich freue, Sie zu sehen, aber meine Besucher spotten über

Ihre fremdländische Aussprache. Sie können sich diese auch gar nicht abgewöhnen."

„Und das will ich auch nicht, Ellen! Ich weiß wohl, daß ich alte Frau nicht in deine vornehme Gesellschaft passe, und hätte schon längst wegbleiben sollen. Gut, daß du mich daran erinnerst. Du brauchst es nicht zum zweitenmale zu sagen. Ich gehe, und komme nicht wieder, bis du mich rufen läßt."

„Aber, Mutter, Sie sind doch nicht erzürnt?" rief Ellen nun mit wirklicher oder erheuchelter Besorgnis; „Sie wissen doch, daß ich Ihnen nicht wehtun wollte."

„Einerlei, was du gewollt hast! Wenn du dich deiner alten Mutter schämst, so bleib ich künftig weg. — Hier ist einiges Spielzeug für die Kinder."

„Sie gehen doch hinauf zu ihnen, Mutter?"

„Nein!" sprach die arme, gekränkte Frau mit erstickter Stimme. „Ich geh nach Hause. Küsse die Kleinen für mich."

Ellen begleitete die Mutter zur Tür, immer noch sich entschuldigend. Das erzürnte die gereizte Frau noch mehr und sie sprach: „Geh du deiner Wege und laß mich in Ruhe! Erst schlägst du die Wunde, dann willst du ein Pflaster darauflegen. Geh, sag ich dir, zu deinen feinen Damen!"

„O, wenn die Sache so steht", sprach Frau Thompson, „so habe ich freilich weiter nichts zu sagen. Guten Tag!"

Auch Herr Berg kam eines Tages aufgeregt und erhitzt nach Hause. „Was hast du denn heute? Was ist dir begegnet?" fragte besorgt seine Frau.

„O, nichts von Belang! Ich bin selbst schuld; ich hätte es vorher wissen können. Und dennoch ist es eine Schande, daß sich ein Vater so im Hause seines Sohnes behandeln lassen muß. — Ich wollte Harry besuchen, fand ihn aber nicht zu Hause. Ich wurde in das kleine Zimmer dem Parlor gegenüber gewiesen, und

das Stubenmädchen teilte mir mit, daß ich Harrys Frau nicht sprechen könne, sie habe Besuch. Ich ließ ihr sagen, ich hätte eine Mitteilung für Harry; aber sie kam nicht. Ich wartete und wartete, ging im Zimmer auf und ab und setzte mich wieder, aber Jane kam nicht. Ich läutete, und fragte das Mädchen, ob sie mich gemeldet habe. „O nein, ich getraue mir nicht!“ gab die Kreatur zur Antwort, „es könnte mich meinen Platz kosten.“ Daß ich verdrießlich war, kannst du mir glauben. Dennoch fragte ich, ob ich vielleicht die Kinder sehen könnte. Das Mädchen ging, sie zu suchen. Ich hörte, wie sie ihnen sagte, der Großpapa sei da, sie sollten kommen. „Welcher Großpapa?“ fragte der älteste. „Großpapa Berg,“ gab das Mädchen zur Antwort. Da wehrten sich die ungezogenen kleinen Bengel, und der älteste sagte: „Zu dem alten deutschen Großpapa gehe ich nicht.“ Das Mädchen kam zurück und meldete, sie könne die Kinder nicht finden. Den Blick, den ich ihr zuwarf, wird sie so bald nicht vergessen. Sie wurde über und über rot, sagte aber nichts. Ich ging fort, und es wird lange dauern, bis ich wieder hingehe. Mit meinem Willen gehst du auch nicht mehr hin, Frau.“

„Gott bessere es! Ellen und die Kinder machen es gerade so. Aber es läßt sich bei ihrer amerikanischen Erziehung nicht anders erwarten. Wie wir unsere Kinder erzogen haben, so erziehen sie die ihrigen — und das sind die Folgen. Das Herz droht mir stillzustehen, wenn ich daran denke.“

Als Frau Berg den erwähnten Besuch bei ihrer Tochter machte, war diese ihrer Niederkunft nahe. Alles ging glücklich von statten und sie genas eines gesunden Söhnleins. Aber gleich nach der Geburt stellte sich bei der Mutter eine Entzündung ein, und sie lebte nur mehr wenige Stunden. Sie hätte noch genügend Zeit gehabt, ihren Frieden mit Gott zu ma-

chen, aber sie dachte nicht ans Sterben. Leben wollte sie, leben für ihren Gatten und für ihre Kinder. So jung noch und so unvorbereitet — und sterben! Nein, das konnte Gott nicht wollen!

Herr und Frau Berg waren in höchster Eile gerufen worden, als der Arzt die Krankheit für gefährlich erklärte. Trotz der Einsprache Thompsons und der Kranken, die immer noch an keine Gefahr glauben wollten, sandte Frau Berg gleich nach ihrer Ankunft einen Boten nach dem Priester. Es war keiner zu Hause, beide waren in entgegengesetzter Richtung zu Kranken gerufen worden. Nach einer Stunde kam einer und eilte, dem neuen Rufe Folge zu leisten. Aber ach, wie er auch eilte — er kam zu spät! Der Tod war ihm zuvorgekommen. Als er in das Haus trat, war Ellens Seele bereits entflohen. Zehn Minuten vor dem Eintreffen des Priesters war Ellen Thompson verschieden! In ihren letzten Augenblicken hatte sie laut gerufen und gejammert: „Einen Priester! Einen Priester!“ Aber es kam keiner. „Mutter, Mutter, bete für mich!“ wimmerte sie dann. „Aber was kann das Gebet mir nützen? Ich habe Jahre lang nicht gebetet, nicht gebeichtet! Ich habe nichts getan für die Ewigkeit — und nun stehe ich an ihrer Schwelle!“

„Liebes Kind!“ sprach die Mutter, „bete zur Mutter Gottes!“

„Zur Mutter Gottes! Ach, ich habe alle um mich her, selbst meine Kinder, verächtlich von ihr reden lassen! Ich habe niemand, niemand, der für mich bittet!“ Die Stimme versagte ihr. „Meine Kinder, meine armen Kinder!“ — Das waren ihre letzten Worte.

Ihr Tod, körperlich schmerzlos, aber unerwartet, unvorbereitet und verzweiflungsvoll, ließ ihre bisher so regelmäßigen und sanften Gesichtszüge eingefallen und alt erscheinen; ein unnennbar schmerzlicher Ausdruck blieb darauf zurück.

Frau Berg erholte sich nicht mehr von diesem Schlage. Sie starb gebrochenen Herzens einige Wochen nach ihrer Tochter und ließ ihren Gatten trostloser und verlassener als je zurück.

Harry ward durch den schnellen Tod seiner Schwester so erschüttert, daß er vier Sonntage nacheinander der heiligen Messe beiwohnte und einmal sogar entschlossen schien, zur heiligen Beicht zu gehen. Er kam in dieser Absicht an einem Samstag-Nachmittag wirklich bis in die Nähe der Kirche. Da begegnete ihm einer seiner Freunde von der Loge und fragte ihn mit einem spöttischen Lächeln, was ihn dahin führe. Er antwortete mit einer Ausrede und folgte der Einladung in eine benachbarte Schenke zu einem Trunke.

Das war der Wendepunkt in Harry Bergs Leben. Er blieb, was er war, ein Ungläubiger und ein Freimaurer.

James Thompson fand bald eine zweite Gattin. Da sie protestantisch war, blieben Ellens Kinder für die Kirche ihrer Mutter verloren.

II.
Auf fremden Pfaden.

Erstes Kapitel.

Silvesterabend.

Winter war's — Silvesterabend — und in den Tälern und Schluchten der Alleghenh-Gebirge hatte sich der Schnee gestaut, welchen den Wind von den Höhenzügen unabläßig in die tiefer gelegenen Gegenden wehte. Von einer Landstraße war kaum mehr eine Spur, nur hie und da zeigte eine über die weiße Decke hinausragende Umzäumung deren Richtung an. Dann brauchte das Auge nicht lange zu suchen, bis der Rauch aus dem Kamin einer Blockhütte eine menschliche Wohnung anzeigte.

In einer solchen Blockhütte, weit von jedem Nachbar entlegen, wohnte eine verwitwete Mutter mit ihren Kindern. Zur Zeit unserer Erzählung, am letzten Abend des Jahres 185*, brannte ein ansehnlicher Eichenklotz auf dem geräumigen Feuerherde der Wohnstube, um welchen die Familie versammelt war und sich der behaglichen Wärme erfreute.

War die Familie auch arm, mit dem Notwendigsten war sie doch versehen — dank der sorgsamen Mutter und dem unermüdlichen Fleiße des ältesten Sohnes. Die Mais- und Weizenernte war gut ausgefallen; einige Schweine hatten sie auch schlachten können, und

„Bleß", die bunte Kuh, gab immer noch Milch. Zu hungern brauchten sie also nicht. Johann, der älteste Sohn, hatte, ehe die Wege unfahrbar waren, auf einem Schlitten einen mächtigen Holzvorrat aus dem nahen Walde herbeigeschafft, und so konnten sie getrost der wärmeren Jahreszeit entgegensehen.

Deswegen brachten sie den Silvesterabend auch so munter und fröhlich zu. Die jüngeren Kinder vergnügten sich mit allerlei Spielen; die Mutter und Johann saßen am Tisch und lasen. Das Wohnzimmer der ärmlichen Behausung bot einen recht heimischen Anblick, dessen Eindruck noch verstärkt wurde durch den Hauch der Frömmigkeit, der über demselben lag. Rings an den Wänden hingen Heiligenbilder, die, wenn sie auch keine Kunstwerke waren, doch der Erbauung dienten. Das Kruzifix, welches heutzutage in so mancher katholischen Wohnung höchstens noch im Schlafzimmer geduldet wird, hatte hier den Ehrenplatz oberhalb des Tisches zwischen den beiden Fenstern; zu den Füßen desselben befand sich eine kleine Gipsstatue der seligsten Gottesmutter Maria. Hier knieten allabendlich die Mutter und die Kinder zum gemeinschaftlichen Familiengebete nieder; hier empfahl die Witwe oft, wenn sie allein war, ihren größten Kummer dem Herrn und seiner Mutter im Gebete. Johann, ihr ältester Sohn, sonst bescheiden, fleißig und gehorsam, hatte die Frömmigkeit seiner Kinderjahre verloren; er beteiligte sich selten am Familiengebete, ja, er schien auf dem besten Wege, dem Glauben gänzlich entfremdet zu werden. O wie schmerzte das die fromme Mutter, wie viele Tränen preßte es ihr aus, wenn sie sich unbeachtet und allein wußte!

Wie war das gekommen? — Die Gegend, in der sich die Familie niedergelassen hatte, gehörte zu dem Missionsbezirke, den ein frommer Ordenspriester aus einem etwa 40 Meilen entfernten Kloster zu versehen

hatte. Das armselige Block-Kirchlein, welches der aus etwa zwölf armen Ansiedlerfamilien bestehenden Gemeinde als gottesdienstlicher Versammlungsort diente, befand sich im Mittelpunkt der weit auseinander liegenden Bergfarmen, und war etwa sieben Meilen von der Wohnung der Witwe entlegen. Der Priester kam, wenn es die Wege gestatteten, alle sechs Wochen und blieb drei Tage. Den Samstag-Nachmittag und Montag-Vormittag widmete er dem Unterrichte der Kinder im Katechismus, den Sonntag brachte er mit Beichthören und den übrigen gottesdienstlichen Verrichtungen zu. Er mußte sich zu seinem Schmerze gestehen, daß sein Unterricht bei den Kindern nur wenig Früchte zu tragen schien, besonders bei denjenigen, deren Eltern in der Sorge für ihr zeitliches Fortkommen darauf vergaßen, demselben zu Hause nachzuhelfen. In der Distriktschule, welche die Kinder besuchten, war von religiösen Dingen nur insofern die Rede, als es galt, die katholische Kirche und ihre Vorschriften und Gebräuche lächerlich zu machen. So wuchs denn die Jugend heran und wurde unmerklich dem Glauben entfremdet.

Bei Johann war noch eine andere Gefahr hinzugekommen. Er war ein talentvoller Jüngling und las sehr gern. Aber die wenigen Bücher, die seine Mutter besaß, hatte er bereits als Kind wiederholt gelesen — und jetzt fand er keinen Geschmack mehr daran. In dem drei Meilen entfernten Poststädtchen aber befand sich die öffentliche Bibliothek, aus welcher jeder Steuerzahler sich nach Belieben Bücher holen konnte. Diese benutzte er fleißig, und nach und nach zeigten sich die Folgen. Durch die Romane, Novellen, Reisebeschreibungen usw., die er da las, zog sich der Geist des Unglaubens und ging unbemerkt in sein Herz über, wo er mit der Zeit den kindlichen Glauben verdrängte, den ihm seine Mutter eingepflanzt hatte.

Als es am genannten Silvesterabend zehn Uhr schlug, sprach die Mutter: „Kinder, es ist heute der letzte Abend des Jahres. Es geziemt sich, daß wir das alte Jahr mit Danksagung gegen Gott abschließen, denn er war gegen uns sehr gütig. Kniet nieder!“

Alle folgten der Mahnung und dem Beispiele der Mutter, nur Johann nicht.

„Johann, komm! Wir wollen alle mitsammen Gott für die Wohltaten Dank sagen, die er uns während des Jahres erwiesen hat.“

„Ei, was!“ entgegnete Johann, „laß mich lesen. Ich muß heute abend noch mit diesem Buche fertig werden. Es ist gar zu schön. Es handelt von einem, der in Kalifornien sein Glück gemacht hat.“

„Wir hatten auch Glück im verflossenen Jahre. Wir sind vorwärts gekommen, während andere zurückgegangen sind,“ sprach die Mutter, wieder aufstehend und vor ihn hintretend; „also haben wir alle Ursache, Gott zu danken für seine Güte und seinen Schutz.“

„Ei was, danken! Ich habe für alles, was wir haben, hart arbeiten müssen.“

„Das ist wahr, mein Sohn,“ entgegnete die Mutter, „du hast im verflossenen Jahre fleißig und schwer gearbeitet. Hätte Gott aber nicht auch uns, wie so viele andere, mit Unglück und Krankheiten heimsuchen können?“

„Laß mich in Ruhe! Was wir haben, habe ich durch meine Arbeit erworben und wahrlich sauer genug verdient. Geschenkt wird einem nichts. Betet ihr meinetwegen; vielleicht schneit es heute Nacht noch Gold und Silber, dann wollen wir uns lustige Tage machen.“ Er lachte spöttisch, nahm das Buch wieder zur Hand und begann weiter zu lesen.

Der Mutter ging ein Stich durchs Herz. Mit Tränen in den Augen sprach sie: „Soweit ist es also mit dir gekommen? Und ich habe dich doch so sorg-

fältig erzogen! Aber da sind die verführerischen Bücher daran schuld. Wie oft habe ich dich davor gewarnt und dich gebeten, du möchtest lieber gute, katholische Bücher lesen, als solchen Schund wie die ungläubigen Romane und Novellen. Ach, was würde der Vater sagen, wenn er dich gehört hätte: im Grabe würde er sich umdrehen." Und weinend kniete sie wieder zu den Kindern nieder.

Auch Johann schlug mürrisch sein Buch zu, rückte seinen Stuhl vom Tisch zurück und kniete vor demselben hin. Als das Gebet vollendet war, besprengte die fromme Mutter die Kleinen mit Weihwasser und brachte sie zu Bett. Nach ihrer Rückkehr zog sich auch Johann mit einem kalten: „Gute Nacht, Mutter! Glückliches Neujahr!" in seine nebenan liegende Kammer zurück.

Die fromme Mutter aber nahm ihren Rosenkranz zur Hand und ließ dessen oft gebrauchte Perlen langsam durch ihre Finger gleiten, indessen sie leise betete. Und erst, als der zwölfte Stundenschlag verklingend das neue Jahr ankündigte, beendigte sie ihr Gebet. Und der Ihrigen gedenkend, sprach sie leise: „Glückseliges neues Jahr! — Was wird es bringen? — Mutter der Schmerzen, bitte für uns!" Und auch sie begab sich zur Ruhe.

Zweites Kapitel.

Hinaus in die Ferne!

Am Neujahrsmorgen strahlte die Sonne hell und freundlich am Himmel. Die Eichen und Fichten des nahen Waldes glänzten und funkelten wie von Edelsteinen übersäet. Der Wind hatte sich gelegt; man spürte keinen Hauch. Die feierliche Stille wurde nur unterbrochen durch das Hämmern des einen oder andern Buntspechtes, der in der Rinde eines Baumes

nach Nahrung suchte. Die Kälte war gebrochen, aber noch knarrte der Schnee unter den Tritten Johannes, der nach dem Frühstücke den festgetretenen Pfad entlang sich zum Stalle hinbegab. Er schien keine gute Nacht gehabt zu haben, denn er redete mürrisch mit sich selbst: „Einmal muß es doch heraus, und heute ist die beste Gelegenheit dazu. Ich bin es müde, mich hier abzuplagen und dann noch jeden Tag eine Strafpredigt anzuhören. Ich suche mein Glück in Kalifornien, wie so viele andere.“ Mechanisch schüttete er der Kuh frisches Heu in die Raufe und beachtete nicht, wie diese, die gewohnte Liebkosung des Streichelns erwartend, ihn gleichsam vorwurfsvoll anblickte, als er sich hinwegwandte, um den Schweinen etwas Mais vorzuwerfen. In das Haus zurückgekehrt, fand er die Mutter allein im Wohnzimmer, die Kinder waren in der Küche.

„Mutter,“ sprach er, „schon lange trage ich mich mit dem Gedanken, einmal die Welt zu sehen. Für den Winter bist du versorgt. Im Frühjahr kannst du für den Feldbau einen Knecht einstellen. Bei der Arbeit im Haus und Garten hast du Hilfe an den Kindern. Ich bin also entbehrlich, und wenn ich jetzt nicht gehe, komme ich nie fort.“ Die Mutter wollte eine Einwendung machen. „Spare dir die Worte! Ich habe mich unwiderruflich entschlossen. Ich gehe nach Kalifornien, dort mein Glück zu machen.“

„Dein Glück zu machen! Als ob es ein größeres Glück gäbe, als Zufriedenheit und Gottesfurcht. Was fehlt denn hier zu deinem Glück?“

„Der Reichtum fehlt mir! Ich will mich nicht mein ganzes Leben lang auf diesem Steinhaufen, Farm genannt, abplagen und doch zu nichts kommen. Ich will reich und angesehen werden.“

„Reichtum allein macht nicht glücklich, wohl aber Zufriedenheit und frommer Sinn.“

„Wenn ich einmal ein reicher Mann bin, werde ich vielleicht auch wieder fromm. — Laß uns heute abrechnen, damit ich sehe, wieviel Geld du mir zur Reise mitgeben kannst.“ — Ein braver Sohn war Johann nämlich stets gewesen und hatte seiner Mutter freie Hand in der Verwaltung des geringen Einkommens der Farm gelassen.

Alle Versuche der Mutter, ihn andern Sinnes zu machen, waren vergeblich. Sie willigte endlich schweren Herzens ein. Die Zählung des vorhandenen Barbetrages war bald geschehen. Die Abreise wurde auf übermorgen festgesetzt, aus Furcht, hereinbrechendes Tauwetter möchte sie sonst auf Wochen hinaus unmöglich machen. Einen — den Hauptgrund — weshalb die Mutter nicht länger Einspruch gegen die Reise erhob, verschwieg sie. Sie fürchtete nämlich, das Beispiel des ältesten Sohnes möchte nach und nach verderblich auf die übrigen Kinder einwirken.

So holte sie denn am Morgen der Abreise das Geld aus seinem Verstecke und gab Johann den größten Teil der schwer ersparten Dollars. „Hab wohl acht darauf,“ sprach sie, „und gib keinen Cent unnützerweise aus. Es ist alles ehrlich erworbenes Geld und ich hoffe, es wird dir Segen bringen. Noch größere Hoffnung aber setze ich auf dieses hier,“ und sie legte zum Gelde ein kleines Kruzifix, eine Medaille der Unbefleckten Empfängnis und einen Katechismus. „Mein Sohn“, fuhr sie unter Tränen fort, „versprich mir, dieses Kruzifix in Ehren zu halten und diese Medaille stets bei dir zu tragen. Bete morgens und abends täglich wenigstens ein Ave Maria, dann werden diese geweihten Gegenstände den Schutz Gottes und Mariä auf dich herabziehen. Den Katechismus aber bewahre gut auf und laß keinen Sonn- und Feiertag vorübergehen, ohne darin zu lesen.“

Wohl regte sich bei dieser mütterlichen Ermahnung

und Fürsorge der gute Geist im Herzen Johannes und sprach: „Bleib bei der guten Mutter!“ Jugendstolz und Eigensinn aber siegten über die bessere Regung. Auch hatte er schon Abschied von seinen Kameraden genommen, und so gab der Gedanke: „Was würden sie von mir denken, wenn ich dabliebe?“ den Ausschlag, ihn in seinem Vorhaben zu bestärken.

Er nahm Abschied von Mutter und Geschwistern. Den Reisesack mit seinen wenigen Habseligkeiten in der Hand, schwang er sich auf den vor dem Hause haltenden Schlitten — und talwärts ging es, dem drei Meilen entfernten Eisenbahnstädtchen zu. Dort angekommen, dauerte es nicht lange, bis ein gedehnter Pfiff der Lokomotive ankündigte, daß nun an eine Rückkehr nicht mehr zu denken sei.

Drittes Kapitel.

Im Westen.

Westwärts ging es! Unaufhaltsam flog der Zug dahin. In den größeren Städten wurde höchstens eine Viertelstunde, in den Dörfern und Ansiedlungen oft kaum eine Minute gehalten. Vorläufig war sein Reiseziel St. Louis. Dort wollte er sich eine zeitlang aufhalten und dann eine Gelegenheit suchen, nach Kalifornien zu kommen.

In St. Louis hörte er so manches, was geeignet war, seine Begeisterung für das Goldland abzukühlen. Die Reise dahin kostete viel, war lang und gefahrvoll, der Aufenthalt in den Minen unsicher. Aber weiter nach dem Westen wollte er doch. In Nebraska, so hörte er, gab es meilengroße Farmen, wo die Viehzucht im Großen betrieben wurde. Dahin machte er sich auf.

Schon waren mehrere Wochen vergangen seit seiner Ankunft daselbst, und noch hatte er keine Arbeit gefunden. Von mancher Wanderung kam er müde, hung-

rig und mutlos in das armselige Kosthaus des Städtchens zurück, das er zu seinem Aufenthalte gewählt hatte. Sein Geld war bis auf wenige Dollars zusammengeschmolzen. Noch eine Woche, und er konnte seinen Kostwirt nicht mehr befriedigen. — Was dann?

Er mußte Arbeit finden! Mit diesem Vorsatze machte er sich eines Morgens auf den Weg in eine Gegend, die er bisher noch nicht besucht hatte. Diesmal war das Glück ihm hold. Bei einem amerikanischen Viehzüchter fand er Beschäftigung als Hüter. Wohl war die Arbeit anstrengend, denn die Herden waren oft meilenweit zerstreut, und der Ritt, sie zusammenzusuchen, hielt ihn oft halbe Nächte im Sattel; aber er verdiente doch Geld. Freilich war es wenig; aber damit würde es besser werden, tröstete er sich. Und wenn er dereinst als reicher Mann aus Kalifornien zurückkehrte — diesen Gedanken hielt er noch immer fest — dann würde er selbst ein solcher Viehzüchter werden und die Strapazen hatten ein Ende. Dann sollten sich andere für ihn plagen.

Allmählich fand er sich in seine Lage, und als endlich sein Lohn erheblich aufgebessert wurde, fühlte er sich verhältnismäßig zufrieden. Nur eines beunruhigte ihn. Die Mutter hatte ihm beim Abschied ans Herz gelegt, wenn möglich jeden Sonntag die Kirche zu besuchen. So leicht er ihre frommen Ermahnungen in der letzten Zeit seines Aufenthaltes zu Hause genommen hatte, hier in der Fremde, wo er oft tagelang einsam auf der Prairie umherirrte, fielen sie ihm immer wieder ein. Jetzt, wo ihm jede Gelegenheit zur Erfüllung seiner religiösen Pflichten mangelte, sehnte er sich danach, wieder einmal die heiligen Sakramente zu empfangen und dem heiligen Meßopfer beizuwohnen. Er war im Herzen nicht verdorben; nur seine Lektüre und der Drang nach Gelderwerb hatten seine religiöse Gleichgiltigkeit verschuldet. Aber die nächste katholische Kirche

war über 100 Meilen entfernt, wie er zufällig durch ein Zeitungsblatt, das ihm in die Hände geraten war, erfahren hatte. So vergingen Monate und Monate, es wurde ein Jahr und mehrere Jahre — und er hatte selbst zu Ostern seine Pflicht als Katholik nicht erfüllt.

Eines Tages — im August — wurde ihm gemeldet, daß einige der wertvollsten Stiere einer Herde abhanden gekommen seien. Er sattelte alsbald sein Pferd und machte sich auf den Weg, sie zu suchen. Bis tief in die Nacht hinein ritt er, dem Westen zu, fand aber keine Spur. Er war müde und durstig; aber wohin er auch blickte, nirgends sah er ein Anzeichen von Wasser. Er stieg ab und ließ sein Pferd an dem spärlichen Grase naschen, aber auch dieses hatte Durst und wollte nicht fressen. Es legte sich nieder, und auch er beschloß, bis Tagesanbruch zu ruhen und dann den Heimweg anzutreten. Die heißen Strahlen der aufgegangenen Sonne weckten ihn endlich aus einem unruhigen Schlummer. Das Pferd stand neben ihm und versuchte, ihn mit einem heiseren Wiehern zu begrüßen.

„Ja, alter Bursche", sprach er, es streichelnd, „diesmal kommt es auf deine Ausdauer an." Er schwang sich in den Sattel. Aber wohin? — Die Hoffnung, das verlorene Vieh zu finden, hatte er längst aufgegeben; aber wenn er kein Wasser fand, mußte er samt dem Pferde verschmachten. Er ließ dem Tiere die Zügel. Es schritt nun langsam voran. Er achtete nicht auf die Richtung, die es einschlug. Wasser, Wasser, war sein einziger Gedanke. Es wurde Mittag. Die Hitze war unausstehlich. Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe und stieg ab. Das Pferd verfolgte seinen Weg weiter. Er achtete nicht darauf, sondern legte sich in den heißen Sand zu sterben. Vor seinem Geiste stieg die Blockhütte seiner Mutter auf. Dort war der sprudelnde Bergbach, an dessen Ufer die Milchkammer mit dem Springbrunnen erbaut war. Er hörte die sanfte Stimme seiner

Mutter: „Bete, Johann, bete! Wo die Not am größten ist, da ist Gottes Hilfe am nächsten.“ Seine Hand griff in den Busen — was war das? — die Muttergottes-Medaille! Er kam zu sich und betete: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes.“ Dann blickte er verwirrt um sich: wo war er? Allmählich treten die Ereignisse seit gestern vor seine Augen: er befand sich allein auf der unermeßlichen Prairie und war dem Verschmachten, dem Tode nahe. Während er unbewußt die Medaille in der Hand hielt, zog das Leben der vergangenen Jahre an seinem geistigen Auge vorüber. Es klangen ihm die Ermahnungen seiner Mutter in den Ohren wieder. Wie hatte er sie mißachtet! O wie gerne würde er sterben, wenn er nur das Glück hätte, vorher die heiligen Sakramente zu empfangen! „Mutter der Gnade,“ rief er, „es soll anders werden, wenn du mir in dieser Not zu Hilfe kommst. Ich werde zu meinen Pflichten als Katholik zurückkehren und eine Gegend aufsuchen, wo ich Gelegenheit habe, sie zu erfüllen.“ Die Zunge klebte ihm am Gaumen. Die Sonne brannte unerbittlich auf die Prairie. Wieder verwirrten sich seine Sinne.

Wie lange er so dagelegen, wußte er nicht. Die Sonne neigte sich schon stark dem Westen zu, als er das Wiehern seines Pferdes zu hören glaubte. Er traute kaum seinen Ohren. Da, horch, es erklingt wieder! Er erhob sich halb und blickte um sich. Ja, dort galoppierte sein Pferd heran. Es war frisch und munter. Nun stand es freudig wiehernd vor ihm. Es hatte Wasser und Nahrung gefunden: soviel war ihm klar. Mit dem letzten Aufgebote seiner Kräfte klomm er in den Sattel und ließ dem Pferde die Zügel. Es trabte eiligst weiter, und nach ungefähr einer Stunde stand es am Ufer eines Baches still. Schon der Anblick des Wassers stärkte den Verschmachtenden. Er stieg ab und

trank in vollen Zügen. Neues Leben durchströmte seine Glieder. Aber nun machte sich das Gefühl des Hungers geltend, denn zwei Tage war er ohne Nahrung gewesen. Es dunkelte bereits. Scharf ausspähend, sah er in der Ferne ein Licht. Er bestieg sein Pferd und ritt darauf zu. Nach etwa einer Viertelstunde erreichte er ein Lager. Es war eine Streifpartie, die, über sein langes Ausbleiben beunruhigt, ausgezogen war ihn zu suchen. Hocherfreut begrüßte er sie und sättigte sich dann an den Speisevorräten, die sie mitgebracht hatten. Ein gesunder Schlaf stellte seine Kräfte wieder her und am nächsten Tage konnte er den Ritt nach Hause unternehmen. Dort hatten sich indessen die verlaufenen Stiere wieder eingefunden.

Viertes Kapitel.

Ein ungewöhnliches Gespräch.

Daß Johann katholisch war, ahnte niemand aus seiner Umgebung. Ob es unter seinen Mitknechten oder in den umliegenden Ansiedlungen Katholiken gebe, wußte er nicht. Von religiösen Dingen war in dieser Wildnis nur dann die Rede, wenn ein Wanderprediger irgend einer protestantischen Sekte einmal auf der Durchreise im nächsten Städtchen einen Vortrag hielt.

Nach seiner Rettung aus der Gefahr des Verschmachtens fand Johann keine Ruhe mehr, und entschloß sich endlich, um die Mahnungen seines Gewissens zu beschwichtigen, zum nächsten katholischen Priester zu reisen, die heiligen Sakramente zu empfangen, und sich in der Nähe der Kirche um Beschäftigung umzusehen. Den Gedanken an die Weiterreise nach Kalifornien hatte er längst aufgegeben.

Aber da erhoben sich zwei ernstliche Hindernisse. Er hatte einem Mädchen aus einer der umliegenden An-

siedlungen die Ehe versprochen, und seine Braut wollte von einer Uebersiedlung in eine andere Gegend nichts wissen. Sie war protestantisch, und konnte seine Gründe dafür nicht würdigen. Dann wollte ihn auch sein Arbeitgeber nicht entlassen. Er versprach ihm, wenn er bleibe, ihn zum Oberaufseher seines ganzen Anwesens zu machen und seinen Lohn zu verdoppeln. Unter solchen Umständen hielt sich Johann für verpflichtet, zu bleiben. Er suchte sein Gewissen damit zu beruhigen, daß er sich einredete: „Die Einwanderung in unsere Gegend nimmt zu. Vielleicht kommen bald auch Katholiken hieher; dann bauen wir eine Kirche und bitten um einen Priester."

Er blieb, und beschloß, alsbald zu heiraten. Seine Braut fragte ihn nicht einmal, zu welchem religiösen Bekenntnisse er gehöre, und er erriet das ihrige nur aus dem Umstande, daß ihr Vater Prediger der Baptistensekte war. Sonst wurde dessen nie erwähnt. Die Ehe wurde vor dem Magistrat des Countysitzes abgeschlossen, denn zur Zeit der Hochzeit war der Prediger, der Vater der Braut, auf mehrere Wochen verreist. Er betrieb nämlich das Predigen nur so nebenher; seine Hauptbeschäftigung war der Verkauf von Ackerbaugerätschaften und landwirtschaftlichen Maschinen, deren Agentur er übernommen hatte.

Am Morgen nach der Hochzeit fiel der jungen Frau auf, daß ihr Mann sich gleich nach dem Aufstehen an der Kommode etwas zu schaffen machte. Er kramte in der obersten Schublade herum, nahm etwas in die Hand, blickte es einige Augenblicke an, und legte es dann wieder sorgfältig an seine Stelle.

„Was treibst du denn da?" fragte sie.

„Liebe Betty," antwortete er, „ich muß dir etwas sagen, was ich dir eigentlich schon längst hätte mitteilen sollen. Du hast einen Katholiken geheiratet; freilich keinen von der eifrigsten Sorte."

„Du — ein Katholik? — Nun, mir kann es einerlei sein. Mein Mann bist du trotzdem dennoch; oder nicht?"

„Gewiß! Und ich gedenke es auch zu bleiben. Da aber zwischen Eheleuten kein Geheimnis obwalten soll, will ich gleich mit noch einem Bekenntnisse herausrücken."

„Laß hören! Ich brenne vor Begierde zu wissen, was du Wichtiges zu sagen hast."

„Es ging mit unserer Bekanntschaft und Heirat so schnell, daß ich niemals Gelegenheit fand, dir zu erzählen, daß ich im Osten eine gute Mutter und liebe Geschwister habe, die ich in meinem 21. Jahre verließ, um mein Glück im Westen zu versuchen. Eigentlich wollte ich nach Kalifornien um Goldgräber zu werden, aber allerlei Umstände hielten mich zurück. Nun hast gar du mich gefangen, und ich werde mich wohl in mein Schicksal ergeben müssen." Er sprach die letzten Worte lächelnd, aber ein Anflug von Wehmut klang doch durch.

„Bereust du es schon so früh?" fragte sie, ihre Hand liebkosend auf seine Schulter legend.

„Wie du so fragen kannst, Schmeichlerin!" Und er blickte ihr liebevoll in die Augen. „Doch, zur Sache! — Einer der Hauptgründe, weshalb ich von zu Hause fort wollte, war, um den frommen Ermahnungen meiner Mutter zu entgehen. Sie redete immer vom Beten und von religiösen Dingen. Ich hatte Bücher gelesen, die meinem Geiste eine andere Richtung gaben, und obwohl ich mich stets als Katholiken betrachtete und auch heute noch als solchen betrachte, hielt ich wenig auf die Uebungen meines Glaubens. Das hatte meine Mutter längst erraten, und das war es, was ihr die meiste Sorge machte, als ich ihr ankündigte, daß ich sie verlassen wolle. Als sie meinen Entschluß unwiderruflich fand, gab sie mir zum Abschied ein Kruzifix,

eine Medaille und einen katholischen Katechismus, und nahm mir das feierliche Versprechen ab, vor dem Kruzifix täglich ein kurzes Gebet zu verrichten, die Medaille stets bei mir zu tragen — hier ist sie — und öfters im Katechismus zu lesen. Als du mich vorhin beobachtetest, verrichtete ich das versprochene Gebet. Denn was ich bisher getan, gedenke ich auch als verheirateter Mann fortzusetzen. Solche Versprechen sind heilig. Meinst du nicht auch?"

„Ganz gewiß! Ein Gebet schadet übrigens niemals. Nur kommt es uns Protestanten ungewohnt vor, daß wir vor einem Bilde beten sollen. Wozu das?"

„Als wir vor einigen Wochen in der Stadt waren, unsere Einrichtung zu kaufen, ließen wir uns photographieren, und später, nachdem wir die Bilder erhalten hatten, tauschten wir sie gegenseitig aus. Wozu das?"

„Nun, die Bilder sollen uns als Erinnerung dienen."

„Genau dasselbe bezwecken die Katholiken mit ihren religiösen Bildern."

Er ging an die Kommode und nahm das Kruzifix heraus. Es ihr zeigend, fuhr er fort: „Das Bild des Heilandes, an den die Protestanten doch ebenso glauben, wie die Katholiken, kann bei beiden nur dazu dienen, die Gedanken auf Ihn und sein Erlösungswerk zu richten. Warum sollte man also nicht besser davor beten können, da das wahre Gebet doch nichts anderes ist, als die Erhebung des Herzens zu Gott?"

„Von diesem Standpunkte aus habe ich die Sache noch nie betrachtet. Da habt ihr Katholiken allerdings recht. Aber man sagt, die Katholiken beten die Bilder an."

„Diese Beschuldigung entstammt entweder der Unwissenheit oder der Bosheit. Im ersten Falle verdient sie Mitleid und Unterweisung, im andern Verachtung.

— Doch," fuhr er fort, „wir sind da auf polemisches Gebiet geraten, und das lag keineswegs in meiner Absicht. — Höre weiter! Daß ich in meiner jetzigen Umgebung meinen Glauben nicht übte, dafür zeugt am besten der Umstand, daß du ihn erst heute kennen lernst. Daß ich demselben untreu wurde, ist eine Folge des Leichtsinns und der Umstände. Aber daß ich ihn verachten oder verleugnen sollte — das sei ferne von mir! Sag, könntest du mich noch achten, wenn du wüßtest, daß ich das, was ich in meinem Innersten als das Heiligste hochzuhalten gelehrt worden bin, als gering und wertlos betrachtete?"

„Gewiß nicht! Und dein Bekenntnis bestärkt mich außerordentlich im Vertrauen zu dir."

„Dieses Bekenntnis ist aber noch nicht zu Ende. — Ich war nahe daran, auch der Gesinnung nach ein Ungläubiger zu werden, wie ich es dem Leben nach bereits war; denn Glaube und Leben müssen Hand in Hand gehen, wenn nicht beide absterben sollen. Da hat mir aber unsere gestrige Eheschließung vor dem Richter N. die Augen geöffnet. Die katholische Kirche hält die Ehe für ein großes und heiliges Sakrament, die protestantische für ein weltlich Ding, für einen bloßen Kontrakt. Die katholische Kirche hält das Eheband für unauflöslich, bis der Tod es scheidet; die Protestanten und das weltliche Gericht erkennen unter Umständen eine Scheidung an. — Sag mir aufrichtig, welche Ansicht gefällt dir heute, da wir am Beginne unseres Ehestandes stehen und uns gegenseitig aufrichtig lieben, welche Ansicht und Auffassung gefällt dir besser, die katholische oder die protestantische?"

„Unbedingt die katholische! Sie bietet eine sichere Gewährleistung künftigen Glückes."

„Das nun ist es, was mir seit gestern durch den Sinn geht. Wir wollen mit einander glücklich werden, und deshalb werde ich zur Uebung meines Glaubens

zurückkehren. Dieser bietet mir die sicherste Bürgschaft zeitlichen und ewigen Glückes."

„Trotzdem ich eines Predigers Tochter bin, habe ich mich um religiöse Dinge nie gekümmert und bin auch jetzt noch nicht vorbereitet, mich damit abzugeben. Aber wenn dein Glaube dich zu einem besseren Gatten für mich macht, dann alle Achtung vor ihm!"

„Lassen wir es auf die Probe ankommen!"

Fünftes Kapitel.

Ende gut, alles gut!

Eine Folge dieses, für den ersten Morgen nach der Hochzeit allerdings ungewöhnlichen Gespräches war, daß Betty, während ihr Mann seinen Geschäften nachging, gar oft den katholischen Katechismus zur Hand nahm und eifrig darin las. Wenn er dann abends heimkam, hatte sie allerlei Fragen zu stellen, welche ihm andeuteten, daß seine Frau ernstlich nach der Wahrheit forschte.

Da sprach er eines Tages zu ihr: „Diese Halbheit führt zu nichts! — Du mußt gründlichen Unterricht haben, und ich muß die heiligen Sakramente empfangen. Ich habe heute gehört, daß in der Nähe von C*, wo ein katholischer Priester wohnt, eine Farm zu verkaufen sei. Ich kündige meine Stelle hier und kaufe sie. Dann haben wir beide Gelegenheit unsere Pflicht zu erfüllen. Was meinst du zu diesem Plane?"

Sie gab gerne ihre Zustimmung, denn sie war längst von der Wahrheit der katholischen Religion überzeugt und sehnte sich, dieselbe nach gehörigem Unterrichte anzunehmen. Und so geschah es. Nach einigen Wochen waren sie auf dem neuen Platze eingerichtet, Johanns Gewissen war in Ordnung, seine Frau katholisch, seine Ehe kirchlich eingesegnet. — Was fehlte noch zu seinem Glücke? — Der Segen der Mutter.

Und diesen wollte er sich nun erbitten. Die Mutter sollte bei ihm ihr Alter in Zufriedenheit und Glück verleben, die Geschwister den Grund zu einem sorgenfreien Auskommen legen.

In diesem Sinne schrieb er nach Hause — zum erstenmale seit vielen Jahren. Er konnte kaum die Antwort erwarten. Endlich kam sie — aber wie traurig fiel sie aus! Er erhielt die Todesnachricht der Mutter.

„Sie hat dich noch im letzten Augenblicke gesegnet," hieß es im Briefe, „und deiner in Liebe gedacht. Gerne hätte sie dich noch einmal gesehen; aber wir konnten dir keine Nachricht geben. Sie sieht nun, das hoffen wir zuversichtlich, vom Himmel auf dich herab und segnet dich, weil du, wenn auch nicht zu ihr, doch zu deiner geistigen Mutter, der Kirche, zurückgekehrt bist und ihr in deiner Frau ein eifriges Kind zugeführt hast. Auch uns freut dies von Herzen.

„Für dein Anerbieten, uns zu dir zu nehmen, danken wir aufrichtig, und erkennen daraus deine brüderliche Liebe. Allein hier in unsern Bergen ist es jetzt auch nicht mehr wie früher. Wohl bringt die „Steinform" vielleicht noch weniger Mais und Getreide hervor als vor Jahren; auch hat sich keine Goldgrube auf derselben finden lassen; aber Petroleum findet man jetzt beinahe überall in unserer Gegend. Auch wir haben bohren lassen und Glück gehabt. Wir verpachteten den Vertrieb des unterirdischen Produktes und können vom Ertrag bequem leben, wenn wir auch nicht gerade reich zu nennen sind. Unter diesen Umständen halten wir es für besser, miteinander hier zu bleiben."

Das war ein inhaltsreicher Brief. Manche kindliche Träne weinte Johann seiner frommen Mutter nach.

Ihr Andenken aber beschloß er dadurch zu ehren, daß er mit den Seinigen, wenn Gott ihm im Laufe der Zeit Kinder schenken würde, stets seiner geistigen Mutter, der katholischen Kirche, würde treu bleiben. In der Ausführung dieses Vorsatzes hatte er in seiner Frau eine treue Stütze, wofür er Gott zeitlebens dankte.

* *
*

„Da ist endlich einmal eine gemischte Ehe glücklich ausgefallen!“ wird manche Leserin und auch mancher Leser ausrufen, nachdem sie diese Erzählung zu Ende gelesen haben. Nun, ja, weil das so selten vorkommt, haben wir es erzählt. Folgt aber aus dem Umstande, daß einer sich auf das brechende Eis gewagt hat und nicht untergesunken ist, daß ein jeder es ungefährdet tun könne? — Der alte Spruch bleibt wahr:

Vorher getan, nachher bedacht,
Hat manchem großes Leid gebracht.

III.
Der Schein trügt.

Erstes Kapitel.

Das verlorene Kreuz.

Seit über 100 Jahren war Park Hall im Besitze einer alten amerikanischen Familie namens Pearson, deren katholische Vorfahren um ihres Glaubens willen in England verfolgt, in der katholischen Kolonie Maryland in Amerika eine neue Heimat gesucht und gefunden hatten. Auch die jetzigen Pearsons waren strenggläubige Katholiken. Ihr Besitztum, ein fleißig bebautes Landgut, erstreckte sich weithin, auf drei Seiten von Wald umgeben, in einem herrlichen Tale des Potomac-Flusses. Die „Pearsons im Park" waren in der ganzen Gegend hochgeachtet und geliebt.

Zur Zeit unserer Erzählung bestand die Familie aus der verwitweten Mutter, einer Dame von etwa 60 Jahren, aus ihrer ältesten, in Virginien verheirateten Tochter, Frau Mary Mattingly, aus einem Sohne, welcher Major in der amerikanischen Bundesarmee war und sich bei seinem Regimente im Indianagebiete befand, und aus zwei Töchtern von 20 und 18 Jahren. Von letzteren wurde die ältere von ihren Bekannten Miß Pearson, die jüngere einfach Miß Therese genannt.

Im übrigen bestand der Haushalt aus einer Anzahl alter, treuer Dienstboten im Herrenhause und zahlreichen Arbeitern und deren Familien, welche da und dort auf der Farm wohnten.

Haushälterin der Herrschaft war eine Frau Owen. Sie hatte eine 15jährige Tochter namens Emma, die Miß Pearsons und Miß Thereses Kammermädchen war. Frau Owen war der Familie Pearson sehr zugetan und gewissenhaft für die Ehre des Hauses besorgt. Mit ihrer Tochter war sie sehr streng und ließ ihr keinen Fehler ungerügt hingehen; aber diese von guter Gemütsart und sehr fromm, gab selten Anlaß zu einem Verweise. Heimlich war ihre Mutter stolz auf Emma, die von allen geliebt und geschätzt wurde, und der besondere Liebling der jungen Damen und des alten Hausmeisters Grafton, ihres Paten, war. Dennoch überhob sie sich nicht, sondern blieb bescheiden innerhalb den Grenzen ihrer Stellung.

Frau Mattingly lud öfters eine ihrer Schwestern zu einem längeren Besuche bei ihr ein. Eben jetzt wurde Miß Therese, die den Winter dort zugebracht hatte, zurück erwartet. Heute sollte sie eintreffen. Das ganze Haus war voller Erwartung. Emma konnte das Zimmer ihrer lieben jungen Herrin nicht schön genug herrichten, immer fand sie noch etwas zu ordnen. Miß Pearson war ihrer Schwester zur Eisenbahnstation entgegengefahren. Endlich hörte man das Rollen von Rädern.

„Sind sie da?“ fragte Frau Pearson die im Zimmer beschäftigte Frau Owen. Zum Fenster hinausblickend antwortete diese: „Ja, da sind sie. Soeben steigen sie aus.“

Emma hatte ihre junge Herrin ebenfalls kommen hören und stürmte jetzt ins Zimmer, um ihre Ankunft anzukündigen. Aber so groß war ihre Freude, daß sie statt dessen in Tränen ausbrach. Das veranlaßte

ihre Mutter, sie kindisch zu nennen. Frau Pearson aber, Freudentränen aus den Augen wischend, sagte: „Das gute Kind! Wie sehr es Therese liebt.“ Dann erhob sie sich, um ihrer Tochter entgegenzugehen. Im Gange begegnete sie derselben. „Mein liebes Kind!“ rief sie und breitete die Arme aus. „O Mutter!“ rief Theresa, und flog an ihre Brust.

Während des Tages gab es viel zu erzählen, zu zeigen und auszurichten, denn Frau Mattingly hatte Briefe und Andenken für alle ihre Bekannten auf dem elterlichen Gute mitgegeben.

Am nächsten Tage, nachmittags, befanden sich Frau Pearson und ihre älteste Tochter in Thereses Zimmer, wo Emma deren Koffer ausräumte. „Emma“, sprach Therese, „gib acht auf jene lederne Hutschachtel! Mein Kreuz muß in derselben sein.“

„Sehr wohl!“ entgegnete Emma, in ihrer Arbeit fortfahrend.

„Was für ein Kreuz meinst du?“ fragte Frau Pearson. „Ist es ein neues?“

„O nein, Mutter! Es ist jenes, welches ich voriges Jahr zu Weihnachten erhielt.“

„O ich erinnere mich. Es ist das Marmorkreuz!“

„Ja, dasselbe! Ich hatte darauf vergessen, bis Marys Mädchen im Begriff war, meinen Hut einzupacken. Ich sagte ihr, sie solle es sorgsam einwickeln und in die Hutschachtel tun, damit es nicht beschädigt werde.“

„Ich erinnere mich des Kreuzes wohl,“ bemerkte ihre Schwester. „Ich vermißte es während deiner Abwesenheit; denn ich hatte mich daran gewöhnt, es zu den Füßen der Muttergottesstatue zu sehen, wo es seinen Platz hatte, so daß mir etwas mangelte, als es nicht mehr dort war.“

„Nun sind wir beide wieder hier, ich und das Kreuz!“

Sie erhoben sich, um in das Familienzimmer zu gehen.

„Stelle das Kreuz auf seinen alten Platz!“ sprach Miß Therese unter der Tür zu Emma.

„Ja, Miß!“ entgegnete diese.

„In einer Stunde ist es Zeit, uns umzukleiden,“ fuhr Therese fort, „und, Emma, Frau Mattingly hat mir Geschenke mitgegeben — für deine Mutter, und für Frau Bartlett, und Frau Brandon und für Grafton und für einige andere; auch für die Schulkinder. Diesen letzteren werde ich sie selbst morgen in der Schule geben. Die hier im Hause sind, soll man nicht warten lassen; den andern kannst du sie senden oder bringen, sobald du Zeit hast. Die Pakete sind alle mit dem Namen derjenigen bezeichnet, für die sie bestimmt sind. Richte dabei die herzlichsten Grüße an Frau Mattingly aus. — Jetzt aber gib acht, daß du das Kreuz findest.“

Emma versprach, alles getreulich zu besorgen, und die jungen Damen zogen sich zurück. Abends sollte ein Mahl die nächsten Nachbaren zur Feier der Rückkehr vereinigen. Emma war ihrer jungen Herrin Therese beim Ankleiden behilflich. Dann entließ diese sie mit dem Bemerken, daß sie heute ihrer Dienste nicht mehr benötigt sein werde. Das Mahl verlief unter geselliger Unterhaltung. Therese mußte von ihrem Aufenthalt in Virginien erzählen und tat es auf so witzige Weise, daß sich die Gesellschaft erst gegen 10 Uhr in der heitersten Laune trennte.

Am nächsten Morgen wohnten die Schwestern mit allen Hausgenossen der heiligen Messe bei, welche der Hochwürdige Vater Cuthbert, der Pfarrer des nächstgelegenen Dorfes mit bischöflicher Bewilligung zweimal wöchentlich in der Hauskapelle der Familie Pearson las. Beim Frühstück, welches Vater Cuthbert mit der Herrschaft nahm, wurden die Geschenke erwähnt, welche Frau Mattingly den Dienstboten im Hause und einigen Leuten im Dorfe gesandt hatte.

Da sprach Therese: „O Mutter, Emma sagt, mein

Kreuz sei nicht in der Schachtel gewesen. Sie schien traurig und verwirrt."

„Du wirst es vergessen haben," entgegnete die Mutter.

„Ich glaube doch sicher gesehen zu haben," antwortete sie, „wie Marys Mädchen es in die Hutschachtel getan hat, wie ich sie geheißen hatte. Ich sagte ihr dabei, sie solle gut darauf acht geben, worauf sie entgegnete, es sei sicher aufgehoben, aber ich solle beim Herausnehmen behutsam damit umgehen."

„Nun," entgegnete die Mutter, „schreibe hin und erkundige dich. Du wirst sehen, daß es vergessen wurde."

Gleich nach dem Frühstück setzte sich Therese und schrieb an Mary. Da kam Emma ins Zimmer.

„Hast du das Kreuz gefunden?" fragte Frau Pearson sie.

„Nein, Madame!" antwortete Emma tief errötend.

„Bist du sicher, daß es in keiner der Schachteln war? Hast du alle ausgepackt?"

„Sie sind alle ausgepackt und untersucht. Das Kreuz war in keiner. Ihre Stimme zitterte. Sie blickte nach Vater Cuthbert, dessen Auge auf ihr ruhte.

„So ist es nicht mitgebracht worden!" schloß Frau Pearson.

„Das ist doch sonderbar!" rief Therese, und vollendete ihren Brief an Frau Mattingly.

Nachdem sie den Brief adressiert hatte, sprach sie zu Emma: „Besorge diesen Brief sogleich zur Post. Hoffentlich erhalte ich bald Antwort. Schnell, Emma!"

Diese stand nämlich wie verloren vor Therese, wandte sich aber nun rasch um, und verließ mit dem Briefe in der Hand das Zimmer. Im Gange begegnete ihr Grafton: „O Herr Grafton," redete sie ihn an, „dieser Brief muß augenblicklich zur Post."

„Ist etwas vorgefallen?" fragte der alte Hausmeister.

„Nein, nichts! Das heißt . . . O wie ungeschickt ich bin!"

Sie schien so verwirrt, daß Grafton sie die Treppe hinab begleitete, und nachdem er den Laufburschen mit dem Briefe zur Post gesandt hatte, sie nochmals fragte: „Emma, was ist vorgefallen? Ich sehe dir's an, daß etwas nicht richtig ist."

Emma hatte ihren alten Paten sehr lieb. Als er ihr so zutraulich diese Frage stellte, setzte sie sich auf eine Treppenstufe und begann zu weinen. Dann erzählte sie ihm den Vorfall vom unerklärlichen Verschwinden des Kreuzes. Er, ein ruhiger, besonnener Mann, hörte sie stillschweigend an und sprach dann:

„Emma, du solltest nicht so kindisch sein und dich wegen einer Sache aufregen und abhärmen, woran du nicht schuld bist. Du kannst doch nicht etwas aus einer Schachtel nehmen, was nicht darin ist. Wäre das Kreuz eingepackt worden, so hättest du es auch auspacken können. Da es aber nicht da war, so ist es unvernünftig, deswegen aus der Fassung zu kommen."

„Aber Miß Therese sah, wie es eingepackt wurde!"

„Sie meint, es gesehen zu haben," entgegnete Grafton. „Sie ist ein sehr gutherziges und liebenswürdiges Fräulein, und würde nie etwas sagen oder tun, was jemand kränkte."

„Davon bin ich überzeugt," stimmte Emma traurig bei.

„Aber um die Wahrheit zu sagen, und ich kenne Miß Therese seit ihrer Kindheit", fuhr Grafton fort, „muß zugegeben werden, daß sie auf ihre Sachen niemals viel acht gegeben hat. In diesem Falle hat sie das Kreuz nicht selber eingepackt. Sie glaubt bloß, gesehen zu haben, wie Frau Mattinglys Mädchen es tat. Da öffnest du die Schachtel, in der es sein soll, und es ist nicht drin. Mithin ist es bei Frau Mattingly geblieben. Das ist doch klar! — Dann muß ich dir noch etwas sagen, Emma! Ich bemerke zu meinem Bedauern, daß du bei jeder Gelegenheit wegen der geringsten Kleinigkeit außer Fassung kommst und um ein Nichts

den Kopf verlierst. Auch dir wird das Leben, ebensowenig als andern, Prüfungen ersparen. Erfülle deshalb ruhig deine Pflichten, ertrage Widerwärtigkeiten mit Geduld, harre aus in dem, was recht ist, und sei nicht übermäßig besorgt."

„Ich weiß wohl," entgegnete Emma, „daß ich wegen jeder Kleinigkeit den Kopf verliere; und ich werde mich bestreben, diesen Fehler abzulegen. — Aber ich hatte mich so auf Miß Theresens Heimkunft gefreut, und als das Fräulein wirklich kam, mußte ich vor Freude weinen. Da muß mir nun wegen dieses unerklärlichen Ereignisses die ganze Freude verdorben werden! Ja, sie schien mich wegen ihres Verlustes viel weniger als sonst zu beachten."

„Es ist wohl ein wenig Eigenliebe bei dieser deiner Feinfühligkeit," meinte Grafton. „Aber jetzt, mein Kind, höre auf zu weinen und geh an deine Arbeit!"

Sie begab sich in Miß Theresens Zimmer und untersuchte nochmals alle Schachteln, drehte sogar den Reisesack um und befühlte das Futter desselben, fand aber nichts. Unterdessen kam ihre Mutter, Frau Owen, herein. Die Geschäftigkeit Emmas bemerkend, sprach sie:

„Bist du denn mit dem Auspacken noch nicht fertig?"

„O Mutter," entgegnete sie, „ich habe nochmals alles nach dem Kreuz durchsucht."

„Aber es kann doch nicht in dem Futter des Reisesackes versteckt sein," entgegnete die Mutter. „Es ist das Marmorkreuz mit drei kleinen Stufen als Postament, und ungefähr 6 Zoll hoch."

„Ja, Mutter, ich kenne das Kreuz sehr wohl," sagte Emma, ein feines Battist-Taschentuch auseinander faltend.

„Emma, Emma!" rief Frau Owen, „es kann doch nicht in den Falten dieses feinen Batisttuches verborgen sein! Wo denkst du hin? Geh an deine Arbeit,

sonst wird Miß Pearsons Kleid nicht rechtzeitig fertig!"

Mit unterdrücktem Schluchzen folgte Emma ihrer Mutter, um den Vormittag ihrer Näharbeit zu widmen. Miß Therese sandte während des ganzen Tages nicht nach Emma. Sie zeigte ihrer Mutter die von ihr während des Winters verfertigten Zeichnungen. Emma aber, die so gern etwas für ihre bevorzugte Herrin getan hätte, und der es ein wirkliches Bedürfnis war, in ihrer Gesellschaft zu weilen, fühlte sich zurückgesetzt. Sie war, sich selbst unbewußt, eifersüchtig und meinte, der Verlust des Kreuzes halte Miß Therese ab, sie zu rufen.

Endlich kam Frau Mattinglys Brief. Emma sah den Briefboten vom Fenster ihres Arbeitszimmers aus nahen, und sagte es ihrer Mutter. Diese sprach: „Du magst zu Grafton gehen und ihn bitten, dich die Briefe den Damen hinaufbringen zu lassen." Emma eilte im Fluge die Treppe hinab.

„Nun. Emma?" fragte Grafton, als sie wie ein Sturmwind in sein Zimmer stürzte.

„Bitte, lassen Sie mich die Briefe hinauftragen! Ich möchte wissen, ob Frau Mattingly geschrieben und was sie über das Kreuz zu sagen hat. Die Damen möchten nicht an mich denken, und ich brenne vor Begierde, es zu wissen."

Der alte Hausmeister lächelte ob ihrem Ungestüm und gab ihr die Briefe. In einem Augenblick war Emma bei den Damen.

„Die Briefe!" rief Frau Pearson, indem sie aufstand und dieselben in Empfang nahm und die Adressen überblickte. „Da ist Marys Brief," sagte sie dann, und reichte ihn Therese hin. Emmas Blicke hingen unverwandt an dieser, als sie laut vorlas:

„Meine liebe Schwester! Ich schreibe mit umgehender Post, um dich zu benachrichtigen, daß

mein Zimmermädchen Jane das Kreuz in die lederne Hutschachtel getan hat. Ich selbst sah zu. Erinnerst du dich nicht, wie sie es mit Watte umwickelte und wie du sagtest, sie solle gut darauf acht geben? Trotzdem fragte ich sie auf deinen Brief hin, um ganz sicher zu sein. Sie erklärte ganz bestimmt, es in die Hutschachtel getan zu haben, und besteht darauf, daß es nicht anderswohin gekommen sei. — Hoffentlich habt Ihr es bereits gefunden, wenn dieser Brief ankommt."

„Ist das nicht sonderbar?" fragte Therese, Emma anblickend. „Mary erklärt wie ich, daß sie sah, wie das Kreuz in die Schachtel getan wurde, und du bleibst dabei, daß es nicht darin war!"

„Es war ganz bestimmt nicht darin!" erklärte Emma.

„Mein liebes Kind," sprach Frau Pearson mild, „du mußt es übersehen haben. Geh in Theresens Zimmer und untersuche alles noch einmal."

„Erlauben Sie, Madam," antwortete Emma, „ich habe alles mehrmals auf das genaueste durchsucht — und es ist nicht da! Ganz gewiß nicht!"

Die Damen blickten zuerst gegenseitig sich, dann Emma an. Niemand sprach ein Wort. Emma schritt weinend auf die Tür zu, aber ehe sie noch das Zimmer verlassen hatte, sprach Miß Therese zu ihr: „Emma, kannst du denn gar keine Erklärung geben, was aus dem Kreuz geworden ist? Es handelt sich ja nicht um den Wert desselben, auch nicht um meine Anhänglichkeit daran; nur möchte ich die Wahrheit wissen, weil sein Verschwinden so unerklärlich ist."

„Ich weiß nicht, wohin es gekommen ist. Daß es weder in der Hutschachtel noch unter Ihren andern Sachen war, davon habe ich mich überzeugt. Haben Sie vielleicht eine Schachtel oder ein Paket zurückgelassen oder unterwegs verloren?"

„Nein!“ erklärte Miß Thereſe. „Es iſt alles mit mir angekommen.“

„Das iſt doch unbegreiflich,“ nahm hier Frau Pearſon das Wort; „und gerade das Unerklärliche der Sache iſt das Unliebſte daran. Aber was können wir tun? Wir wollen ruhig warten, eines Tages wird alles ans Licht kommen. Irgendwo muß das Kreuz doch ſein. Wie verſtört du ausſiehſt, Emma! Sei unbeſorgt, die Zeit bringt alles an den Tag! Einſtweilen wollen wir das Kreuz vergeſſen.“

Emma ging und erzählte das ganze Geſpräch ihrer Mutter. Abends beim Tee wurde der Vorfall von Frau Owen, Frau Bartlett und Grafton nochmals gründlich beſprochen, aber ſie konnten ſich die Sache nicht erklären.

Wochen und Monate vergingen; das Kreuz blieb verſchwunden. Man ſprach nicht mehr davon. Emma aber fühlte, daß Miß Thereſe ihrer nicht mehr ſo oft bedurfte, wie früher; die Erfahrung mit dem Kreuze hatte ſie beſorgter für ihre Sachen gemacht, und ſie beſtrebte ſich, ihr Zimmer ſelbſt in Ordnung zu halten. Aber gerade dieſer Umſtand bewies, daß das Verſchwinden des Kreuzes noch nicht vergeſſen war.

Es wurde Herbſt, und wieder Winter. Für die Familie im Park war letzterer eine glückliche Zeit. Der Sohn und Bruder, Major Pearſon, kam auf Urlaub nach Hauſe. Große Feſtlichkeiten wurden im Herrenhauſe zur Feier ſeiner Rückkehr veranſtaltet.

Zweites Kapitel.

Großmutter Martha.

Eingangs dieſer Erzählung haben wir bemerkt, daß der „Park“ ein herrliches Anweſen war, mit ſchönen Wäldern und großen Wieſen. Wir dürfen noch beifügen, daß es ſich weithin ausdehnte. Ein geräumiges

Wirtschaftsgebäude stand in nicht großer Entfernung vom Herrenhause, und eine Anzahl Arbeiterwohnungen waren in bestimmten Zwischenräumen da und dort zerstreut. In diesen wohnten die Forstleute und Taglöhner. Major Pearson war ein Liebhaber der Jagd und machte sich in Gesellschaft von Freunden oder allein den herrlichen Wildstand des Waldes oft zunutzen. Er war ein trefflicher Schütze. Manchmal begleitete ihn auch seine Schwester, Miß Pearson, auf die Jagd. Sie war eine rüstige Fußgängerin. Miß Therese war eine geschulte Reiterin, aber nicht so gut zu Fuß, wie ihre Schwester.

Der Major war fünf Jahre abwesend gewesen. Als Kinder hatte er seine Schwestern verlassen, als junge Damen fand er sie wieder. Er freute sich, sie so gut und schön, von allen geliebt und bewundert zu sehen. Er war stolz auf sie, und gab sich keine Mühe, seine Gefühle zu verheimlichen. Er selbst war der Stolz des Dorfes. Die älteren Leute wußten allerlei von ihm zu erzählen, aber nur Gutes. Alle freuten sich, ihn wieder in ihrer Mitte zu haben. Als er am Sonntage die Kirche besuchte, war in der ganzen Versammlung keiner, der nicht Gott dankte, weil er ebenso fromm und gesammelt dem heiligen Opfer beiwohnte, wie er es als Kind, Knabe und Jüngling getan hatte.

Unter allen aber, die ihn liebten und achteten, tat sich eine alte Frau hervor, welche Martha Longloy hieß. Man nannte sie allgemein die „Großmutter." Von der ganzen Gemeinde wegen ihres frommen Wandels und ihrer weisen Lehren hochgeschätzt, bewohnte sie eine der vorgenannten Arbeiterhütten, welche an der äußersten Grenze des Landgutes auf einem kleinen, aber steilen Hügel lag und schwer zugänglich war. Großmutter Martha hatte längst ihren Gatten, und später auch ihren einzigen Sohn verloren. Letzterer hatte eine Witwe mit einem zehnjährigen Sohn hin-

terlassen. Diese bewohnten mit Martha die Hütte. Der Knabe war zu einem tüchtigen jungen Manne herangewachsen und Waldaufseher auf dem Pearson'schen Gute. Seine Mutter, die jüngere Witwe Longloy, stand beim herrschaftlichen Haushalt in Diensten, kam aber jeden Abend nach Hause.

Für Großmutter Martha war der weite und beschwerliche Weg zum Park und zum Dorfe eine große Prüfung — sie konnte nicht mehr zur heiligen Messe gehen. Seit fünf Jahren war sie gelähmt und konnte sich nur mit Mühe und unter Zuhilfenahme einer Krücke im Hause bewegen. Ihre Schwiegertochter und ihr Enkel richteten täglich, ehe sie zur Arbeit gingen, alles Nötige für sie her, so daß sie sich während deren Abwesenheit nicht viel zu bemühen brauchte. Nur eine Furcht hatte der junge Mann. Jeden Tag warnte er sie: „Großmutter, bleibt weg vom Feuer; es könnte sonst ein Unglück geschehen." Und die alte Frau versprach, recht acht zu geben.

Wie freute sich Großmutter Martha, als eines Tages Major Pearson bei ihr eintrat und sie mit seinem Besuche überraschte. Sie richtete sich mit Hilfe ihrer Krücke vom Tische, an dem sie saß, empor, um ihm entgegen zu gehen; der Major aber führte sie an ihren Platz zurück und erzählte ihr, wie es ihm so wohl getan, daß er in der Heimat die alte Liebe und Zuneigung gefunden, und wie er Gott gebeten habe, alle im Glauben und in der Liebe vereint zu erhalten. Dann fragte er:

„Habt Ihr gewußt, daß ich zurückgekehrt bin?"

„Jawohl, Herr! Die im Herrschaftshause vergessen mich nie. Grafton sandte mir gleich am Tage nach Ihrer Ankunft Nachricht, und denken Sie sich" — sie lachte wie ein Kind — „Frau Owen sandte mir eine Flasche Wein zu Ehren des freudigen Ereignisses, so guten Wein, wie sie ihn nur im Park haben. Glauben

Sie mir, guter Herr, der Lohn bleibt denjenigen nicht aus, die einem alten Herzen Freude machen."

Major Pearson war durch seinen ersten Besuch bei Großmutter Martha so befriedigt, daß er noch oft während des Winters bei ihr einkehrte. Eines Tages — es war im Februar — und ziemlich stürmisch, ging er in Begleitung seiner Schwester, Miß Pearson, dahin. Therese war zu Hause geblieben. Nach ihrer Rückkehr eilte Miß Pearson alsbald zu ihrer jüngeren Schwester.

„Seid ihr schon zurück?" fragte diese.

„Wie du siehst, ja."

„Aber was hast du nur? — Was ist geschehen? — Du siehst so sonderbar aus."

„Therese, ich habe dein Kreuz gefunden, das so unerklärlich verschwundene Marmorkreuz!"

„O Schwester, ist es möglich?"

„Nicht nur gefunden, sondern auch mitgebracht! Aber still, sprich nicht so laut! Niemand soll es vorläufig wissen. Schließ die Tür! — Hier ist es!"

Miß Pearson wickelte das Kreuz aus dem Papier, in welches sie es eingehüllt hatte, und stellte es auf den Tisch. Indessen drehte Therese den Schlüssel der Zimmertüre um, und dann setzten sich die Schwestern neben einander an den Tisch, auf dem das Marmorkreuz stand.

„Jetzt erzähle mir alles!" flüsterte Therese. „Wo hast du es gefunden?"

„Mein Bruder und ich", erzählte Miß Pearson, „kamen auf unserm Spaziergange zur Hütte der alten Martha. Wir traten ein und Edmund erkundigte sich nach dem jungen Longley, mit dem er sprechen wollte. Martha antwortete, er sei im Walde, und beschrieb ihm die Stelle, wo er ihn finden könne. Edmund machte sich auf den Weg dahin; ich hingegen war müde und blieb in der Hütte. Als ich mit Großmutter Martha allein war, fiel mir der große Schrank auf, in welchem sie ihre Tassen und Teller aufbewahrte. Es ist ein

schön gearbeiteter Schrank; vielleicht gehörte er zu ihrer Heiratsausſteuer. Während ich ihn betrachtete, gewahrte ich plötzlich im oberſten Fache, mitten unter dem Eßgeſchirr, dein ſo langvermißtes Marmorkreuz. Ich traute kaum meinen Augen, aber da war das Kreuz! Es ſtand auf einer umgeſtülpten Schüſſel, damit man es beſſer ſehen könne."

Thereſe hatte atemlos den Bericht ihrer Schweſter gehört. Als dieſe nun innehielt, fragte ſie: „Und dann?"

„Dann ſprach ich zu Martha: „Sie haben da ein kleines Kreuz im oberſten Fach Ihres Schrankes. Woher haben Sie es?"

„Und was antwortete ſie?" drängte Thereſe.

„Sie antwortete: „Eure Emma hat es mir gebracht. Wer? fragte ich, Emma Owen? — Ja, Emma Owen! beſtätigte ſie."

„Die alte Frau hat den Verſtand verloren!" rief Thereſe aus; „es iſt nicht möglich!"

Miß Pearſon fuhr in ihrer Erzählung fort: „Ich würde das gleiche geſagt haben, aber da war das Kreuz! Ich forſchte weiter: Wann hat ſie es gebracht? Sie antwortete: O, ſchon lange her, vielleicht ſchon über ein Jahr. — Woher hatte ſie es? — Auf dieſe meine Frage antwortete ſie: Das weiß ich nicht! Ich weiß bloß daß ſie es gebracht hat. Sie kam eines Nachmittags herauf und hatte große Eile. Sie ſagte nur: Hier iſt ein Geſchenk für Sie, Großmutter! Ich lud ſie ein, ſich etwas auszuruhen, aber ſie entgegnete, ſie habe keine Zeit; es ſeien Einladungen zu einem Supper ergangen und ſie müſſe ihren Herrinnen beim Ankleiden helfen; ſie müſſe augenblicklich zurück — und fort war ſie."

„O, daß ich doch das liebe kleine Kreuz nie geſehen hätte!" ſeufzte Thereſe. „Wer hätte auch denken können, daß es ſolche Unannehmlichkeiten verurſachen würde! — Doch halt, hatten wir nicht voriges Jahr am Tage nach meiner Rückkehr einige Nachbarn zum Supper

eingeladen? — Das muß der Tag sein, den Großmutter Martha meinte. — Aber ach, was mag Emma veranlaßt haben, so etwas zu tun und es dann so beharrlich zu leugnen? O, es kann nicht wahr sein!"

„Das schlimmste an der Sache ist: da ist das Kreuz Ich dachte, es sei am besten, es mitzunehmen. Ich gab der alten Martha zwei Dollars dafür und versprach ihr, sie wegen des Weggebens bei Emma zu entschuldigen."

„Was ist davon zu denken?" fragte Therese, eine Träne aus dem Auge wischend.

„Das hab' ich mich auf dem Rückwege auch gefragt. Als ich mit Edmund durch den Garten kam, sah ich Jane Longley aus dem Waschhause kommen. Ich ließ Edmund weitergehen und sprach sie an. Wir haben die Großmutter besucht, sagte ich, und ich habe sie bewogen, mir ihr Marmorkreuz zu überlassen," — O," entgegnete sie, „das ist das Kreuz, welches Emma Owen ihr gegeben hat. Es ist gar schön!" — So scheint also Emmas Schuld festgestellt zu sein. Martha und Jane stimmen in ihrer Erzählung überein."

Mit diesen Worten hüllte Miß Pearson das Kreuz wieder ein. „Wir wollen nicht voreilig handeln," fuhr sie fort, „Emma tut mir leid. Ich kann die Sache nicht verstehen. Das Kreuz ist gefunden, aber ein neues Geheimnis umgibt es. — Wir wollen es der Mutter sagen, aber gegen sonst niemand erwähnen."

Drittes Kapitel.

Eine schwere Prüfung.

Als die Schwestern bei ihrer Mutter eintraten, fanden sie daselbst den Priester, Vater Cuthbert, anwesend. Sie erzählten die ganze Geschichte, und zeigten das Kreuz.

„Ist das wirklich dasselbe Kreuz?" fragte der Priester.

„Gewiß! Darüber herrscht nicht der geringste Zweifel."

„Soll ich Emma mitteilen, was sich ereignet hat?“ fragte Frau Pearson. Als alle bejahend antworteten, schellte sie. Beim Eintritte Emmas erhob sie sich, und begab sich mit ihr in das anstoßende Zimmer. Nach kurzer Zeit kehrte sie mit ihr zurück und sprach: „Emma möchte das Kreuz sehen.“

Es wurde ihr gezeigt: „Es ist dasselbe Kreuz!“ bestätigte sie, „ich kenne es ganz genau.“

Sie war bleich und ihre Stimme zitterte. Sie blickte Miß Therese an und ihre Augen füllten sich mit Tränen, denn ihre junge Herrin weinte, weil sie glaubte, sie sei schuldig. Das arme Mädchen fühlte die durch diese Tränen bekundete Teilnahme sehr lebhaft.

„Miß Therese,“ sprach sie, „liebe Miß Therese, wenn ich der Versuchung unterlegen wäre und das Kreuz genommen hätte, und um der Entdeckung zu entgehen, es verschenkt hätte, so würde ich jetzt, da ich Sie meinetwegen weinen sehe, alles bekennen. Aber ich habe das Kreuz von Ihrer damaligen Abreise an bis heute niemals gesehen, noch weniger in den Händen gehabt. Ich habe es der Großmutter Martha nicht gegeben. Ich kann mir nicht erklären, wie sie so etwas behaupten kann. Ich weiß von der ganzen Sache nichts.“

Miß Therese weinte noch immer. Sie hatte Emma sehr lieb, aber ihr Herz war von Zweifeln zerrissen. „O Emma, ich bitte dich; sage nichts mehr!“ schluchzte sie erregt.

„Nein, nein!“ entgegnete Vater Cuthbert, „laß Emma nur reden!“

Das Mädchen blickte ihn dankbar an.

„Man muß der Sache auf den Grund kommen,“ sprach jetzt Frau Pearson. „Es ist im Hause bekannt, daß das Kreuz vermißt wurde. Sein Wiederfinden bedarf also einer Erklärung. Die alte Martha und Jane Longley werden darüber sprechen, und erzählen, wie sie es von Emma erhalten haben. Deine Mutter,

Emma, wird auch Aufklärung verlangen. Die Sache darf nicht vertuscht werden."

„Ich verlange auch nicht, daß sie vertuscht werde," entgegnete Emma. „Ich weiß, daß der Schein gegen mich ist, und daß alle der Großmutter Martha Glauben schenken werden. Es wird dies für meine Mutter und mich eine schwere Prüfung sein, aber ich kann nicht dafür. Ich weiß mir nicht zu helfen. Ich kann nur sagen, daß ich unschuldig bin. Trotzdem bezeuge ich gern, daß ich niemals glauben werde, daß Martha Longley wissentlich gelogen hat."

„Und ich auch nicht!" fiel hier Vater Cuthbert ein, und erhob sich, um zu gehen.

„Bitte, bleiben Sie noch, Hochwürden! Wir bedürfen Ihres Rates," bat Frau Pearson.

„Meine Ansicht ist die," nahm nun Vater Cuthbert das Wort, „daß man alles tun müsse, um die Sache aufzuklären. Zwei wahrheitsliebende Menschen" — er blickte Emma an — „sagen über eine Sache das Gegenteil aus und wollen beide recht haben. Ich halte es fürs beste, daß man den Vorfall des Verschwindens und Wiederfindens des Miß Therese gehörigen Marmorkreuzes, und was Großmutter Martha und Emma darüber sagen, recht bekannt mache. Vielleicht geraten wir so auf das Richtige. Indessen" — er wandte sich an Miß Therese — „können Sie mir einen Gefallen tun, zwei Gefallen."

„So viele, wie Sie wünschen, Hochwürden!"

„Zwei werden genügen. — Erstens, bemühen Sie sich, so unbefangen wie möglich auszusehen. Ihr trauriges Geschick scheint Emma zu verurteilen, trotzdem die Beweise für ihre Schuld bis jetzt noch fehlen. — Und zweitens, überlassen Sie das Kreuz bis auf weiteres mir."

„Von Herzen gern!" sprach Therese, und reichte es ihm lächelnd dar. Dann sich freundlich zu Emma wen-

bend, sagte sie: „Ich habe nicht über dich geurteilt. Ich bin nur unglücklich, weil der Schein gegen dich ist.“

„So, das genügt!“ lobte Vater Cuthbert. „Jetzt wird sich Emma wohl entfernen dürfen?“

Emma verbeugte sich gegen den Priester und die Damen, und begab sich hinweg.

Als sie fort war, sprach Miß Therese zum Priester: „Verzeihen Sie meine Neugierde, Hochwürden! Aber ich möchte gern wissen, was Sie mit dem Kreuze vorhaben.“

„Komm und sieh!“ antwortete der Priester.

Er führte sie nach dem Zimmer, das er während seines Aufenthaltes im Parkhause gewöhnlich bewohnte. Hier befand sich ein Wandschrank und in demselben ein kleiner Altar mit einem schönen Kruzifix. Die Innenseite der Schranktüre, welche sich in zwei Flügel öffnete, war nach Art der alten Flügelaltäre mit herrlichen Bildern geschmückt, welche sichtbar wurden, wenn sie geöffnet waren. Diese Türen öffnete der Priester; das Kruzifix und die Bilder wurden sichtbar, und zu den Füßen des ersteren stellte er das Marmorkreuz. Dann kniete er mit Therese nieder und betete. Er empfahl die ganze Angelegenheit dem liebevollen und stets hilfbereiten Herzen Jesu auf das dringlichste. Getröstet und gestärkt stand Therese vom Gebete auf.

Dann kehrte sie zu ihrer Mutter und Schwester zurück. Sie fand Frau Owen bei ihnen. Mit Staunen vernahm sie, daß diese von der Schuld ihrer Tochter überzeugt war. Sie war sehr betrübt und weinte. „Könnte ich nur“, sagte sie, „Emma bewegen, ihren Fehler einzugestehen! Jedermann ist der Versuchung unterworfen, und ich habe kein Recht, von meinem Kinde zu erwarten, daß es fehlerfrei sei. Emma mag versucht worden sein und der Versuchung nachgegeben haben. Sie mag zu stolz oder zu furchtsam gewesen sein, ihren Fehler einzugestehen und deshalb das Kreuz

weggegeben haben. Aber was mich betrübt, ist, daß sie es so hartnäckig leugnet. Sie ist sich gar nicht mehr ähnlich, wenn die Rede davon ist." Und Frau Owen weinte bitterlich.

„Aber Sie können doch nicht verlangen, daß sie etwas bekennt, was sie nicht getan hat!" meinte Therese.

„Mein liebes Fräulein," entgegnete sie, „das sag' ich mir auch. Ist aber noch ein Zweifel möglich? Für Marthas Wahrheitsliebe könnte ich mit meinem Leben einstehen. Ueberdies hat die alte Frau keinen Grund, etwas anderes als die Wahrheit zu sagen. Und sie sagt sie. Ihre Erzählung beruht nicht auf Einbildung. Ich habe mit Jane geredet und versucht, sie auf einem Widerspruche zu ertappen, aber ihre Aussage stimmt in allem mit der Marthas überein. Emma hat der alten Frau das Kreuz gebracht. Und nun denke man sich des Kindes hartnäckiges Leugnen! Sie gibt vor, gar nicht zu begreifen, was Martha meint, und ist bereit, feierlich zu beteuern, daß sie das Kreuz von der Abreise Miß Thereses an bis zu dem Augenblick, als Vater Cuthbert ihr es hier im Zimmer zeigte, gar nie gesehen zu haben. Meiner Lebtage habe ich nie etwas ähnliches gehört!"

In diesem Augenblicke trat Major Pearson ins Zimmer. Er war aufgeregt und fragte: „Was geht denn eigentlich im Hause vor? Unten tuscheln die Dienstboten geheimnisvoll; hier weint die Haushälterin und die Herrschaft hilft ihr, Trübsal blasen!"

Man erzählte ihm die ganze Geschichte.

„Emma leugnet, das Kreuz verschenkt zu haben?"

„Ja, Herr, ganz entschieden!" antwortete Frau Owen.

„Und Martha behauptet, es von ihr erhalten zu haben?"

„Ebenso bestimmt," entgegnete Therese.

„Ich halte dafür," erklärte der Major, „daß ihr alle

eure Zungen hüten solltet. Ich werde Martha vernehmen. Inzwischen verbiete ich euch, Emma zu verfolgen."

„Emma verfolgen?" fragte Miß Pearson.

„Ja, verfolgen! Der alte Grafton hat sie soeben äußerst hart angelassen. Ich hörte es, als ich die Treppe heraufkam. Frau Bartlett sieht sie über die Achsel an; sogar der Laufbursche gibt ihr Uebernamen. Ich drohte ihm mit der Peitsche. In der Küche und in den Ställen flüstert man verächtlich Emmas Namen."

Frau Owen erschrak, als sie hörte, wie ihr Kind in aller Mund sei. „Aber was tun?" wandte sie sich an den Major; „wenn zwei das Gegenteil behaupten, können doch nicht beide recht haben?"

„Vielleicht doch!" Frau Owen machte große Augen. Der Major aber fuhr fort: „Gehen Sie jetzt hinab, Frau Owen, und sagen Sie allen Dienstboten, daß ich strengstens verbiete, daß man Emma verfolge. Frevent liches Urteil ist immer eine Sünde."

Die Haushälterin ging und tat wie geheißen. Infolge dieser Botschaft des Majors verstummte das Gerede, wenigstens wenn sie oder jemand von der Herrschaftsfamilie sich blicken ließ.

Viertes Kapitel.

In der Kreuzesschule.

Als Vater Cuthbert das nächste Mal kam, um in der Kapelle die heilige Messe zu lesen, verlangte Emma nach Beendigung des Gottesdienstes, ihn zu sprechen. Das arme Mädchen hatte eine traurige Geschichte zu erzählen; wie nämlich alle ihre Mitdienstboten sie für schuldig hielten; wie niemand, selbst ihre Mutter nicht, ihren Worten Glauben schenkte; wie sie sich infolge dessen unglücklich fühle und oft die Geduld verliere, und wie die Prüfung zu schwer zum Ertragen sei.

„Emma," sprach der Priester, „ich sehe nicht ein, wie es wohl anders sein könne. Wir leben nicht unter Heiligen. — Die gute alte Martha bleibt fest bei ihrer Erzählung und man glaubt ihr. Und wer ihr glaubt, glaubt dir nicht."

„Glauben Sie mir, Hochwürden?" fragte Emma.

„Meines Amtes ist es nicht, ohne Beweisgründe zu urteilen."

„Es wäre mir lieb, wenn Sie mir glaubten, Hochwürden!"

„Soll ich also denken, Martha habe gelogen?"

„Das nicht, Hochwürden!"

„So darf ich nicht urteilen, bis Licht in die Sache gekommen ist. Dir aber sage ich: du hast eine schwere Prüfung zu bestehen; ertrage sie standhaft und sie wird dir zu großem Nutzen gereichen."

Freundlich erklärte er ihr dann den Wert des Leidens, auch des unverschuldeten, und schloß mit der Mahnung, dem kreuztragenden Heilande das durch das Kreuz über sie gekommene Kreuz geduldig zu tragen und die Folgen dem Herrn zu überlassen. Dann nahm er ein Blatt Papier und schrieb folgendes Gebet darauf:

„O geduldiges Herz Jesu! Hilf mir, dir nachzufolgen. Lehre mich der Selbstliebe und eigenen Hochschätzung zu widersagen und demütig dir das Kreuz nachzutragen. Verleihe mir den Mut und die Kraft dazu, und ich werde ewig die Güte deines göttlichen Herzens preisen. — Schmerzhafte Mutter Maria, bitte für mich, damit ich von dir lerne, deinem Sohne nachzufolgen."

Er gab ihr das Blatt und ermahnte sie, das Gebet täglich zu verrichten, gab ihr seinen Segen und ließ sie allein.

Wiederum verflossen einige Tage. Was im Kreise der Dienstboten vorging, wurde man im Herrschaftshause nicht gewahr. Aber als Vater Cuthbert wieder

kam, hatte Emma ihm viel zu erzählen, wie die auf dem Gute beschäftigten jungen Leute mit Fingern auf sie wiesen und miteinander flüsterten, wenn sie in die Nähe kam; wie die Dienerschaft des Hauses sie geringschätzig behandelte und wie alle vor ihr auswichen; wie niemand, selbst die Mutter nicht, auf ihrer Seite stand; wie Großmutter Martha die Sache noch verschlimmert habe durch ihre Klagen darüber, ein junges Mädchen um den guten Ruf gebracht zu haben und wie es ihr dennoch unmöglich sei, etwas anderes auszusagen, wenn sie bei der Wahrheit bleiben wolle. „Mein Ruf als Diebin und hartnäckige Lügnerin wird mich durchs ganze Leben begleiten," schloß sie. Dann zeigte sie dem Priester das Gebet, welches er ihr aufgeschrieben hatte und sagte, sie habe es täglich verrichtet.

Vater Cuthbert nahm das Blatt und fügte dem Gebete folgendes hinzu:

„O göttliches Herz Jesu! Lehre mich Kreuz und Trübsal lieben. Verleihe mir, daß ich willig das Kreuz trage, welches du mir auferlegt hast. Gib mir die Gnade, auszuharren in deiner Liebe, und laß nicht zu, daß ich durch irgend etwas von dir getrennt werde. Heilige Maria, Mutter Gottes und auch meine Mutter, bitte für mich!"

Emma nahm das Blatt und versprach, dieses Gebet täglich dem ersten zuzufügen und entfernte sich.

Major Pearson hatte Martha hinsichtlich des Kreuzes genau ausgeforscht, aber diese blieb fest bei ihrer Behauptung, Emma habe es ihr gebracht, und es blieb nichts anderes übrig, als abzuwarten, ob die Zeit Licht in das Dunkel bringen werde.

Bei seinem nächsten Besuche im Herrschaftshause sandte Vater Cuthbert nach Emma. Ruhig und gefaßt erschien sie vor ihm.

„Nun, Emma", fragte er, „hat sich die Meinung und das Betragen der Leute betreffs deiner geändert?"

„Nein, Hochwürden!“

„Ist die Sache mit dem Kreuz aufgeklärt worden?“

„Auch nicht, Hochwürden!“

„Aber du siehst so ruhig und gefaßt aus.“

„Kleine Trübsale schrecken mich nicht mehr. Ich verrichte täglich die Gebete, welche Sie mir aufgeschrieben haben, Hochwürden!“

„Soll ich dir noch eins dazu schreiben?“

„Ja, Hochwürden, wenn Sie die Güte haben wollen.“

Der Priester nahm das Blatt und schrieb:

„O großmütiges und opferwilliges Herz Jesu! Mache auch mein Herz opferwillig. Gib mir Kraft und Mut, ein frommes Leben zu führen, und verleihe mir eine beständige Andacht zu dir! Flöße mir das Verlangen ein, wenn du mir zu meinem Heile kleine Kreuze zu tragen auferlegst, aus Liebe zu dir noch größere tragen zu wollen. Steh mir bei, die Pflichten meines Standes getreulich zu erfüllen. Gib mir nur deine Liebe und Gnade; alles andere stelle ich dir anheim. Schmerzhafte Mutter Maria! Bitte für mich, damit ich täglich mehr und mehr deinem Sohne ähnlich werde.“

Beim Lesen des Gebetes traten Tränen in Emmas Augen, so sehr war sie gerührt.

Fünftes Kapitel.

Der Tugendpreis.

Es war ein alter Brauch der Familie Pearson, an die Kinder der katholischen Dorfschule alljährlich Preise zu verteilen. Der Tag der Preisverteilung wurde stets festlich begangen. In jedem dritten Jahre aber wurde nebst den Schulprämien der Kinder noch ein Tugendpreis ausgeteilt. Zu diesem waren nur Mädchen berechtigt, welche von ihrem Austritte aus der Schule an bis zu ihrem 18. Jahre regelmäßig die sonntägliche Christenlehre in der Dorfkirche besucht,

zwei Jahre musterhaft in einem Dienst zugebracht und das beste Zeugnis für Frömmigkeit, Fleiß und tugendhaften Wandel aufzuweisen hatten. Es galt als die höchste Ehre, diesen Preis zu erhalten. Er bestand stets in einem wertvollen Geschenke. Dieses Jahr aber sollte er besonders schön und kostbar werden, denn Major Pearson hatte ihn als Andenken an seine glückliche Rückkehr gestiftet.

Emma hatte gehofft, dieses Jahr den Tugendpreis zu erhalten, da sie alle Bedingungen erfüllt hatte. Sie hatte die Christenlehre regelmäßig besucht, sie hatte zwei Jahre zur größten Zufriedenheit ihrer Herrschaft in einem Dienste zugebracht und die ganze Gemeinde war einstimmig im Lobe ihres tugendhaften Wandels gewesen. Da hatte der unglückliche Vorfall mit Thereses Marmorkreuz alle ihre Hoffnungen vernichtet.

Am Tage der Preisverteilung erschien die ganze Familie Pearson im Schulhause, wo dieselbe stattfinden sollte. Auch die Dienstleute des herrschaftlichen Gutes und die meisten Dorfbewohner fanden sich ein. Emma war früh aufgestanden, gerade wie im Jahre zuvor. Damals war es ihr eine Freude gewesen, heute schien es ihr eine Buße. Aber sie wiederholte öfters bei sich die Stelle aus Vater Cuthberts Gebet: „Steh mir bei, die Pflichten meines Standes zu erfüllen. Gib mir nur deine Liebe und Gnade; alles andere stelle ich dir anheim.“ Sie vollendete die Ausschmückung des Saales, die ihr übertragen worden war, denn niemand hatte in solchen Dingen einen so guten Geschmack wie sie. Sie hing schöngemalte fromme Sprüche an die mit grünen Kränzen geschmückten Wände und stellte Blumensträuße auf den Herrschaftstisch. Einen Spruch über Wahrheitsliebe aufhängend, zitterte sie ein wenig; als aber jene über Geduld und Demut, über Vertrauen und Opferwilligkeit an die Reihe kamen, faßte sie wieder Mut.

Die Preise waren auf mit weißen Tüchern bedeckten Tischen zu beiden Seiten des am oberen Ende des Saales stehenden Herrschaftstisches ausgestellt. Auf bequemen Stühlen saßen die eingeladenen Gäste; auf den Bänken die Schulkinder, die Christenlehrzöglinge, deren Eltern und die übrigen Anwesenden. Der Priester führte den Vorsitz und saß neben Major Pearson und der Herrschaftsfamilie. Ein Glockenzeichen ertönte, dann herrschte tiefe Stille. Vater Cuthbert erhob sich und sprach: „Zuerst werden die Schulpreise verteilt. Den ersten Preis für Pünktlichkeit, Fleiß und gutes Betragen erhält Mary Janes in der ersten, und Agnes Harris in der zweiten Klasse. Tretet näher, Kinder!“

Die beiden Genannten erhoben sich und traten vor den Priester. Dieser reicht einem jeden ein Gebetbuch und sprach: „Meine lieben Kinder, dem Inhalte nach ist zwischen diesen Büchern kein Unterschied; nur ist das eine schöner gebunden, als das andere. Das schönere Buch wird dem Kinde aus der höheren Klasse gegeben, weil diese Klasse größere Anforderungen an den Fleiß und die Aufmerksamkeit des Kindes stellt. Ihr habt in der Schule gelernt, wie die Bücher zu gebrauchen sind. Gebraucht sie so, und sie werden euch für das ganze Leben nützlich sein. Eure Namen und euer Zeugnis sind hineingeschrieben, damit sie euch zur immerwährenden Erinnerung dienen. Betraget euch auch fernerhin so, daß euch nach einigen Jahren der Tugendpreis, welchen eure gütige Herrschaft gestiftet hat, ebenfalls zugesprochen werden kann.“

Nun wurden die übrigen Preise verteilt. Dann wandte sich der Priester an die Anwesenden und sprach: „Ihr alle wißt, daß heute auch der zur Verleihung des Tugendpreises bestimmte Tag ist. Dank der Güte des Herrn Majors Pearson ist dieser Preis diesmal besonders schön und wertvoll, weil er zu-

gleich eine Erinnerung an seine Heimkehr nach langer Abwesenheit und an seine Bewahrung in großen Gefahren bilden soll. Er besteht aus einem prachtvoll gearbeiteten silbernen Becher." Er nahm diesen aus seiner Hülle und zeigte ihn. Ein Ruf der Bewunderung ließ sich hören. Dann fuhr Vater Cuthbert fort: „Dieser Becher hat eine Inschrift. Sie lautet: „Tugendpreis für ....." Hier sollte der Name stehen. Man hat sich auf denselben geeinigt, und den meisten aus euch ist bekannt, wem er zugesprochen werden sollte. Emma Owen sollte ihn erhalten. Da ereignete sich etwas, wodurch dies vorläufig unmöglich wurde. Ein Miß Therese Pearson gehöriges Marmorkreuz, das unbegreiflicherweise verschwunden war, wurde bei Großmutter Martha Longley entdeckt. Martha behauptet, Emma habe es ihr gebracht; Emma leugnet es entschieden. Wir haben keinen Grund, die eine oder andere der Unwahrheit zu beschuldigen. Unter diesen Umständen hielt man es für das beste, den Preis einem andern braven Mädchen, und zwar Alice Curran, zu geben. Zu ihrer Ehre muß ich euch mitteilen, daß sie sich geweigert hat, ihn anzunehmen. Sie hält Emma Owen für unschuldig und ist der sicheren Hoffnung, daß ihre Unschuld an den Tag kommen werde. In dieser Ueberzeugung verzichtet sie auf den Preis. Uebrigens hat niemand die Absicht, die alte, gute, christliche Martha Longley einer Lüge zu beschuldigen. Ein Mißverständnis muß das unerklärliche Ereignis veranlaßt haben, und wir hoffen, die Zeit werde es an den Tag bringen. Unter diesen Umständen hielten wir es für das beste, die Erteilung des Tugendpreises auf zwei Monate hinauszuschieben. Dann muß Major Pearson zu seinem Regimente zurückkehren. Er ladet euch alle ein, an einem noch näher zu bestimmenden Tage euch hier in diesem Saale zu einer Abschiedsfeier einzufinden. Wenn sich die Sache bis dahin

nicht aufgeklärt, erhält Alice Curran den Becher; klärt sie sich aber auf, so daß Emma Owen gerechtfertigt wird, dann erhält diese ihn, und er wird ihr doppelt teuer sein, da sie ihn doppelt verdient hat."

Lauter Beifall belohnte diese Ansprache. Emma hatte Alices Hand ergriffen und sprach: „Habe Dank für dein Vertrauen, Alice! Es erfüllt mein Herz mit Trost." — Auf dem Heimwege erhielt Emma noch manches gute Wort: „Nur Mut, Kind! Es wird noch alles gut werden. Es gibt viel Unerklärliches in der Welt, doch die Zeit bringt alles an den Tag."

Nach einigen Tagen besuchte Emma Vater Cuthbert. Er freute sich, sie so ergeben zu finden. Zum Abschied sprach er zu ihr: „Verrichte fleißig die Gebete, die ich dir aufgeschrieben habe, und sei guten Mutes!" Er selbst ließ keinen Tag vorübergehen, ohne für das vielgeprüfte Mädchen zu beten, damit sich die Angelegenheit zu ihren Gunsten wende.

Im Herrschaftshause gingen die Dinge ihren gewöhnlichen Gang. Zwei Wochen vor der für Major Pearsons Abreise festgesetzten Zeit traf die Nachricht ein, daß sein Regiment nach Washington zurückbeordert sei, und er sich also nicht mehr ins Indianergebiet zu begeben brauchte. Der Jubel darüber war allgemein. Die vom Major versprochene Feier sollte dennoch stattfinden, sich aber statt zu einem wehmütigen Abschiede zu einem Freudenfeste gestalten. Der bestimmte Tag erschien, und nachdem die Geladenen sich vollzählig eingefunden hatten, setzte man sich an den reichlich mit Speisen und Getränken beladenen Tisch. Nachdem der erste Appetit befriedigt war, entspann sich eine lebhafte Unterhaltung. Endlich erhob sich der Gastgeber, klopfte an sein Glas und sprach:

„Ich habe euch anzukündigen, daß wir in der Lage sind, nunmehr den vor mehreren Wochen zurückgestellten Tugendpreis verleihen zu können."

Alle horchten gespannt. Der Major fuhr fort:

„Nach Rücksprache mit Vater Cuthbert und meiner Mutter verleihe ich den Tugendpreis an Emma Owen. Ihr Name ist bereits der Inschrift auf dem Becher zugefügt worden, denn das Verschwinden und Wiederfinden des vielbesprochenen Marmorkreuzes ist aufgeklärt worden."

Das war für alle eine unerwartete Neuigkeit. Frau Owen wurde davon so ergriffen, daß sie einer Ohnmacht nahe war. Nachdem der erste Beifallssturm vorüber war, trat eine tiefe Stille ein, denn alle waren begierig, den Verlauf der Sache zu hören. Emma hatte sich hinter Alice Curran und Frau Bartlett versteckt. Ihr Herz bebte vor Erwartung und ihre Augen hafteten am Major. Endlich fuhr dieser fort:

„Vor einigen Tagen besuchte ich mit meiner Schwester Therese die alte Martha Longley. Im Verlaufe unsers Gespräches sagte auf einmal Großmutter Martha zu Therese: „Ich bitte um ein neues Paar Strümpfe!"

Die Zuhörer lachten; auch der Major lächelte, und sprach dann: „Wer hätte gedacht, was alles infolge dieser Bitte geschehen werde! — Also, ein neues Paar Strümpfe wollte die Großmutter haben; keine mit der Maschine gestrickten, sondern handgestrickte, weiche, warme, weiße Strümpfe aus Lammwolle, gerade solche," sagte sie zu Therese, „wie diejenigen, die Sie mir voriges Jahr schickten." Meine Schwester entgegnete: „Aber, Großmutter, ich habe Euch voriges Jahr keine Strümpfe geschickt!"

Gespannte Erwartung lag auf allen Gesichtern Major Pearson nahm wieder das Wort:

„Das befremdete mich. Und als Martha auf ihrer Aussage beharrte, wollte ich Beweise haben. „Herr," sprach sie, „ich habe die Strümpfe noch. Sie waren eine wahre Wohltat für mich alte Frau. Deshalb nahm

ich mir vor, um ein ähnliches Paar zu bitten. Die gekauften sind bei weitem nicht so weich, wie diese." — „Wo sind die Strümpfe?" fragte ich. „Dort in der Schachtel. Wenn Miß Therese so gut sein will, mag sie dieselben herausnehmen." Meine Schwester nahm also die Strümpfe heraus. Hier sind sie!" — Er zeigte unter allgemeiner Heiterkeit ein Paar weißer Wollstrümpfe vor. Ich fragte meine Schwester, ob sie sich nicht erinnere, der Großmutter diese Strümpfe gegeben zu haben. „Nein," sprach sie; „diese Strümpfe habe ich nie gesehen." Ich wollte die alte Frau nicht weiter in Verlegenheit bringen, versprach ihr also die verlangten Strümpfe und bat, diese da als Muster mitnehmen zu dürfen. Ihr könnt euch denken, daß wir uns auf dem Heimwege nicht wenig über dieses neue Geheimnis wunderten. Ich hatte die Strümpfe in der Absicht mitgenommen, sie meiner Mutter zu zeigen. Wie ihr wißt, ist meine Schwester, Frau Mattingly, zur heutigen Feier aus Virginien gekommen. Sie langte vor einigen Tagen an. Während ich meiner Mutter Marthas Strümpfe zeigte, trat Frau Mattingly ins Zimmer. Kaum sah sie die Strümpfe, als sie ausrief: „Die haben ja meine Schulkinder gestrickt! Ich sandte sie voriges Jahr, als Therese von ihrem Besuche bei mir heimreiste, durch sie als Geschenk für die alte Martha."

Lebhafter Beifall unterbrach hier den Major, als ob sich die Zuhörer das übrige denken könnten. Dieser fuhr fort:

„Also Frau Mattingly hatte die Strümpfe geschickt. Ihr Mädchen hatte, um das Kreuz ja recht sicher und weich einzupacken, dieselben um dieses gewickelt, und dann in Papier gehüllt. Als Therese ihre Sachen auspackte, wies sie Emma an, die Pakete uneröffnet an ihre Adressen zu senden. Ohne Zweifel brachte Emma selbst das Paket zu Martha, als sie am Tage nach der Rückkehr meiner Schwester sie besuchte und dabei so in

Eile war. Als dann das Kreuz vermißt wurde, lagen keinerlei Ursachen vor, es mit Marthas Paket in Verbindung zu bringen, und es kam also niemand auf diesen Gedanken. Emma konnte nur behaupten, das Kreuz nicht gesehen zu haben. So verstrich nahezu ein Jahr, ohne daß Licht in die Sache kam. Als Frau Mattingly erklärte, ihr Mädchen habe das Kreuz in die Strümpfe gewickelt, war das ganze Geheimnis erklärt."

Emma war glänzend gerechtfertigt, der Tugendpreis gebührte ihr, und zwar doppelt, da sie ihn sowohl durch ihr gutes Betragen, als durch ihre Geduld in der Verfolgung verdient hatte. Deshalb wandte sich der Major nun an sie, indem er sprach: „Emma Owen, komm hieher!" Von Therese begleitet, trat sie vor ihn, und nahm aus seiner Hand mit bescheidenem Erröten den Tugendpreis, den silbernen Becher entgegen.

Dann rief der Major auch Alice Curran zu sich. Er sprach zu ihr: „Dein großmütiger Verzicht auf den Tugendpreis, der dir zugesprochen war, und dein unerschütterliches Vertrauen auf die Unschuld deiner Freundin Emma, verdient eine öffentliche Anerkennung. Meine Schwester Therese soll sie dir zuteil werden lassen." Diese nahm ein auf dem Tisch liegendes Paket, entfernte dessen Hülle, und ein prachtvoller indischer Schal kam zum Vorschein. Sie entfaltete ihn und legte ihn um Alices Schultern. Diese zitterte vor freudiger Erregung. Im Saale ertönte lang anhaltender Beifall.

Als am Abend dieses ereignisvollen Tages Vater Cuthbert aus der Kapelle zurückkehrte, erwartete ihn Emma. „Hast du das Blatt mit dem Gebete bei dir?" fragte er sie. „Ich möchte dir noch etwas dazu schreiben."

Er schrieb noch ein Gebetlein hinzu, nämlich: „O Jesu, sanftmütig und demütig von Herzen: mache m e i n H e r z gleich d e i n e m Herzen!"

IV.
Wolken und Sonnenschein.

I.

Ostermittag!

Frau Dr. Weatherby, soeben von der Kirche zurückgekehrt, legte Hut und Mantel sorglich beiseite. Sie schien in Gedanken versunken. „Es gibt kein vollkommenes Glück auf Erden. Das Menschenherz ist nie zufrieden. Jeder befriedigte Wunsch bringt einen neuen hervor.“ Diese Worte aus der Osterpredigt klangen in ihren Ohren nach, während sie in ihrem behaglichen Wohnzimmer da und dort etwas ordnete und dann einen befriedigten, fast stolzen Blick über den, wenn nicht gerade reich, doch geschmackvoll ausgestatteten Raum schweifen ließ.

Julie Weatherby, wie sie jetzt hieß, war die Tochter eines an Kindersegen reichen, verwitweten Steuerbeamten in einer kleinen Stadt Deutschlands. Außer seiner mittelmäßigen Besoldung bestand sein Vermögen nur in der Anwartschaft auf eine geringe Pension, wenn die vorgeschriebene Anzahl von Dienstjahren erreicht war, und in einem ihm gehörigen Hause nebst geräumigem Garten. Ihr Vater hatte sie zur Erzieherin ausbilden lassen. Sie spielte annehmbar Klavier, sang vorzüglich, sprach französisch und englisch und war Meisterin in der Stickerei und in feinen Näharbeiten. Da

sie während der Zeit ihrer Ausbildung zu Hause gewohnt hatte, waren ihr auch die gewöhnlichen Hausarbeiten des Kochens, Backens usw. nicht fremd geblieben; mit einem Worte, sie war gerüstet, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Nachdem nun die dem Alter nach ihr zunächststehende Schwester sich ebenfalls die zur Führung der Haushaltung erforderliche Geschicklichkeit erworben hatte, sah sich Julie um eine Stelle als Erzieherin um.

Nach mehrfachen Anzeigen in Zeitungen erhielt sie endlich einen Brief aus England, in welchem ihr der Antrag gestellt wurde, die Erziehung der Enkel des alten Barons Hartley zu übernehmen. „Es sind," hieß es in dem Briefe, „ein Mädchen von sechs, und ein Knabe von vier Jahren, die wir Ihnen anvertrauen wollen, weil wir uns nicht entschließen können, sie in so zartem Alter einer Anstalt zu übergeben. Unsere über Sie eingezogenen Erkundigungen stimmen vollständig mit Ihren uns gesandten Zeugnissen überein, so daß beiderseitige Zufriedenheit zu erwarten steht."

Die Notwendigkeit, ihren Unterhalt so bald als möglich zu verdienen, und der Umstand, daß die in Aussicht gestellten Zöglinge noch von zartem Alter waren, bestimmten das junge Mädchen, den Antrag anzunehmen, trotzdem sie hinsichtlich ihrer Aussprache des Englischen sich nicht ganz sicher fühlte. Sie reiste ab.

Es war an einem schönen, hellen Junimorgen, überall Baumgrün und Blumenduft, als Julie im Schosse Hartley ihren Einzug hielt. Mit unverkennbarer Freude wurde sie von der Herrschaft begrüßt. Nicht so herzlich war die Aufnahme seitens ihrer zukünftigen Zöglinge. Früh verwaist, waren sie von den Großeltern zuerst verzogen, dann aber vernachlässigt worden. In den zarten Kinderherzen zeigten sich bereits Triebe des Eigensinnes, der Rechthaberei, der Trägheit und anderer kindlichen Unarten. Mit einer bewunderungswür-

digen Hingabe und Geduld unterzog sich die neue Erzieherin ihrer Aufgabe. Bald hatte sie das Unkraut aus den Herzen ihrer Zöglinge ausgejätet, und mit unverkennbarer Liebe hingen diese an ihr.

Fünf Jahre flogen schnell vorüber. Durch gewissenhafte Pflichterfüllung, Bescheidenheit und sich stets gleichbleibendes freundliches Benehmen hatte Julie sich die Achtung aller erworben, die näher mit ihr bekannt geworden waren. Ihrer feinen Umgangssitte wegen wurde sie oft zu den Gesellschaften im Schlosse gezogen. Wenn sie dann ihre herrliche Stimme im Gesang ertönen ließ, erntete sie rauschenden Beifall. Niemand vermutete in ihr die Deutsche, so vollkommen war ihre Aussprache des Englischen geworden. Sie war nun 22 Jahre alt und hatte sich bereits darein ergeben, zeitlebens in dem selbstgewählten Berufe zu wirken, als sich ihr unerwarteter Weise eine andere Aussicht eröffnete.

Vor einiger Zeit hatte sich in dem zum Schlosse Hartley gehörigen Dorfe ein junger Arzt, namens James Weatherby, niedergelassen, welcher infolge seines Berufes auch in den vornehmen Kreisen Zutritt hatte. Dieser wurde bald auf die bescheidene, gebildete und zu einer wirklichen Schönheit erblühte Erzieherin aufmerksam und trug ihr ohne Umschweife seine Hand an. Julie, welche voraussah, daß sie doch nicht zeitlebens in Hartley bleiben könne, und sich nach einer eigenen Heimat sehnte, sagte zu. Ohne lange zu zaudern, schloß das junge Paar den Bund fürs Leben.

Von der großen Republik jenseits des Ozeans kamen glänzende Berichte, wie schnell und wie leicht man dort zu einer unabhängigen, geachteten Stellung gelangen könne. Tausende hatten in Amerika ihr Glück gefunden. Auch Dr. Weatherby und seine junge Gattin schlugen kurz nach ihrer Trauung den Weg dahin ein. Eine Tante des Arztes, ein altes Fräulein, begleitete sie. Sie hielten sich nach ihrer Ankunft nicht lange in New

York auf, sondern zogen westwärts. Ein Landstädtchen in Ohio, am Flusse gleichen Namens, ungefähr vierzig Meilen von Cincinnati, wurde ihre Heimat. Der geschickte junge Arzt erwarb sich in kurzer Zeit eine ausgedehnte Praxis und nahm infolge dessen bald eine geachtete Stellung in der Gesellschaft ein. Mit dem Reichwerden ging es freilich langsam, aber man hatte sein Auskommen. Tante Margaret war meistens kränklich, weshalb Frau Weatherby die Haushaltung selber besorgte. Da kamen ihr denn die in dieser Hinsicht in Deutschland erworbenen Kenntnisse sehr zu statten. Anfangs fühlte sich Julie auch ganz glücklich, daß sie ein eigenes Heim hatte. Nur die öftere Abwesenheit ihres Gatten, der von seinen Kranken sehr in Anspruch genommen wurde, betrübte sie. Und als er begann, selbst die wenigen Stunden, die er zu Hause verbrachte, dem Studium zu widmen, um sich in seinem Berufe immer mehr zu vervollkommnen, fühlte sich die junge Frau ganz verlassen. Die Einförmigkeit ihres täglichen Lebens, die fortwährende Haushaltungsarbeit, um welche sich Tante Margareta nicht kümmerte, der gänzliche Mangel an geistiger Anregung, wozu sie anfangs zu beschäftigt, dann aber, auch wenn sie Zeit hatte, nicht mehr geneigt war, verursachten eine immer mehr zunehmende bittere Stimmung in ihr. Sie glaubte sich von ihrem Gatten vernachlässigt.

„Ich bin am glücklichsten bei meinen Kranken und bei meinen Büchern," hatte er eines Tages zu ihr gesagt. Das war aber unvorsichtig gewesen. Das Wort war ein Stachel, der schmerzend in ihrem Herzen haften blieb. Ihre sanfte, hingebende Natur bedurfte des Entgegenkommens, der Anerkennung, einer mehr als gewöhnlichen Freundlichkeit. Weil ihr diese nicht wurde, zog sie sich immer mehr in sich selbst zurück.

II.

Auf diese Weise verflossen zwei Jahre. Die Ehe des jungen Paares war mit einem gesunden Söhnlein gesegnet worden, welches jetzt ungefähr ein Jahr alt war. Das Kind hatte die Herzen nicht näher zusammengebracht, im Gegenteile. Weil Dr. Weatherby in seinem Vaterglücke sich jetzt, wenn er zu Hause war, öfters mit dem Kleinen beschäftigte, redete die junge Mutter in ihrer Bitterkeit sich ein, sie gelte ihm gar nichts mehr. Anfangs leise, nach und nach aber mit unwiderstehlicher Gewalt, regte sich in ihr das Heimweh — nach Deutschland, nach ihrem Vaterhause. Dort würde man sie verstehen, ihre Aufopferung anerkennen.

In solche Gedanken versunken, saß sie eines Abends müde und abgespannt nach einem schweren Tagewerke am Tisch, mit dem Ausbessern der Wäsche beschäftigt. Sie fühlte sich so beklommen und mutlos, daß sie sich immer mehr in den Gedanken völligen Verlassenseins vertiefte. Anfangs nur unbestimmt, dann aber zur völligen Reife gediehen, tauchte in ihr der Entschluß auf, heute nacht noch diesem Leben zu entfliehen. Waren ihr die Annehmlichkeiten des Ehelebens versagt, so wollte sie auch nicht länger dessen Lasten tragen. Frei wollte sie werden, und ein neues Leben beginnen. Einsamer als jetzt konnte sie auch allein nicht sein. Und würde sie nicht ihr Kind, ihren Karl haben?

Dr. Weatherby befand sich unten im Wartezimmer, in welchem sich auch seine Bibliothek befand. Das Kind schlief ruhig in seinem Bettchen. Julie stellte den Korb mit Wäsche beiseite und begann, die wenigen Habseligkeiten, die sie auf ihrer Flucht mitzunehmen gedachte, zusammenzusuchen. „Nicht viel," sprach sie zu sich selbst, „damit ich ungehindert bin. Diese Schmucksachen — sie sind mein — und ich kann sie im Notfalle

zu Geld machen, eine Handtasche mit Kleidern für mich und das Kind, und dann meine Ersparnisse. Wie gut, daß mein Mann darauf bestand, daß ich dieselben selbst in Verwahr halte; sie reichen gerade hin für die Reise nach Deutschland.

Sie fühlte heftigen Kopfschmerz; in ihren Ohren erklang ein dumpfes Summen, sie mußte sich setzen. Da erklang die Hausglocke. Gewiß ein Krankenruf! — Ja! — War es Zufall oder höhere Fügung, daß gerade jetzt ihr Gatte eine Strecke ins Land hinaus zu einem Kranken gerufen wurde? — Sie hörte ihn nach dem Wohnzimmer kommen. Schnell gab sie sich den Anschein, als sei sie mit den zusammengesuchten Kleidungsstücken beschäftigt. Jetzt trat er ein. „Du brauchst mich heute nacht nicht zu erwarten, Julie. Ich muß weit ins Land und weiß nicht, wann ich heimkomme."

„Ich werde dich nicht erwarten," sprach sie tonlos. Er blickte sie aufmerksam an und sprach: „Du siehst angegriffen aus, meine Liebe; du mußt dich mehr schonen."

„Es ist nichts!" entgegnete sie.

Dr. Weatherby beugte sich über das Kind, und begab sich dann nach unten, wo das Pferd seiner harrte, bestieg dasselbe und ritt in die Nacht hinaus.

Julie fühlte immer verwirrter, Gedanke auf Gedanke durchzog ihr Gehirn. Würde sie ihn jemals wiedersehen? Er liebte ihr Kind, wie, wenn er im Innersten seines Herzens auch für sie noch ein Gefühl hegte? Würde sie ihn in diesem Falle durch ihre Flucht nicht tödlich verletzen? —

Tante Margaret trat ein. „Ich bringe dir eine Tasse Tee, Julie! Du hast beim Abendessen so matt ausgesehen und fast gar nichts gegessen. Ich habe es wohl bemerkt. Du reibst dich noch ganz auf mit deiner ewigen Arbeit, noch mehr aber durch deine Empfindlichkeit."

Die scharfsinnige Tante hatte die Wurzel des Uebels entdeckt. — Frau Weatherby hing ihren Gedanken nach und hörte kaum, was zu ihr gesprochen wurde.

„Einmal muß ich's doch sagen, Julie! Du bist viel zu empfindsam, zu feinfühlig. Dadurch entfremdest du dir deinen Mann immer mehr."

„James hat sich noch nie beklagt, Tante! Also können auch Sie zufrieden sein."

Frau Weatherby zwang sich, ruhig zu erscheinen. Hätte sie sich doch die Ohren verstopfen, hätte sie ihren Kopfschmerz, ihre Herzensqual, ihre Sehnsucht nach Verständnis stillen können!

„Er ist keiner von denen, die sich beklagen," fuhr die Tante fort. „Aber wird er nicht mit jedem Tage schweigsamer? Ich kenne ihn länger und besser als du und weiß, wie schmerzlich er es fühlt, daß sein Traum ehelichen Glückes so schnell entwich. Wie glücklich war er, als er das muntere, liebevolle und feingebildete Mädchen heimführte, als welches er dich kennen lernte. Welch eine schöne Zukunft versprach er sich! Und nun ziehen Tag für Tag düstere Wolken am Ehehimmel auf, kein Sonnenblick der Freude erhellt ihn: Pflicht, Pflicht allein — und stete Geschäftigkeit! Fürwahr ein trauriges Dasein, wenn man bloß n e b e n einander geht, wo man m i t einander gehen sollte! Er aber — und klagen! Er ist viel zu stolz, sich seinen Kummer anmerken zu lassen. Sein Lebtag hat er noch alles allein getragen."

„Der Kopf schmerzt mich, Tante! Bitte, laß mich allein!" Sie glaubte es nicht länger aushalten zu können. Hatte der scheinbar so ruhige, gleichgültige Mann wirklich unter ihrer Kälte gelitten? — War das der Fall, welch großes Unrecht hatte sie ihm getan!

Endlich war Frau Weatherby allein. Sie wandte sich wieder dem Einpacken zu. Als sie damit fertig war, blickte sie auf die Uhr. Noch war es nicht Zeit.

Das Dampfboot, das sie zu nehmen gedachte, würde erst in zwei Stunden fällig sein. Besser hier warten, als am dunklen Landungsplatze. Angekleidet wie sie war, legte sie sich an die Seite ihres Kindes nieder, welches sie nach dem Weggange ihres Gatten auf ihr eigenes Bett gelegt hatte. Sie war so müde, und ihr Kopf schmerzte so, daß sie ein wenig ausruhen wollte.

Aber nun war es Zeit. Sie mußte fort. Ihr Entschluß stand unwiderruflich fest. Sie nahm den Kleinen auf, ihn anzukleiden. „Er weiß nicht, daß er heute nacht den Vater und die Heimat verliert," dachte sie, und ihre Tränen brachen gewaltsam hervor. Wie würde ihr Gatte erschrecken, nach ihr und dem Kinde suchen, wenn er sie bei seiner Heimkehr nicht mehr vorfand! Aber es mußte sein!

III.

Plötzlich, sie wußte nicht wie, sah sich Frau Weatherby auf der Straße. Vom Flusse her glaubte sie das Wehen des Windes zu verspüren. Sie fühlte höchst unsicher, alles kam ihr so verschwommen vor. Sie rief einen Knaben an, ihr die Reisetasche zu tragen; es war ihr, als woge er mit der Straße wellengleich auf und ab. — Da war endlich das Boot. Seine Lichter glänzten wie Sterne durch den Nebel, welcher über dem Ohio lag. Die Schiffsglocke gab das Zeichen; ihr Klang schien ihr einen Schlag zu versetzen. Mehrere Leute eilten, einzusteigen; sie schloß sich ihnen an. Sie hatte die Fahrt nach Cincinnati schon mehreremale gemacht, aber stets in Begleitung ihres Gatten. Es war dies das erstemal in Amerika, daß sie allein reiste. Es wäre unsicher, hatte sie sagen hören. Verlor sie schon beim ersten Schritte den Mut? O nein! Besser, dachte sie, allein stehen und Frieden haben, als mit unbefriedigtem Herzen in Sicherheit wohnen.

Fühlte sie nicht bereits den ersehnten Frieden? — Noch nicht! Aber sie würde ihn erlangen, sobald sie einen bestimmten Zukunftsplan würde entworfen haben.

Ihr Kind zog die Aufmerksamkeit einer jungen Dame auf sich. „Ein kleiner Engel!“ sprach sie freundlich. „Wie glücklich Sie in seinem Besitze sein müssen!“

Frau Weatherby — und glücklich! Ein Gefühl der Bitterkeit überkam sie.

Die junge Dame war eine Amerikanerin, und wie alle diese sehr neugierig.

„Ist Ihr Gatte auch auf dem Boote?“ fragte sie.

„Nein!“ lautete einsilbig die Antwort.

„Sind Sie allein mit dem Kleinen gekommen?“

„Ja!“

„So werde ich meinen Mann bitten, sich Ihrer anzunehmen.“

Frau Weatherby dankte der freundlichen Dame, entzog sich aber jeder weiteren Ansprache dadurch, daß sie sich in ihr Kajütenkabinett verfügte. Sie legte ihren Kleinen auf das Bett und ging, nachdem er eingeschlafen war, auf das Promenadedeck, um frische Luft zu schöpfen. Es war ihr so eng, so beklommen zumute. Es war Vollmond. Ein Silberschein lag auf den glänzenden Wellen und spiegelte sich tausendfach wieder. Die bewaldeten Ufer zeigten von Zeit zu Zeit eine Lichtung, wo irgend ein fleißiger Farmer sich angesiedelt hatte. Alles erschien ihr unbestimmt, wie im Traume. Wie schnell das Boot dahinfuhr! Sie hätte immer so dahinfahren können, so träumerisch, so ins Unbestimmte hinein. Wie fern kam ihr das verlassene Heim bereits vor! Warum mußte sie immer daran denken? — War James schon zu Hause? — Dann hatte er auch schon ihre Flucht entdeckt. Ach, daß sie ihn nicht vergessen konnte! — Sie legte sich schlafen.

Als sie erwachte, war es bereits Tag. Dort lag die

langgestreckte Reihe der Warenlager des Landungsplatzes; weiter oben, sich weithin erstreckend das Häusermeer Cincinnatis. Von der Höhe von Mount Adams herab ertönte die Ave-Glocke der Immakulata-Kirche; nun stimmte auch die tiefere Glocke der am Fuße des Hügels liegenden St. Philomena-Kirche ein. Und drinnen in der Stadt pflanzte Glocke um Glocke die frommen Klänge fort. — Sie stand auf und ging zu Fuß über den breiten, steilen Landungsplatz. — Wohin? Darüber war sie sich noch nicht klar. — Wie sonderbar! Die Stadt schien ihr entgegenzukommen. Mit einemmale befand sie sich in der dritten Straße, nicht im Geschäftsteile, sondern weiter östlich, in der Gegend der Privatwohnungen. Daß der Bahnhof der nach dem Osten führenden Eisenbahn in dieser Nachbarschaft lag, wußte sie von früher her. Sie gedachte in einem Hotel in der Nähe Unterkunft zu suchen und auf einen Zug zu warten. Müde schleppte sie sich mit ihrer süßen Last weiter; der Arm, auf dem sie den Kleinen trug, schmerzte sie. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Ach, hätte sie doch die Heimat, den Gatten nicht verlassen, das stärkste Band, welches Menschen aneinander fesselt, nicht eigenwillig gewaltsam zerrissen! Mit dem Aufgebote ihrer letzten Kräfte wollte sie zurückkehren, aber wie Blei lag es in ihren Gliedern, eisige Kälte erfaßte sie. — War das der Tod? — Sollte sie sterben fern der Heimat, ohne sich mit ihrem Gatten ausgesöhnt zu haben? — Wie sich beim Gedanken an den Tod ihr alles in einem andern Lichte darstellte! Sie hatte sich den heiligsten Pflichten entzogen, sie, die so stolz auf ihre Pflichterfüllung gewesen war, so stolz, daß sie ihr Herz von ihrem Gatten abwandte, weil er für ihre täglichen Mühen und Sorgen kein anerkennendes Wort hatte. Nun mußte sie sterben und ihr liebes, süßes Kind zurücklassen! Wem sollte sie es zurücklassen, wenn nicht ihm, der

das erste, heiligste Recht darauf hatte? Heim, heim! das war ihr einziger Gedanke.

IV.

Es war heller Tag. An Frau Weatherbys Bett standen mit besorgten Blicken ihr Gatte und Tante Margaret. Er gab letzterer einen Wink und sie entfernte sich. „Wie geht es dir, meine Liebe?“ fragte er.

„Vergib mir!“ hauchte sie, noch unter dem Einflusse des Traumbildes stehend.

„Ich habe dir nichts zu vergeben, Julie!“ antwortete er freundlich. „Werde nur bald wieder gesund!“

Tante Margaret trat mit einer Tasse Tee ein. „Jetzt, Julie, wird es besser mit dir gehen. War das ein schlimmer Anfall! — Nimm das, es wird dich stärken. Du hast gestern abend fast gar nichts gegessen.“

„Gestern abend? War ich gestern abend hier?“ fragte sie ihren Gatten.

„Freilich warst du hier, liebe Julie! Wo solltest du denn gewesen sein? Ich mußte aufs Land zu einem Kranken, und war leider nicht zu Hause, als du plötzlich unwohl wurdest. Du hast die ganze Nacht irre geredet.“ —

„Lieber James, ich glaubte ich müsse sterben, und da dachte ich an dich.“

„Ja, davon hast du in deinem Fieber geredet. Aber sei unbesorgt! Du hast eine starke Natur und wirst dich bald wieder erholen. — Sieh, da bringt Margaret den Kleinen; er streckt die Händchen nach dir aus.“

Ihre Flucht war also ein Fiebertraum gewesen. Gott sei Dank, sie mußte noch nicht sterben! Des Lebens Pflichten, Sorgen, Leiden und Trübsale würde sie von nun an gern ertragen; für ihren Gatten und ihr Kind sollte ihr kein Opfer zu schwer werden.

Frau Weatherby erholte sich, dank der Kraft ihrer

Jugend und der liebreichen Pflege, welche ihr Gatte und Tante Margaret ihr widmeten, rasch von ihrer Krankheit. Noch oft erinnerte sie sich ihrer Fieberphantasien und des während derselben gehabten Traumes. Zu solchen Zeiten warf sie, wenn sie sich unbeachtet glaubte, einen dankbaren Blick auf ihren Gatten. Ihr Verhältnis zu ihm war ein anderes geworden. Seit sie ihm vertrauensvoll und freudig nahetrat, ward er auch umgänglicher. Er erzählte ihr von seinen Patienten und Studien, brachte ihr Bücher und Zeitschriften, und stellte zur Besorgung des Hauswesens ein Dienstmädchen an. Kurz, ein neues Leben begann. Tante Margaret aber, die beiden beobachtend, lächelte still vor sich hin. „Verkehrte Welt!“ sprach sie dann zuweilen zu sich selbst: „die haben ihre Flitterwochen erst jetzt. Aber eigentlich ist es doch zumeist so im Leben: erst Wolken, dann Sonnenschein.“

V.

„Es prüfe, wer sich ewig bindet."

Erstes Kapitel.

Eine überraschende Entdeckung.

Rudolph Bergmann war einer der ältesten Ansiedler in einem blühenden Landstädtchen im südlichen Teile des Staates Indiana, welches wir, da wir seinen wirklichen Namen nicht verraten dürfen, Greenbusch nennen wollen. Die anfänglich nur aus etwa 50 Familien bestehende Bevölkerung war im Laufe der Zeit auf 1200 Seelen angewachsen. Die meisten waren Deutsche, zwei Drittel davon Katholiken. Diese hatten sich der Mehrzahl nach um die aus eigenen Mitteln auf einem sanft ansteigenden Hügel erbaute stattliche Kirche angesiedelt, und Bergmann gehörte zu den einflußreichsten Bewohnern des „Katholikenhügels". Von Profession war er ein Schmied und besaß eine ausgedehnte Kundschaft. Wohl hatte er während seiner Jugend in Deutschland nur die gewöhnliche Schulbildung genossen, aber was ihm an Bücherweisheit abging, ersetzte ihm überreichlich die streng katholische Erziehung seiner frommen Eltern, welche ihren Kindern als ersten und obersten Grundsatz für die wechselvolle Wanderung durchs Leben die Worte des göttlichen Heilandes eingeprägt hatten: „Sorget zuerst für das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles übrige

wird euch beigegeben werden." Dazu gesellte sich im Laufe der Zeit eine in der Schule des Lebens gesammelte reife und vielfältige Erfahrung.

Bei der Wahl seiner Gattin beeinflußte ihn nicht körperliche Schönheit oder eine reiche Mitgift, sondern religiöse Gesinnung und musterhafter Wandel. Und der wackere Schmied hatte sich dabei in jeder Beziehung gutgestanden. In allen seinen Unternehmungen war Gottes Segen mit ihm. In der neuen Heimat, in welche er kurz nach der Heirat ausgewandert war, brachte er es nach und nach zu behäbigem Wohlstande. Seine einzige Tochter, Mathilde, jetzt 19 Jahre alt, eine in holder Unschuld herangewachsene Jungfrau, war eine jener so seltenen, ihres vollen Wertes unbewußten Mädchenperlen, deren Besitz einen Mann wahrhaft zu beglücken vermag. So war es denn auch erklärlich, daß schon mancher junge Mann sein Auge auf die liebliche Jungfrau gerichtet hatte. Diese aber hatte bisher jeden ihr gemachten Heiratsantrag mit dem Bemerken abgelehnt, die Mutter könne ihrer helfenden Hand im Hauswesen nicht wohl entbehren; auch sei sie noch jung genug, um recht gut noch einige Jahre warten zu können.

So war es gewesen bis zur Zeit, da unsere Erzählung beginnt. Aber nun war es anders. Die sonst so heitere und fröhliche Mathilde ging jetzt nachdenklich, still und ernst einher. Ihr fröhliches Lachen war verstummt und ihre helle Stimme ertönte nicht mehr in heiterem Gesang. „Sie hat etwas auf dem Herzen," dachte die Mutter, Frau Anna, „und ich werde wohl bald erfahren, was es ist." Sie war eine fromme Katholikin, eine sorgsame Hausfrau und lebte sehr zurückgezogen.

Eines Nachmittags, als Mutter Anna eben wieder über das veränderte Wesen ihrer Tochter nachdachte, trat sie zufällig an ein auf die Hauptstraße blickendes

Fenster und sah seitwärts nach der dort gelegenen Schmiede, vor welcher ihr Gatte mit einem Gehilfen große eiserne Reifen auf einem Feuer erhitzte, um sie auszudehnen und über die Räder eines neuen Ackerwagens zu legen. An letzterem war ein junger Mann aus der Wagnerwerkstätte des Städtchens, welche in der nächsten Straße lag, beschäftigt. Als er die Frau am Fenster erblickte, grüßte er sie mit auffallender Freundlichkeit. Sie dankte, schob aber schnell den blütenweißen Vorhang vor, welcher nach deutscher Sitte das Fenster zierte.

Mit einem Male war ihr ein Licht aufgegangen. Der grüßende Wagnergeselle war ein bildhübscher, kräftiger junger Mann, namens Wilhelm Walter. Fünf Jahre älter als Mathilde, war er der Gespiele ihrer Kindheit gewesen und Mathilde betrachtete ihn schon von der Zeit an, da sie ihre ersten Gehversuche machte, wie einen Bruder. Ihre Eltern hatten es für harmlos gehalten, daß er auch als Jüngling freundschaftlich mit ihr verkehrte. Es kam ihnen nie in den Sinn, daß mit der Zeit eine ernste Neigung für einander in den Herzen der jungen Leute entstehen könnte, denn Wilhelm Walter war P r o t e s t a n t, während die Bergmanns so von Herz und Haus aus katholisch waren, daß sie es für unmöglich hielten, ihre Tochter würde jemals auch nur daran denken, einen Andersgläubigen zu heiraten.

Der freundliche Gruß aber, den Wilhelm vorhin der am Fenster stehenden Frau Bergmann zugewinkt hatte, das sah sie jetzt mit einem Male ein, war so herzlich gewesen und der junge Mann war dabei so seltsam errötet, daß die besorgte Mutter nicht anders schließen konnte, als — er gelte der Tochter. Diese war eben in der Küche beschäftigt und zu ihr begab sich Frau Anna.

Unterdessen war der vor der Schmiede an dem neuen Wagen beschäftigte Wilhelm diesen Nachmittag beson-

ders guter Laune und ergötzte den Schmied Bergmann durch sprudelnden Witz und drollige Reden.

„So lustig habe ich dich noch nie zuvor gesehen, Wilhelm," sprach Bergmann zu ihm, „aber du gefällst mir ausnehmend gut so."

„Das ist mir sehr angenehm, Mr. Bergmann," erwiderte dieser mit eigener Betonung, indem er zu verstehen gab, daß er dazu Ursache habe, und blickte verstohlen nach den Fenstern des Wohnhauses hinüber.

„Hör', Wilhelm," antwortete Bergmann, „komm heute mir mir zu uns zum Supper und mach' mir einmal die Mathilde recht lustig. Seit einiger Zeit geht sie im Hause herum, als wenn sie ein altes Mütterchen wäre. Wenn du sie tüchtig zum Lachen bringst, spende ich dir eine Flasche Bier."

„Heute kann ich mit dem besten Willen nicht kommen," entgegnete der junge Mann verlegen, „heute geht es wirklich nicht, Mr. Bergmann; aber nächsten Sonntag Nachmittag komme ich, wenn es Ihnen recht ist. Ich hätte dann eine wichtige Angelegengeit mit Ihnen zu besprechen."

„Du bist immer willkommen, Wilhelm," antwortete der Schmied, „nur laß deine gute Laune nicht zu Hause."

Als es sechs Uhr schlug, wurde Feierabend gemacht und Wilhelm packte sein Handwerkzeug zusammen. Nachdem er es für die Nacht in der Schmiede untergebracht hatte, eilte er, von Bergmann unbemerkt, dem Wohnhause zu. Frau Anna stand unter der Tür, erwiderte den freundlichen Gruß des jungen Mannes, und entgegnete auf dessen verlegene Frage, ob er einige Minuten mit Mathilde sprechen dürfe, diese sei ausgegangen und werde wohl vor einer Stunde nicht nach Hause kommen. Dieser Bescheid kam Wilhelm unerwartet. Enttäuscht, fast betroffen, senkte er den Blick vor dem klaren, forschend auf ihm haftenden Auge der

Frau, stotterte etwas von Bedauern, meldete seinen Besuch für den nächsten Sonntag Nachmittag an und empfahl sich dann.

„Wilhelm ist heute in einer recht lustigen Laune, Mutter," sagte Bergmann, als er, noch schwarz und rußig, in die Stube trat. „Du hättest den fröhlichen Burschen festhalten sollen, dann würden wir heute einen ausnahmsweise heiteren Abend verlebt haben."

„Das glaube ich schwerlich, Vater!" lautete die ernstklingende Antwort.

Erstaunt blieb der Schmied stehen und sah die Gattin fragend an. Das kummervolle Gesicht, welches ihm begegnete, war ihm ein ungewohnter Anblick, und eben wollte er sich nach den Ursachen ihres Grames erkundigen, als Frau Anna fortfuhr:

„Wasche dich erst nur und nimm dein Abendessen, dann habe ich mit dir zu reden. Brauchst nicht zu erschrecken," fügte sie in beruhigendem Tone hinzu: „es ist kein Unglück geschehen, und mit Gottes Hilfe wird auch keines geschehen, wenn wir auf unserer Hut sind. Vor allen Dingen iß erst. Mathilde ist in der Kirche, aus der ich sie beim Dunkelwerden holen werde."

Das einfache Abendessen wurde schnell eingenommen. Nachdem Frau Bergmann den Tisch aufgeräumt hatte, — Mathilde, meinte sie, werde heute schwerlich Appetit haben — teilte sie ihrem Manne folgendes mit:

Nach dem auffallenden Gruße Wilhelms am Nachmittag hatte sie Mathilde geradezu auf ihr Gewissen gefragt, ob sie mit dem jungen Mann ein Verhältnis habe. Nach einigem Zögern gestand sie es errötend zu. „Ich hatte vor," sagte sie, „noch einige Zeit zu schweigen, wie Wilhelm es wünschte, da er zuerst mit dem Vater sprechen und dann förmlich um meine Hand anhalten wollte. O, er hatte mir das so schön ausgemalt, wie er nächsten Sonntag in einem nagel-

neuen Anzuge zu uns kommen wollte und wie —; aber, Mutter, was ist dir? Du siehst mich ja nicht einmal an, und ich habe dir mein ganzes Herz erschlossen. Freust du dich nicht über mein Glück? Du hast doch oftmals gesagt, es würde dir eine große Beruhigung sein, wenn du mich versorgt wüßtest." Ich entgegnete ihr: „Das habe ich allerdings gesagt und meine es auch heute noch; aber an Wilhelm Walter habe ich dabei nicht gedacht, Mathilde, noch an irgend einen andern Bestimmten; sondern nur so im allgemeinen an einen recht guten katholischen Mann, der mein einziges Kind einmal zum Altare führen würde." — Ich bin gleich mit Mathilde zum Pfarrer gegangen," schloß Frau Anna ihre Erzählung, welche ihr Gatte mit wachsendem Erstaunen angehört hatte; „und der Herr Pfarrer hat ihr ins Gewissen geredet und gesagt, sie sollte sogleich in die Kirche gehen und da vor dem lieben Gott einmal darüber nachdenken, was sie als Katholikin zu tun habe. Das Mädchen hat kein Wort zu allem gesagt, sondern nur immer geweint. Damit sie den Wilhelm nicht zu sprechen bekommt, ehe du mit ihr geredet hast, sagte ich, sie solle in der Kirche bleiben, bis ich sie abhole."

Bergmann war wie aus den Wolken gefallen. Er hörte und verstand, was seine Frau ihm sagte, aber er vermochte nicht, es zu begreifen, so seltsam, so undenkbar klang es ihm. „Mathilde den Wilhelm heiraten?" rief er, als sein Erstaunen ihn wieder reden ließ; „hat denn das Mädchen den Verstand verloren? Den Wilhelm, einen Protestanten! Hör', Mutter, wenn dem Mädchen solche Gedanken in den Kopf kommen, dann müssen sie ihr vom Bösen eingeblasen sein, und dann weiß ich was ich tu'; ich schicke sie in ein Kloster. Verstanden? Ins Kloster geht sie mir, bis sie zur Vernunft kommt."

„Sieh die Sache nur nicht gleich so schwarz an,

Mann! Mir ist's gewiß auch so unlieb, wie nur irgend etwas sein kann; aber als Mathilde mit dem Geständnis herausrückte, habe ich's doch ruhig hingenommen und alles dem lieben Gott anheimgestellt. Der wird's schon zum besten leiten. Sieh, Rudolph," fügte sie mild und herzlich hinzu, indem sie seine schwielige Hand ergriff, „der liebe Gott hat uns so mit Güte überhäuft, daß wir — ich darf's wohl sagen — ein bißchen verwöhnt sind und uns nicht gleich dreinfinden können, daß er uns auch einmal eine Prüfung schickt."

„Schwer zu begreifen bleibt's doch!" rief der Schmied. „Haben wir nicht unser Kind nach unserm besten Wissen im Glauben erzogen? Ich kann's immer noch nicht fassen, wie dem Mädchen so etwas in den Sinn kommen konnte."

Der Schmied stand auf, legte die Hände auf den Rücken und ging, den Blick auf den Boden gerichtet, im Zimmer auf und ab, während Frau Anna sich bemühte, ihm auseinanderzusetzen, wie vielleicht die Verirrung Mathildens von dem Standpunkte der Eltern aus doch nicht ganz richtig beurteilt werden könne, da ja die Zustände und die ganze Lebensweise in Amerika grundverschieden vom Leben in Deutschland seien.

„Das ist ja eben der Jammer!" rief der aufgeregte Mann aus; „hier ist außer der Geldmacherei und dem Schwindel alles halb und nichts ganz. Mit dem Glauben geht's, wenigstens bei den jungen Leuten, die hier aufgewachsen sind, auch so, und es ist gerade, als ob der Böse", er bekreuzte sich fromm, „hier mehr Macht habe, als in Deutschland; denn ich kann mir gar nicht vorstellen, daß es drüben jemals so bei uns hätte kommen können. Aber das kommt davon, daß hier der Ungläubige, der Heide und der Jude gerade soviel und oft noch mehr gilt, als der katholische Christ; daß man hier schier über die Achsel angeschaut wird, wenn man katholisch ist und katholisch lebt; daß sie

hier in den Staatsschulen Unkraut säen und unsere heilige Kirche eben nur geduldet wird."

„Was du da sagst, Rudolph," nahm Frau Anna das Wort, nachdem der erregte Mann seinem Herzen Luft gemacht hatte, „verstehe ich nicht ganz, aber es wird wohl richtig sein; denn du kennst die Welt besser als ich. Uebrigens scheint es mir, du habest hinsichtlich Mathildens das Richtige getroffen. Sie ist ja unter den schlimmen amerikanischen Verhältnissen aufgewachsen, und wenn wir sie auch noch so sehr hüteten, so scheint es hier sozusagen in der Luft zu liegen, daß die Kinder anders als in Deutschland arten. Sie wird durch ernstes Zureden wohl zur Einsicht kommen, denn gut und fromm ist sie, Rudolph!"

„Schon gut, Mutter!" unterbrach sie ihr Mann ruhiger; „ich weiß ganz genau, was ich von Mathilde zu halten habe. Es fällt mir auch gar nicht ein, sie gleich verurteilen zu wollen. Nur unerwartet kam mir die Sache und deshalb konnte ich mich darin nicht gleich zurechtfinden. Geh nun, das Mädchen zu holen, Mutter! Ich werde mir unterdessen alles genau durchdenken und dann vernünftig und eindringlich mit ihr reden."

Zweites Kapitel.

Eine Verlobung.

Frau Bergmann nahm Hut und Umschlagtuch und begab sich nach der Kirche, während ihr Gatte sich eine Pfeife anzündete und überlegte, was in dem Falle zu tun sei. Er war nämlich von der Nachgiebigkeit seiner Tochter bei weitem nicht so überzeugt, als die Mutter zu sein schien. Er hatte an andern Beispielen gesehen, wie sonst sehr gehorsame Kinder in Herzensangelegenheiten alle Warnungen in den Wind schlagen, und verhehlte sich nicht, daß Mathilde ihm auf seine Vorstellungen antworten könne: „Weshalb habt ihr mich nicht

schon längst auf diese Kluft zwischen Wilhelm und mir aufmerksam gemacht? Weshalb ließet ihr unsern Verkehr fortbestehen, nachdem wir längst den Kinderjahren entwachsen waren? Weshalb hattet ihr für Wilhelm nur Worte des Lobes und ermähntet nie die Verschiedenheit des Glaubens?" — Ja, so konnte das Mädchen ihn fragen, und er konnte nichts darauf antworten, als: „Wir waren blind, und erst jetzt sind uns die Augen aufgegangen."

Wilhelm Walter war im allgemeinen ein musterhafter junger Mann. Wie er's mit der Kirche hielt, darum hatte sich Bergmann nie gekümmert. Daß er kein eifriger Protestant war, fiel dem Schmied durchaus nicht auf, denn die Protestanten, die er kennen gelernt hatte, waren nach katholischen Begriffen alle sehr lau. Eine Ausnahme machten nur die Methodisten. Uebrigens war er in der katholischen Lehre zu wohlunterrichtet, um einen Menschen seines irrigen Glaubens wegen zu verachten; er unterschied gewissenhaft zwischen dem Irrenden und dem Irrtum.

In diesem Falle jedoch konnte er sich nicht von aller Schuld freisprechen; er hätte dem Verkehr der jungen Leute, nachdem sie einmal erwachsen waren, Schranken setzen sollen. Diese Erkenntnis ließ ihn zu keinem Entschlusse kommen, zumal da seine Frau und Tochter eher zurückkehrten, als er es erwartet hatte.

Den ernsten Vorstellungen, welche der Priester Mathilden im Laufe des Nachmittags gemacht hatte, folgten nun die nicht minder eindringlichen des Vaters. Das Mädchen schien in der Kirche zu einem Entschlusse gekommen zu sein. Bleich und ruhig erklärte Mathilde ihren Eltern, daß sie sich, wenn sie auf ihrer Weigerung beharrten, ihrem Willen fügen werde, aber niemals einen andern heiraten würde. Diese Ruhe gefiel weder dem Vater, noch der Mutter, denn beide erkannten wohl, daß sie nur dem eisernen Zwang des

starken Willens ihrer Tochter entsprang, nicht aber der Erkenntnis und Ueberzeugung, daß sie im Begriffe stehe, einen folgenschweren, unverbesserlichen Mißgriff in der Wahl ihres Gatten zu tun.

Der nächste Tag war Samstag. Er brachte keine Aenderung in die Lage. Am Abend aber teilte Bergmann seiner Tochter mit, daß Wilhelm im Laufe des Sonntagnachmittags ihre entscheidende Antwort holen wolle, wie dieser ihm mitgeteilt hatte. Bis dahin solle sie jede Unterredung mit ihm vermeiden. Sie versprach es und hielt Wort.

Gegen 3 Uhr am Sonntag-Nachmittag stellte sich Wilhelm ein. Er trug einen feinen neuen Anzug; sein Gesicht strahlte von froher Zuversicht. Mathildens bleiches Aussehen, sowie die formelle Weise, womit sie ihn begrüßte, und ihr Verlassen des Zimmers nach seiner Ankunft, hielt er für ganz erklärlich, da sie ja wußte, welches Anliegen ihn herführte. Frau Bergmann war freundlich wie immer, wenn sie auch eine gewisse Beklommenheit nicht verbergen konnte, die der herzlichen Teilnahme für den jungen Mann entsprang, der eine der bittersten Enttäuschungen seines ganzen Lebens so gänzlich unvorbereitet erfahren sollte. Aber Wilhelm hatte in seiner Siegesgewißheit keine Augen dafür und wußte es ihr herzlich Dank, als sie wenige Minuten nach dem Verschwinden der Tochter dieser folgte.

„Warum du hier bist, Wilhelm," begann dann Bergmann, „weiß ich. Mir hast du es bereits gestern gesagt, und die Mutter hat es von Mathilde erfahren. Sie hatte des Mädchens verändertes Wesen bemerkt und nach der Ursache geforscht. Daß Mathilde dir gut ist und daß du sie wirklich lieb hast und gut für sie sorgen würdest, daran zweifle ich keinen Augenblick. Aber dennoch fällt meine Entscheidung anders aus, als du erwartest; denn es steht etwas dagegen, das dir

vielleicht nicht als Hindernis erscheint, bei uns aber als ein sehr großes gilt — die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses: du bist protestantisch, wir sind katholisch."

Das war allerdings eine unangenehme Ueberraschung für den jungen Freier. Bisher war zwischen Bergmanns und ihm nie ein Wort über Religion gefallen, und er hatte sich deshalb eines solchen Einwandes am allerwenigsten versehen. „Wie das ein Hindernis sein kann," entgegnete er, nachdem er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, „kann ich nicht begreifen. Mathilde soll ja keineswegs ihre Religion wechseln; sie mag getrost katholisch bleiben."

„Damit ist das Hindernis nicht gehoben," erklärte Bergmann, „unsere Kirche sieht die Ehen zwischen Katholiken und Protestanten höchst ungern, und gestattet sie nur unter gewissen Bedingungen. Ob du letztere erfüllen willst, davon hängt es ab, ob die Kirche die eheliche Verbindung meiner Tochter mit dir überhaupt erlaubt. Aber selbst in diesem Falle widerstrebt es mir und meiner Frau die Zustimmung dazu zu geben."

„Und was sind das für Bedingungen?" fragte Wilhelm.

„Du mußt selbstverständlich die Ehe vor dem katholischen Pfarrer eingehen; vorher mußt du feierlich erklären, daß du deiner katholischen Frau keine Hindernisse in der Ausübung ihrer religiösen Pflichten bereiten werdest und daß du alle aus der Ehe zu hoffenden Kinder, Knaben wie Mädchen, in der katholischen Religion erziehen und unterrichten lassen willst, nachdem du sie hast katholisch taufen lassen. Unser Pfarrer wird dir das näher erklären."

„Nun, diese Bedingungen will ich gern eingehen," entgegnete Wilhelm.

„Mit dem Versprechen allein ist nicht geholfen," warnte Bergmann, „es muß auch gehalten werden.

Uebrigens habe ich volles Vertrauen zu dir und glaube, wenn du ein solches Versprechen gibst, wirst du es auch halten. — So wollen wir denn hören, was Mathilde zu sagen hat."

Der Schmied erhob sich und ging auf die ins Nebenzimmer führende Türe zu. Auch Wilhelm stand hastig auf. Frohe Hoffnung spiegelte sich in seinem Gesichte, während er schnell fragte: „Soll Mathilde das entscheidende Wort haben?"

„Ja, Wilhelm! Sie ist kein Kind mehr, und wir legen ihr unter Vorbehalt der besprochenen Bedingungen keinen Zwang auf. Wir haben sie auf ihre katholischen Pflichten aufmerksam gemacht und ihr unsern Rat gegeben."

„Das heißt, Sie haben ihr abgeraten?"

„Gerade herausgesagt — ja! Das taten wir, weil unsere Elternpflicht es verlangt."

„Aber die Entscheidung überlassen Sie Ihrer Tochter?" fragte nochmals der junge Mann.

„Vollständig, Wilhelm! Sie kennt ihre Pflichten; sie weiß unsere Ansicht und hat im übrigen freien Willen."

„Und Sie werden uns Ihren Segen nicht verweigern, wenn sie mir dennoch in Ihrer Gegenwart das Jawort gibt?"

„So weh es mir täte, den Segen würde ich euch in diesem Falle nicht verweigern."

„Nun, dann rufen Sie Ihre Tochter her!" entgegnete der junge Mann. „Lieber soll sie mich abweisen, als daß ich zeitlebens die Ungewißheit im Herzen herumtrage."

„Mathilde! Mutter!" rief Bergmann mit lauter, fester Stimme ins Nebenzimmer. Die Gerufenen traten ein. Mathilde war sehr bleich und blieb in der Nähe der Türe stehen, während ihre Augen fragend auf dem Vater hafteten.

„Wilhelm hat dich etwas zu fragen, meine Tochter!"

sprach dieser langsam und ernst. „Antworte ihm frei und offen."

„Mathilde," begann der junge Mann und seine Stimme bebte merklich, „Mathilde, mit der Einwilligung deines Vaters," und sich zu Frau Bergmann wendend — „ich darf wohl annehmen, daß Herr Bergmann auch in Ihrem Namen sprach?" Diese nickte weinend mit dem Kopfe. „Also mit Einwilligung deiner Eltern, die dir die Entscheidung gänzlich überlassen, frage ich dich, Mathilde, ob du vor Gott und der Welt mein eheliches Weib werden willst?"

Eine kurze, bange Pause trat ein, während welcher die Jungfrau wie überlegend vor sich niederblickte. Dann schritt sie auf den Vater zu, ergriff dessen Hand und sprach: „Du hast es gewiß gut gemeint mit deinen Ermahnungen, und ich habe sie mir auch zu Herzen genommen und alles reiflich erwogen. Du stellst mir die Antwort frei und so" — ihre Stimme bebte — „so sage ich denn: J a ! Das heißt, wenn du, Wilhelm, vor unserm Pfarrer die von der katholischen Kirche geforderten Bedingungen unterschreibst."

Ihrem Vater war es, als drehe sich alles um ihn her im Kreise. Mit unsicherer Hand griff er nach einem Stuhl, um sich zu stützen, und starrte bald seine Tochter, bald den Freier an. „Du sagtest ja?" fragte er dann; „Mathilde, du sagtest ja?"

„Mit deiner Einwilligung sagte ich es," sprach das Mädchen gefaßt. „Ich habe noch gestern eingehend mit dem Herrn Pfarrer darüber gesprochen, und da die Eltern mir die Entscheidung überließen, so willige ich ein, Wilhelm Walters Gattin zu werden, wenn er sich vor dem hochwürdigen Herrn Pfarrer zur Erfüllung jener Bedingungen verpflichtet, welche dieser ihm nach den Gesetzen der katholischen Kirche stellen wird. — Gegen Euren Willen, liebe Eltern, hätte ich nie gehandelt, denn wissentlich und vorsätzlich werde ich nie

das vierte Gebot übertreten. Aber da die Entscheidung mir anheimgestellt wurde, so begehe ich keine Sünde, indem ich Wilhelm bedingungsweise mein Jawort gebe."

„Und wann kann die Sache vor dem Pfarrer richtiggemacht werden?" fragte der überglückliche Freier.

„Sobald es dem Herrn Pfarrer und meinen Eltern paßt," entgegnete das erglühende Mädchen leise.

Wilhelm richtete einen bittenden Blick auf Frau Bergmann, die nun an den immer noch wie betäubt dastehenden Gatten herantrat und leise mit ihm redete. Er nickte mit dem Kopfe, und auf die Uhr blickend, sprach er: „Die Vesper ist aus. Ich will nach dem Pfarrhause hinübergehen und mich erkundigen, wann wir dem hochwürdigen Herrn recht kommen. Ich halte mein Wort. Mathildens Antwort ist zwar nicht nach meinem Wunsche ausgefallen, aber da es nun einmal so ist, wird es mir lieb sein, wenn die Sache so bald als möglich in Ordnung gebracht wird."

Er verließ das Zimmer, kleidete sich um und schritt auf das Pfarrhaus zu. Indessen entfernte sich auch Mathilde unter einem Vorwande und verschloß sich in ihr Kämmerlein, wo sie blieb, bis fast eine Stunde später die Mutter ihr die Nachricht brachte, der Herr Pfarrer erwarte sie alle.

Sie begaben sich, Wilhelm eingeschlossen, zu ihm. Er empfing sie freundlich und sprach nach kurzer Begrüßung: „Herr Bergmann hat mir Ihren Entschluß mitgeteilt, Mathilde, und die Erfahrung hat mich längst gelehrt, daß in dieser Hinsicht Einspruch und Abwehr das Vorhaben meistens nur bestärkt. Ihre Pflichten in diesem Falle habe ich Ihnen bereits erklärt, und es bleibt nur übrig, daß Sie, Herr Walter, dieses Schriftstück unterzeichnen, worin Sie sich verpflichten, Ihre künftige Ehefrau in der freien Ausübung ihrer Religionspflichten nicht zu behindern und

alle zu hoffenden Kinder in der katholischen Kirche taufen und erziehen zu lassen. Dann werde ich den Fall dem Bischofe zur Dispense vorlegen und Ihre Gründe für letztere angeben. Zuvor aber will ich Ihnen kurz erklären, warum die katholische Kirche die gemischten Ehen so ungerne sieht. Ich kann dies in sechs Punkten tun, welche ich wohl zu erwägen bitte.

1) Die innige Vereinigung der Herzen in heiliger Liebe, welche unter Eheleuten bestehen soll, kann da entweder gar nicht, oder nur sehr unvollkommen stattfinden, wo beide Eheschließende in dem höchsten, was es gibt, im heiligen Glauben, nicht übereinstimmen. Wenn schon ein zu großer Unterschied in den äußeren Verhältnissen, in Erziehung, Stand und Vermögen, den Namen Mißheirat veranlaßt, wieviel mehr der Unterschied in der Religion!

2) Der katholische Teil wird nur zu sehr den großen Nutzen entbehren, den die gegenseitige Anregung der religiösen Andachten und Gebräuche, sowie der Empfang der heiligen Sakramente für das Seelenheil hervorbringt.

3) Der katholische Teil wird leicht aus zu großer Nachgiebigkeit lau in den Uebungen der heiligen Religion, von den Irrtümern des andern angesteckt, oder verliert doch die Innigkeit und Kraft des Glaubens und der Liebe zur Kirche. Und so entsteht nach und nach jene Gleichgiltigkeit, welche ein höchst gefährlicher Seelenzustand ist.

4) Auch das Seelenheil des nichtkatholischen Teiles wird deshalb mehr gefährdet, weil er, wenn er nicht zur katholischen Kirche übertritt, nicht, wie vielleicht viele andere, mit unsträflicher Unwissenheit sich entschuldigen kann, da er Gelegenheit hat, die Wahrheit zu erkennen.

5) Wie nachteilig muß es auf die Erziehung der Kinder und auf die Entschiedenheit ihres Glaubens

wirken, daß Vater und Mutter in demselben von einander abweichen; daß der eine keinen Wert auf das legt, was dem andern heilig ist, und vielleicht von dem abhält, wozu der andere antreibt. Wie mangelhaft muß da die Erziehung werden!

6) Wie oft ist es auch der Fall, daß das gegebene Versprechen der katholischen Kindererziehung nicht gehalten wird, oder solche Umstände eintreten, wodurch dieselbe unmöglich gemacht wird; abgesehen davon, daß dem nichtkatholischen Teile die gerichtliche Ehescheidung mit Erlaubnis zur Wiederverheiratung freisteht, während der katholische Teil im höchsten Falle eine Trennung von Tisch und Bett beanspruchen kann und sich zu Lebzeiten des andern nicht wieder verheiraten darf.

Nach dieser pflichtmäßigen Erklärung, die ich mir und Ihnen, geehrte Brautleute, schuldig bin, mache ich Sie auch noch aufmerksam, daß die Gesetze der katholischen Kirche weder religiöse Zeremonien bei gemischten Ehen gestatten, noch letztere im Gotteshause schließen lassen. Es geht noch einfacher zu, als bei einem Leichenbegängnisse; da werden doch kirchliche Gewänder und Lichter gebraucht, hier nicht, und zwar, um auszudrücken, daß, wenn die katholische Kirche gemischte Ehen auch duldet, sie dieselben doch nicht billigt.

Das wäre, was ich Ihnen zu sagen hatte. Wenn Sie nun auf Ihrem Entschlusse beharren, so mögen Sie, Herr Walter, in Gegenwart Ihrer zukünftigen Schwiegereltern als Zeugen, dieses Schriftstück unterzeichnen."

Wilhelm tat es, und Herr und Frau Bergmann setzten ihre Namen als Zeugen darunter. Damit entließ sie der Priester. Herr und Frau Bergmann in sorgenvollen Gedanken um die Zukunft ihres geliebten Kindes gingen schweigsam ihrer Wohnung zu.

Drittes Kapitel.

„Der Wahn ist kurz, die Reue lang."

Als die Verlobung bekannt wurde, beschäftigten sich drei Klassen Leuten mit Walter und seiner Braut. Da waren die Neider, besonders die weiblichen, welche selber auf den Bräutigam spekuliert hatten und nun alle Hoffnung, ihn für sich zu erobern, gescheitert sahen. Ihre bösen Zungen brachten die tollsten Gerüchte über Bräutigam und Braut in Umlauf. Schon sollte der Pfarrer einen feierlichen, mit dem eigenen Blute unterschriebenen Eid abgenommen haben, daß er am Tage der Hochzeit katholisch werden wolle; sie sei vom Pfarrer eigens dazu aufgestachelt worden, den protestantischen Bräutigam zu fangen, damit er dem katholischen Aberglauben überliefert werde, usw. Diese und ähnliche Klatschereien wurden den Verleumdeten von falschen Freunden hinterbracht, und als eines Tages Bergmann, der seit der Verlobung ohnehin nicht in bester Laune war, aufbrauste und dann den Urhebern des Lügengewebes nachzuspüren begann, da wollten jeder und jede nur weiter erzählt haben, was sie gehört hatten, und in ganz Greenbusch war niemand zu finden, der die Verantwortung für das alberne Geschwätz auf sich zu nehmen bereit gewesen wäre. Wilhelm gelang es ebensowenig, die Urheber desselben aufzuspüren und das energische Auftreten beider hatte nur zur Folge, daß fortan weniger öffentlich, aber desto mehr insgeheim geschwätzt und gelogen wurde.

Die zweite Klasse, die sich mit den Verlobten beschäftigte, waren die gutgesinnten Katholiken unter Bergmanns Bekannten. Sie zuckten bedenklich die Achseln und meinten, sie wollten's loben, wenn's gut abliefe; aber der allgemeinen Erfahrung gemäß täten Mischehen selten gut, und es wäre wohl auch nicht zu

erwarten, daß ein Ehepaar, das im Glauben nicht eins sei, überhaupt einig und glücklich leben können. So redeten die wohlwollenden und besonnenen Leute.

Dann kümmerte sich um diese Verlobung noch eine dritte Klasse von Menschen, und das waren die religionslos aufgewachsenen oder vom gottesleugnerischen Freiheitsdusel fortgerissenen jungen Männer, mit denen Wilhelm Walter im Verkehr gestanden hatte. Diese schüttelten die Köpfe, weil solch ein „netter Kerl" wie Wilhelm, der doch an irgend einer Tür als Freier hätte anklopfen dürfen, sich unter die „Finsterlinge" auf dem Katholikenhügel verlaufen habe.

Um endlich allen Bewohnern Greenbuschs gerecht zu werden, müssen wir auch noch einiger katholischer Jungfrauen erwähnen, die sich von Mathilde zurückzogen, weil sie eine gemischte Ehe einzugehen beabsichtigte.

Das alles hatte zur Folge, daß Bergmann mit jedem Tage mürrischer und verschlossener wurde. Er redete wohl freundlich mit dem nun täglich miteinander verkehrenden Brautpaar, wenn er demselben nicht ausweichen konnte, aber der Gram nagte unablässig an seinem Herzen, und seine Folgen zeigten sich von Woche zu Woche deutlicher in den stetig sich mehrenden und sich vertiefenden Furchen seines Gesichtes. Frau Anna hatte mit Beschaffung der Aussteuer alle Hände voll zu tun, denn ihr Herzenskind sollte nach deutscher Sitte ausgerüstet in den Ehestand treten. Ueber Mathildens strahlendem Gesichte vergaß sie alle Besorgnisse für deren Zukunft und hatte für das Gerede der Leute kein Ohr.

Wilhelm Walter hatte einige Zeit vor seiner Verlobung mit Mathilde Bergmann einmal bei der Arbeit die Bemerkung fallen lassen, sein Arbeitgeber — er hieß Dosenbach — möge sich bald um einen andern Gesellen umschauen; er selber gedenke, ein eigenes Ge-

schäft zu gründen. Der Wagenfabrikant eröffnete dem sehr tüchtigen und zuverlässigen jungen Mann die Aussicht, daß er ihn ganz gern unter leicht erfüllbaren Bedingungen als Teilhaber seines Geschäftes annehmen würde, weil er schon bei Jahren sei und das blühende Geschäft leider auf keinen Sohn vererben könne, da er keinen habe. Auch später hatte Dosenbach dieses Planes wiederholt erwähnt. Er mochte dabei an die Erwerbung eines Schwiegersohnes denken, denn er besaß eine längst heiratsfähige Tochter, die immer noch auf einen Mann wartete. Nach seiner Verlobung wollte Wilhelm wegen der Geschäftsteilhaberschaft Gewißheit haben, umsomehr, da er sich scheute, durch ein eigenes Geschäft mit dem weit und breit bekannten Fabrikanten in Konkurrenz zu treten. Er kannte seinen Arbeitgeber als Mann von Wort und zweifelte keinen Augenblick, daß dieser ihn bereitwillig als Teilhaber annehmen werde, wenn er durch die Mitgift seiner Braut in den Stand gesetzt sei, ein nicht unbeträchtliches Kapital in das Geschäft zu stecken.

Dosenbach aber bereitete dem jungen Manne eine arge Enttäuschung, indem er dessen Anfrage verneinend beantwortete und als Grund angab, seine Verlobung mit einer Katholikin, auf die doch gewiß auch die Heirat folgen werde, habe keineswegs seine Billigung. Er möge nur selbst ein Geschäft anfangen; seine Stelle sei schon einem andern zugesagt, der auch fähig sei, als Werkführer zu dienen. Das war eine Entlassung in deutlicher Form, und Wilhelm brachte schon am nächsten Morgen seinem künftigen Schwiegervater die Nachricht, daß er aufgehört habe, bei Dosenbach zu arbeiten.

Bergmann schien etwas derartiges vorausgesehen zu haben, denn er antwortete: „Also deswegen ist mir Dosenbach seit einiger Zeit ausgewichen. Nun, dann müssen wir daran denken, daß du für dich selber an-

fängst. Ich will nach Kräften mithelfen und dir soviel Kundschaft zuweisen, als ich vermag. Am Fuße des Hügels habe ich einen leeren Bauplatz liegen, der für dein Geschäft wie geschaffen ist. Setz' eine Werkstätte darauf und fang' getrost an. Fürs erste Jahr verlang' ich keine Miete."

Dieser Vorschlag war gewiß sehr annehmbar und Wilhelm griff mit Eifer zu, so daß nach einigen Wochen die Werkstätte fertig dastand und auch mit der nötigen Einrichtung versehen war. Eine Wohnung wurde in der Nähe gemietet und war ebenfalls bald mit allem notwendigen ausgestattet, dank der Fürsorge der guten Mutter Anna. Die Hochzeit wurde um die Mitte des November in aller Stille im engsten Familienkreise begangen.

Das junge Ehepaar lebte sehr zurückgezogen. Wilhelm hatte vollauf Arbeit und Dosenbach empfand bald, daß er sich in dem entlassenen Gesellen einen nicht zu verachtenden Konkurrenten geschaffen habe. Frau Bergmann freute sich des Glückes ihrer Tochter und besuchte sie oft. Selbst Bergmann wurde wieder freundlicher. So kam der Frühling ins Land. Auch in dem kleinen Gärtchen vor dem Walter'schen Hause grünte, sproßte und blühte alles. Hinter den spiegelblanken Fenstern prangte ein üppiger Flor von Hyazinthen, Verbenen, Fuchsien und andern Topfgewächsen, und Mathilde saß, eine voll entwickelte Rose, halb verborgen mit einer Näharbeit dahinter und blickte häufig die Straße hinauf, welche nach dem Elternhause führte. Sie erwartete die Mutter, und zwar heute sehnlicher, banger als je zuvor. Das hatte seinen triftigen Grund.

Mutter Anna kam etwas später, als sie versprochen hatte, da eine Nachbarsfrau sie unterwegs angehalten und ihr Dinge erzählt hatte, welche trotz ihrer Unwahrscheinlichkeit einen tiefen, betrübenden Eindruck auf sie machten. Wie immer, eilte Mathilde der Mutter

entgegen, und fast gleichzeitig riefen beide: „Was ist dir begegnet? Wohl nur das scharfe Auge der Liebe vermochte die unterdrückte Erregung der alten Frau und den kummervollen Zug auf dem bleicher als sonst erscheinenden Gesichte ihrer Tochter zu entdecken. Mathilden einige Augenblicke betrachtend, sprach ihre Mutter: „Du hast geweint, Kind!“

„Es ist gut, daß du da bist, Mutter!“ sprach Mathilde. „Ich habe wohl nur eine recht törichte Angst auf dem Herzen, die du mir gewiß bald ausreden wirst, nachdem ich mit dir gesprochen habe. Aber was ist d i r begegnet?“

„Nichts von Bedeutung, mein Kind!“ sagte beruhigend die Mutter. „Ein leeres Gerede, das mir die alte Lene hinterbringen zu müssen glaubte, hat mich ein wenig aufgeregt. Ich werde dir's nachher erzählen und dann werden wir beide darüber lachen. Du kennst ja die Redseligkeit der alten Lene, die oft in fünf Minuten mehr schwätzt, als sie in einem Jahre durchdenken könnte.“

Mathilde nickte zerstreut, führte die Mutter ins Haus und holte ihr eine Erfrischung. Dann setzte sie sich zu ihr und begann ihr Herz zu erleichtern. „Du weißt, liebe Mutter,“ sagte sie, „daß Wilhelm neuerdings viel unter die Leute gegangen ist, um sich Kundschaft zu erwerben. Mir war es anfänglich recht unheimlich allein im Hause, besonders abends, wenn ich stundenlang allein bei der Lampe sitzen mußte, weil Wilhelm noch diesen oder jenen aufsuchen mußte, den er während des Tages nicht getroffen hatte. Indessen habe ich mich schon einigermaßen daran gewöhnt und freue mich um so mehr, wenn er einen oder zwei Abende in der Woche daheimbleibt. Er sagt, die Ausdehnung des Geschäftes bringe es mit sich, daß er sich zuweilen da und dort blicken lasse, was er in den ersten Monaten unserer Ehe nur mir zulieb versäumt habe. Er hat darin gewiß

recht, und ich will es ihm durchaus nicht zum Vorwurf machen, daß er nach Feierabend ein Stündchen ausgeht."

Die sich mit Tränen füllenden Augen der jungen Frau widersprachen diesen entschuldigenden Worten, welche mehr ihre innige Liebe zum Gatten ausdrückten, als daß sie sein Tun guthießen. Sie atmete einigemale recht tief, richtete einen bittenden Blick himmelwärts und fuhr dann, die Hand der recht sorgenvoll blickenden Mutter ergreifend, in leiserem Tone fort: „Gestern aber — es kommt mir schwer an, es zu sagen — hat mir Wilhelm großen Kummer bereitet. Er kam wie gewöhnlich um halb 7 Uhr nach Hause, aß, und zog dann, was er an Werktagen noch nie getan hatte, seine Sonntagskleider an. Ich fragte ihn nach dem Grunde, und da gab er mir zur Antwort, das habe eigentlich ein Geheimnis bleiben sollen, weil wir Katholiken gegen das, was er aus Geschäftsrücksichten tun müsse, ein albernes Vorurteil hätten. Wenn ich's aber durchaus wissen wolle, so werde er es nicht verheimlichen, denn es sei ganz und gar nichts Unrechtes. Er wolle sich nämlich in eine Loge aufnehmen lassen — in die Oddfellows-Loge, glaube ich, sagte er."

„In eine Loge, in eine geheime, geschworene Gesellschaft will Wilhelm eintreten?" rief Frau Bergmann, und schlug entsetzt die Hände zusammen. „Das kann doch unmöglich sein Ernst gewesen sein!"

„Doch, Mutter, es war sein voller Ernst," erwiderte Mathilde weinend, „und er hat's auch schon wahr gemacht. Es war gestern fast Mitternacht als er nach Hause kam; und denk dir nur, Mutter", fuhr sie weinend fort, „als ich ihn ganz freundlich fragte, wo er so lange gewesen sei, antwortete er zornig: „Ich bin in der Loge gewesen, und ich gehe wieder hin, ob es dir nun paßt oder nicht. Ueberhaupt mußt du wissen, daß ich mir keine Vorschriften machen lasse. Ich lasse

dich nach deinem Belieben in deine Kirche gehen, denn das habe ich versprochen; dafür will ich aber auch tun und lassen dürfen, was ich für recht und passend halte. — Und heute Morgen", ein neuen Tränenstrom unterbrach sie, „ist er ohne Abschied fortgegangen und ließ mir kurz vor Mittag sagen, er komme zum Essen nicht nach Hause."

Die Mutter schwieg und blickte sinnend zu Boden. Mathilde fuhr fort: „Nicht wahr, Mutter, ich allein bin schuld an Wilhelms Mißmut? Es war wohl nicht meine Sache, ihm Vorstellungen über seinen beabsichtigten Eintritt in die Loge zu machen, und vielleicht tut er damit auch nichts Unrechtes; er ist ja protestantisch. Soll ich ihm heute Abend, wenn er nach Hause kommt, Abbitte leisten? — Ich kann ihn nicht zürnen sehen; es geht mir jedesmal wie ein Stich durchs Herz, wenn er ohne Wort und Gruß an mir vorübergeht. — O Mutter, rate mir, was ich tun soll! — Du schweigst, Mutter?"

Ja, Frau Bergmann schwieg, und ihr Schweigen redete deutlicher als Worte es vermocht hätten. Sie begriff den schweren Kampf ihres armen Kindes, das so plötzlich aus dem Traumhimmel seines Glückes gerissen, jetzt entsetzt und schaudernd die kalte, starre Wirklichkeit des zwischen ihr, der Katholikin, und dem heißgeliebten, ihre heiligsten Gefühle verletzenden Manne bestehenden Mißverhältnisses klar und deutlich schaute, welches von ihr mit Nichtachtung der Mahnungen und Bitten der Eltern und der eindringlichen Warnungen ihres Pfarrers eingegangen worden, und das nun zum erstenmale zu Tage trat. Der Mutter Schweigen war ein Verdammungsurteil der Handlungsweise ihres Schwiegersohnes, aber es war auch nicht minder ein stummer und deshalb um so tiefer einschneidender Vorwurf für die eigenwillige Tochter; es sprach zu Mathilde: „Du hast's nicht anders gewollt; ich habe keinen

Trost für dich.“ Mathilde empfand dies. Jene geheimnisvolle, innere Stimme, welche nur das hartnäckige Verharren in der Mißachtung der göttlichen Gebote zeitweilig zu ersticken vermag, das Gewissen, gab in Mathildens Herz dem Schweigen der Mutter seine volle, sichtbare Deutung, und die Seele dieses durch die Schwäche ihres verblendeten, unerfahrenen Herzens auf diesen mit Rosen verhüllten Dornenpfad geleiteten jungen Weibes wand sich in unaussprechlicher Qual unter dem gerechten Urteil.

Frau Bergmann schwieg auch, weil sie sich nicht von aller Schuld frei wußte. Hätte sie die Genehmigung dieser Heirat unter jeder Bedingung verweigert, so wäre das Elend, dessen erstes Zeichen der Bruch zwischen den jungen Gatten war, nicht über ihr Kind, nicht über sie selbst hereingebrochen. Geraume Zeit unterbrach nur das Ticken der Uhr die unheimliche Stille in dem freundlichen, saubern Zimmer. Mathilde hatte zu weinen aufgehört. Sie schien auch nicht mehr auf eine Antwort der Mutter zu warten, sondern blickte nachdenklich zu Boden.

Viertes Kapitel.

In schlechter Gesellschaft.

Mathilde trat ihrem Gatten, als dieser bald nach Feierabend nach Hause kam, mit stiller Freundlichkeit entgegen, und die auf seiner Stirn lagernde Wolke schwand rasch vor dem sanften Sonnenblick, welcher ihm aus den Augen seines Weibes entgegenleuchtete. Unter freundlichem Gespräche nahmen sie das Abendessen ein, und dann schlug Mathilde einen Besuch bei ihren Eltern vor.

„Die Mutter war hier,“ sprach sie, „und ich habe ihr versprochen, daß wir zu ihr gehen würden, wenn du nicht noch allzu dringende Geschäfte hast.“

„Eigentlich beabsichtigte ich, Richard Lauer bei Spener zu treffen," gab Wilhelm fast unmutig zur Antwort.

„Wie, Richard Lauer?" rief die Frau erbleichend.

„Ja, Richard Lauer! Er ist der Schriftwart des Turnvereins, welchem ich mich, auch aus Geschäftsrücksichten, anschließen will. Es werden auch noch einige andere Turner zu Spener kommen. Lauer wird mich morgen der regelmäßigen Versammlung vorschlagen, und deshalb muß ich jedenfalls bei Spener einkehren."

Mathildens Augen füllten sich mit Tränen, und ein Seufzer entrang sich ihrer Brust.

„Paßt dir's etwa einmal wieder nicht?" fragte ihr Mann in bitterem Tone.

„Davon ist keine Rede, Wilhelm!" entgegnete Mathilde mit Tränen; „aber lieber wäre es mir gewesen, wenn du mich hättest zu den Eltern begleiten können."

„Nun, trockne deine Tränen, Mathilde!" sprach er milder. „Die Freude soll dir nicht verdorben werden. Ich begleite dich zu den Eltern, kehre rasch bei Spener ein, besorge dort das Nötige und komme dann zurück. Bist du damit einverstanden?"

„Du bist doch ein guter Mann, Wilhelm!" antwortete sie lächelnd.

Sie machten sich bald auf den Weg nach der elterlichen Wohnung, vor deren Tür Wilhelm sich von Mathilde auf kurze Zeit verabschiedete. „Ich komme spätestens in einer halben Stunde zurück," sprach er und ging.

Beim Eintritt begrüßte der Vater seine Tochter. Dann fragte er: „Kommst du allein? — Wilhelm war doch an der Tür mit dir."

„Er hat einen Gang zu tun und wird bald zurückkommen," antwortete Mathilde. „Sei freundlich gegen ihn! Durch ein gutes Wort ist er leicht zu gewinnen; Strenge aber erbittert ihn, und könnte ihn uns leicht gänzlich entfremden. Ich kenne ihn."

Der Schmied nickte, und als Mathilde ihren Arm in den seinigen legte, um mit ihm in das Wohnzimmer zu gehen, hielt er sie zurück, blickte sie ernst an und sprach: „Eine Frage möchte ich noch von dir beantwortet haben, Mathilde: wohin ist Wilhelm gegangen?“

„Zu Spener!“

„Zu Spener? Seit wann verkehrt er denn bei Spener, wo sich jeden Abend die Katholikenfresser, Logenbrüder und dergleichen versammeln, und oft bis nach Mitternacht hinter dem Bierglase beisammen sitzen?“

„Heute sprach er zum erstenmale davon. Er will dort den Schriftwart des Turnvereins, den Setzer Richard Lauer treffen, weil dieser ihn zur Aufnahme in den Turnverein vorgeschlagen hat.“

„Mit dem will er zusammentreffen, dem erbärmlichen Menschen, der jenen lästerlichen, schändlichen Vortrag hielt, worin er den Papst und die ganze katholische Kirche in frechster Weise verleumdete und beschimpfte, mit diesem Lauer macht Wilhelm gemeinschaftliche Sache? Durch diesen Hetzer will er sich in den Turnverein bringen lassen?“ Bergmanns Augen blitzten, seine breite Brust hob und senkte sich in raschen, tiefen Atemzügen und auf seinem Gesichte glühte Zornesröte.

„Beurteile ihn nicht so scharf!“ bat seine Tochter ängstlich. „Er tut es nur des Geschäftes wegen.“

„Geschäft hin, Geschäft her!“ polterte der Vater heftig; „auf solche Weise macht Wilhelm keine Geschäfte, wenn ich nicht meine Hand ganz von ihm abziehen soll. Mir ist's gleich, für wen er arbeitet; ich frage ja auch keinen Kunden nach seinem Glauben. Aber als mein Schwiegersohn muß er wissen, daß ich es nicht mit ansehen werde, wenn er mit Leuten Gemeinschaft macht, denen jeder anständige Mensch aus dem Wege geht. Das soll und muß er wissen, und ich werde es ihm deutlich genug sagen; darauf kannst du dich verlassen. — Nun komm zur Mutter!“

Sie traten in das Zimmer. Frau Anna hatte durch die nur angelehnte Tür jedes Wort verstanden, und redete nun tröstend, beruhigend mit dem Gatten und der Tochter. Eine halbe Stunde nach der andern verstrich, und Wilhelm kam nicht. Gegen 10 Uhr erwartete man ihn nicht mehr, und Bergmann hatte schon erklärt, er werde Mathilde nach Hause begleiten, als plötzlich die Haustüre hastig geöffnet wurde und der junge Mann eintrat. Froh eilte ihm seine Frau entgegen.

„Ich bin länger aufgehalten worden, als ich voraussehen konnte," sprach er, den Gruß der Schwiegereltern ziemlich kühl erwidernd. „Es ist aber doch gut, wenn man unter die Leute kommt. Man erfährt allerlei über sich, was man früher nicht wußte." Er setzte sich zu Mathilde.

Bergmann sah den aufgeregten Schwiegersohn scharf an und sagte dann mit erzwungener Ruhe: „Deine Rede ist dunkel, Wilhelm!"

„Die Mutter wird ihren Sinn wohl erraten können!" meinte dieser bedeutsam. Frau Anna tat, als bemerke sie das Verletzende in Wilhelms Rede nicht. Sie sprach freundlich: „Meinst du vielleicht das dumme Geschwätz, welches . . . ." Wilhelm ließ sie nicht ausreden, sondern rief heftig: „Ja, nichts anders als jene frechen Lügen meine ich, welche hier auf dem Katholikenhügel" — er legte eine starke Betonung auf letzteres Wort — „ausgeheckt worden sind. Ich bin mir keiner Schuld bewußt, und wenn ich in der letzten Zeit auch abends oft ausging, so war ich doch niemals in schlechter Gesellschaft, und von Saufen kann keine Rede sein."

„Ueber die Gesellschaft, in der du neuerdings verkehrst, herrschen verschiedene Ansichten. Die Sauferei allerdings ist, was dich betrifft, gelogen," bemerkte hier Bergmann.

„Ja, das kann ich bezeugen," rief Mathilde, näher

zu ihrem Gatten hinrückend. „Wilhelm ist nie auch nur mit dem leisesten Anzeichen eines Rausches nach Hause gekommen."

„Und die schlechte Gesellschaft, in der ich mich bewege," nahm Wilhelm wieder das Wort, „besteht aus den angesehensten Männern der Stadt. Aber allerdings sind sie nicht katholisch!" schloß er mit Bitterkeit.

Da erhob sich Bergmann. Sein Gesicht zuckte in mächtiger Erregung, in seinen Augen loderte ein düsteres Feuer und seine buschigen Brauen zogen sich drohend zusammen. „Noch habe ich dir deswegen keinen Vorwurf gemacht," begann er, seinen Zorn niederkämpfend: „aber mit solchen Stichelreden mußt du mir nicht kommen, Wilhelm! Du hast — laß mich ausreden!" — rief er heftig dem jungen Manne zu, welcher aufgestanden war und ihm bleich und erregt gegenüberstand — „du hast vor Gott in Gegenwart des Pfarrers gelobt, die religiösen Ansichten und Gefühle deiner Frau zu achten und wissentlich nie zu verletzen. Du hast — ich bin noch nicht fertig, Wilhelm! — Du hast ferner gelobt, Mathildens treuer Schützer zu sein."

„Habe ich das etwa nicht gehalten?" fiel hier Wilhelm seinem Schwiegervater ins Wort. Dieser antwortete: „Nach deiner Weise magst du's gehalten haben. Nach unserer Ansicht aber solltest du von Leuten fernbleiben, die uns, deine Frau eingeschlossen, grimmig hassen um unsers Glaubens willen. Es sollte dich tief verletzen, die gehässigen, von Böswilligkeit und Unwissenheit zeugenden lästerlichen Reden nur anzuhören, welche die Spener'schen Zechbrüder und andere Religionsspötter ausstoßen, geschweige mit deren Anführern zu verkehren. Sei nur still, Wilhelm! Ich weiß zur Genüge, wie es in solcher Gesellschaft zugeht. Wer unter den Wölfen nicht mitheult, der kann nicht unzerzaust unter ihnen bleiben. Und wenn du dir diese Religionsverächter zu Freunden machen

willst, indem du dich auf ihren Standpunkt stellst und als ihr Gesinnungsgenosse giltst, so hast du es dir selbst zuzuschreiben, wenn man dich zu ihnen zählt. — Wir sind nun einmal auf die Sache zu sprechen gekommen, und ich halte dafür, daß wir uns ein für allemal darüber verständigen. — Nun rede du!"

„Mein Tun bedarf keiner Rechtfertigung," sprach Wilhelm; „was ich bei der Trauung versprochen, habe ich gewissenhaft gehalten. Wenn andere in meiner Gegenwart sich für oder gegen eine Religion oder über eine andere öffentliche Frage offen aussprechen, so geht mich das nichts an; und wenn sie über die Katholiken im allgemeinen herfallen, so kann ich darin noch keine Beleidigung für mein Weib erblicken, das ich gewiß und wahrhaftig nie auf irgend eine Weise verunglimpfen lassen werde. Aber, Schwiegervater, Sie müssen nicht meinen, daß ich meine persönliche Freiheit beschränken lasse, weil ich in eine katholische Familie geheiratet habe. Nein," fuhr er mit steigender Bitterkeit fort, „ich werde mir nie von irgend jemanden vorschreiben lassen, mit wem ich umgehen darf. Ich sorge für meine Frau, widme mich meinem Geschäfte, bin arbeitsam und nüchtern, und will weder bevormundet noch bekrittelt werden."

„Da muß ich denn doch ein Wort mitreden," begann nun Mutter Anna, welche dem Wortkampf der Männer bisher schweigend zugehört hatte „Wenn du meinst, die Schwätzerei, die mir die alte Lene hinterbrachte, und die ich gleich für dumm und böswillig erklärte — wenn du meinst, dieser Klatsch gehe von den Katholiken aus, dann bist du auf dem Holzwege. Wenn du es wissen willst, Wilhelm, wer die Saufgeschichten und das andere erzählt hat: es war Dosenbach und kein anderer."

„Ich weiß, daß er mein Feind ist, Schwiegermutter! Aber aus guter Quelle erfuhr ich, daß das Gerede hier auf dem Hügel entstand."

„Dem sei, wie ihm wolle," mischte sich Bergmann ein, „böse Zungen gibt es überall — hier auf dem Hügel und drunten in der Stadt. Dieses leere Geschwätz kümmert uns nicht. Aber mit deiner neuen Logen- und Turner-Brüderschaft ist es was anderes. Du hast es wohl noch nicht vergessen, Wilhelm, wer dir deine erste und beste Kundschaft zugeschickt hat, und du hättest es gewiß nicht notwendig gehabt, bei Spener und Genossen neue Kunden zu suchen, denn gute, preiswürdige Arbeit empfiehlt sich selbst, wenn nur erst das Geschäft einmal im Gang ist. Wenn dieser oder jener Logenmann oder Turner weiß, daß er bei dir gut bedient wird, so kommt er in seinem eigenen Interesse zu dir. Die paar Brocken, welche das Logenwesen dem Geschäftsmann möglicherweise abwirft, müssen, nach meiner und anderer Ansicht, teuer genug erkauft werden."

„Darüber hat wohl jeder seine eigenen Ansichten," entgegnete Wilhelm. „Ich halte es für gut, die Sache einstweilen ruhen zu lassen. Laß uns aufbrechen, Mathilde! Es ist schon spät und ich habe morgen viel zu tun."

Die junge Frau erhob sich und ging, von der Mutter begleitet, in das Nebenzimmer, um Hut und Tuch zu holen. Als die Tür sich hinter ihnen geschlossen, ging Wilhelm auf seinen Schwiegervater zu, reichte ihm die Hand und sprach: „Ueber das, was Ihnen an mir mißfällt, Vater, wollen wir gelegentlich miteinander reden. Lassen Sie uns jetzt nicht im Zorne auseinander gehen."

Bergmann schlug bereitwillig in die ihm dargebotene Rechte des Schwiegersohnes ein und erwiderte freundlich: „So ist's recht, Wilhelm! Wir wollen das später einmal gründlich besprechen. Stets aber wollen wir aufrichtig gegen einander sein."

Die zurückkehrenden Frauen wechselten Blicke der freudigsten Ueberraschung, als sie die Männer Hand

in Hand vor einander stehen sahen. Ein herzlicher Abschied beschloß den zeitweilig so stürmischen Abend, und Mathilde konnte sich nicht enthalten, der Mutter lächelnd zuzuflüstern: „Wilhelm ist doch herzensgut; ich kenne ihn am besten.“

Fünftes Kapitel.

Auf Abwegen.

Eine Weile lief nun alles wieder recht regelmäßig in seinem Geleise. Wilhelm ging nur selten nach dem Abendessen aus und kam jedesmal zeitig nach Hause. Mathilde lobte ihn dafür und war glücklich. Dem Schwiegervater aber wich der junge Ehemann nach Möglichkeit aus und gab ihm nie Gelegenheit, die bewußte Sache zu besprechen. Seine Kundschaft suchte er nach wie vor in katholikenfeindlichen Kreisen. Die Kluft zwischen ihm und den Schwiegereltern erweiterte sich zusehends; nur ein dünner Nebelschleier verhüllte sie. Das sollte Mathilde zuerst erfahren.

Im Laufe des Sommers wohnte Wilhelm mehreren Festlichkeiten bei, welche die Logen und Vereine veranstalteten, in die er sich hatte aufnehmen lassen. Zwei derselben besuchte auf den dringenden Wunsch ihres Gatten auch Mathilde; dann aber erklärte sie, es sei ihr unmöglich, noch länger solche Festlichkeiten mitzumachen, weil die Reden und Lieder, die sie da hatte anhören müssen, ihr katholisches Gefühl verletzten. Wilhelm zuckte dazu die Achseln und meinte, er wolle seiner Frau keinen Zwang auferlegen und habe nichts dagegen einzuwenden, wenn sie künftig daheim bliebe; er selbst aber könne aus triftigen Gründen nicht immer wegbleiben, auch liege für ihn nicht die geringste Veranlassung dazu vor.

Mathilde schwieg. Als später eine Festlichkeit zum Besten der katholischen Schule in Greenbusch veran-

staltet wurde, ging Wilhelm mit ihr hin, erklärte aber nachher, er habe sich gründlich gelangweilt und sie möge ihm künftig die Teilnahme an ähnlichen Veranstaltungen erlassen, da ihm diese überdies mehr kosten, als für sein Geschäft dabei herauskomme. Im Herbste veranstaltete die katholische Gemeinde einen Bazar für das katholische Waisenhaus, und Mathilde, welche schon einigemale von der Mutter kleine Summen geliehen hatte, um zu den Kollekten beisteuern zu können, sprach nun den Gatten um etwas Geld an, damit sie, wie sie ihm offen mitteilte, einige Handarbeiten, wozu sie das Material benötigte, für den Zweck machen könne. Wilhelm gab ihr fünf Dollars mit dem Bemerken, das sei das letzte Geld, welches er zu solchen Betteleien beisteuere. Wenn er etwas übrig habe, werde er es besser anzulegen wissen, so daß es wirklich Bedürftigen zukomme, und nicht arbeitsscheuen Tagedieben, die von der Dummheit der Menschen leben und aller Aufklärung abhold sind. Die junge Frau verstand recht wohl, daß ihr Gatte mit dieser unbegründeten bissigen Bemerkung die katholischen Priester und Ordensleute meinte. Seine Worte schnitten ihr tief ins Herz, das schon aus vielen Wunden blutete, welche ihr das Benehmen ihres immer rücksichtsloser werdenden Mannes geschlagen. Aber es kam keine Klage, kein Vorwurf, keine Widerrede über ihre Lippen. Sie duldete jeden ihr von ihrem Gatten wissentlich und unwissentlich bereiteten Schmerz als eine Buße für den Eigenwillen und die Verblendung, womit sie den Wunsch ihres törichten und unerfahrenen Herzens über die Vorstellungen der Eltern und des Pfarrers gesetzt und deren Ratschläge, noch deren Ermahnungen befolgt hatte. Sie duldete und betete für die Vergebung ihrer Schuld und für die Erleuchtung des immer mehr auf Abwege geratenden Mannes, den sie trotz allem noch aufrichtig liebte.

Bergmann wurde immer unzufriedener mit dem Tun und Lassen seines Schwiegersohnes, welcher jetzt in ganz Greenbusch für einen erklärten Freigeist galt; aber so lange seine Tochter schwieg, wollte er sich nicht einmischen. Die gute, aber kurzsichtige Mutter Anna hoffte immer noch, die jungen Leute würden sich im Laufe der Zeit gegenseitig besser verstehen lernen.

Der Winter brach an, und seit der Adventszeit kam Frau Anna fast gar nicht mehr aus Wilhelms Hause. Am Vorabend des Festes der Unbefleckten Empfängnis beschenkte Mathilde ihren Gatten mit einem Töchterchen. Groß war seine Freude, und jeder Mißmut schien von ihm gewichen. Auch gegen die Schwiegereltern wurde er wieder freundlich, und für Mathilde tat er alles, was er ihr an den Augen absehen konnte.

„Nun wird noch alles gut werden," sprach einige Tage vor Weihnachten die rasch sich erholende Wöchnerin zum Pfarrer, der ihr einen Besuch abstattete; „das uns durch Gottes Güte geschenkte Kind wird ein neues und starkes Band bilden zwischen mir und Wilhelm, Hochwürden!"

„Das walte Gott!" lautete die Antwort des erfahrenen Priesters, und es lag etwas wie banger Zweifel in dem Tone, in welchem er sprach. Erschreckt blickte Mathilde zu dem Priester empor und fragte ihn ängstlich, ob er daran zweifle.

„Nein, mein Kind!" entgegnete der kluge Seelsorger. „Ich zweifle nicht daran, daß dieses Ereignis deinen Mann milder und versöhnlicher stimmen werde. Ich dachte eben nur daran, wie unendlich viel stärker das euch umschlingende Band wäre, wenn der gemeinsame katholische Glaube es geknüpft hätte. Und dann kam mir auch in den Sinn, welch ein schwaches Flämmchen so ein junges Leben ist, und was wohl werden könnte, wenn Gott das Kind in seinem unerforschlichen Ratschlusse wieder zu sich nehme. — Erschrick nicht, Ma-

thilde," fügte er, das Erbleichen der jungen Mutter bemerkend, tröstend hinzu, „ich will durchaus nicht gesagt haben, daß ich einen solchen schweren Schlag voraussehe; das Kind ist ja, Gott sei Dank, recht kräftig, und wird allem Anscheine nach, wohl gedeihen, zur Freude und zum Glück seiner Eltern. Ich dachte nur an die Möglichkeit, denn, daß ich es aufrichtig sage, ich habe längst darauf gewartet, daß es zur heiligen Taufe gebracht werde."

Errötend schlug die junge Mutter die Augen nieder und antwortete in merklicher Verlegenheit: „Ich sprach bereits mit Wilhelm darüber, und er meinte, das Kind sei erst 14 Tage alt, mit der Taufe habe es noch Zeit."

Da öffnete sich die Türe und Wilhelm trat ein. Der Besuch des Geistlichen war ihm unerwartet. Betroffen blieb er stehen und erwiderte den freundlichen Gruß des Priesters mit einer leichten Verneigung und einigen unverständlich gemurmelten Worten. Sein Blick haftete unzufrieden auf Mathilde, welche neben dem Bettchen saß, worin das Kind schlummerte.

„Der Herr Pfarrer war so gütig, sich nach unserem Befinden zu erkundigen," begann die junge Frau, um dem peinlichen Schweigen ein Ende zu machen.

„Das ist recht freundlich vom Herrn Pfarrer," brummte Wilhelm.

„Ich sprach eben mit Ihrer Frau über die Taufe Ihres Töchterchens, Herr Walter," sprach der Priester. „Haben Sie schon einen Tag dafür bestimmt?"

„Das hat noch keine Eile!" entgegnete dieser kurz und verließ das Zimmer.

Mathilde starrte ihm totenbleich nach. Dieses Benehmen rief in ihr alle die kaum beseitigten Besorgnisse wieder wach. Auch empfand sie tief die beleidigende Behandlung des von ihr so hochgeachteten Priesters, welcher ihr von Kindheit an als Lehrer, Seelenführer und Berater so treu und selbstlos zur Seite gestanden.

Doch mußte sie ein Wort der Entschuldigung finden; daher bemerkte sie kleinlaut: „Wilhelm hat heute wohl recht viele Geschäftssachen im Kopfe; dann ist er bisweilen ein wenig abstoßend. Aber er meint's nicht böse, gewiß nicht, Hochwürden!"

„Herr Walter hat mich auch nicht beleidigt, und bedarf also keiner Entschuldigung," sprach der Priester ruhig, indem er sich erhob und seinen Hut ergriff. „Laß dein Töchterchen nur recht bald zu mir bringen, Mathilde, damit es auch ein Kind Gottes werde," setzte er in seiner herzgewinnenden Weise hinzu.

Kaum hatte der Priester das Haus verlassen, als Wilhelm hastig aus dem Schlafzimmer in das Wohngemach trat. Sein Blick war unstät und aus seinem ganzen Wesen sprach eine zornige Aufregung. „Wie kam der — der Pfarrer", er hatte einen gehässigen Ausdruck auf der Zunge gehabt, „hieher? Hast du ihn rufen lassen?"

„Die Mutter begegnete ihm vorgestern und als er sich nach meinem Befinden erkundigte, sagte sie ihm, ich sei verhältnismäßig wohl und würde mich freuen, wenn der Priester mich besuchen würde. — Wie kommst du übrigens zu dieser Frage, Wilhelm?"

„Zu der Frage komme ich, weil ich den Priesterverkehr in meinem Hause nicht dulde. Wenn du in deine Kirche gehen willst, Mathilde, so magst du das tun; ich werde nicht versuchen, dir aufgeklärtere Ansichten aufzudringen, denn das würde ja doch nichts helfen. Aber den Pastorenbesuch im Hause verbiete ich mir. Es ist schon mehr als genug, daß ich noch nichts gesagt habe, wenn du alle paar Wochen zur Beicht gehst und dem Geistlichen alles erzählst, was er wissen will. Meiner Meinung nach gehört es sich nicht, daß Mann oder Frau draußen darüber sprechen, was im Hause vorgeht, und ich muß endlich nun einmal dieser Ausplauderei, die du beichten nennst, ein Ende machen. Die

Sache hat indessen noch eine andere Seite. Meine katholische Kundschaft hat nur solange ausgehalten, als man sich auf dem Hügel der dummen Idee hingab, ich würde meiner Frau zulieb selber katholisch werden. Sobald man einsah, daß ich dazu keine Lust verspüre, blieb mir ein Katholik nach dem andern weg, und jetzt geben mir nur noch Leute Arbeit, die mir infolge meines Beitritts zur Loge und den Vereinen gewogen sind, und deshalb will und darf ich es nicht dulden, daß der Pfaff in meinem Hause herumschnüffelt, und erkläre hiemit . . . ."

„Halt ein, Wilhelm! Solche Reden höre ich nicht länger an!" — Mathilde war aufgesprungen und stand mit einer gebieterischen Gebärde vor ihrem Manne, welcher staunend vor diesem Ausdruck der Entrüstung der sonst so geduldigen Frau zurückprallte. Diese fuhr entschlossen fort: „Daß du von dem Wesen der Beichte nichts weißt, und daß du auch sonst nichts von der katholischen Lehre verstehst, und deshalb alle Vorschriften und Gebräuche unserer Kirche falsch beurteilst — darüber will ich mit dir nicht rechten; denn das ist nicht deine Schuld, sondern die Folge deiner protestantischen oder vielmehr glaubenslosen Erziehung. Aber meinen Glauben, mein Teuerstes und mein Heiligstes, darfst du nicht verunglimpfen. Das leide ich von niemand. Wenn du dem Herrn Pfarrer das Haus verbietest, so werde ich ihm das sagen und er wird dich gewiß nie wieder durch seinen Besuch belästigen. Mir wirst du es jedoch nicht wehren, so oft zu ihm zu gehen, als mein Gewissen es erfordert, daß ich bei ihm den Rat und Trost hole, dessen ich so sehr bedarf."

„Die Frau gehört zum Mann," polterte Wilhelm. „Wenn du Rat und Trost haben willst, so komm zu mir, und hast du etwas auf dem Herzen, so sollst du mir's nicht verschweigen und dem Pfaffen beichten; das ist die verkehrte Welt."

Mathilde sah ein, daß Belehrung oder Widerspruch ihren Mann noch mehr reizen würde. Sie begnügte sich also, zu sagen: „Meine Pflichten gegen dich erfülle ich treu und redlich, Wilhelm; aber auch was ich Gott und meinem Gewissen schuldig bin, werde ich nicht unterlassen. Du weißt, was du vor unserer Trauung hinsichtlich dieses Punktes vor dem Herrn Pfarrer und Zeugen versprochen hast. Daran erinnere ich dich jetzt. Halte es, und du sollst dich nicht über mich beklagen können. Nun laß uns noch eine hieher gehörige Frage erörtern: wie steht's mit der Taufe unsers Kindes?"

Wilhelm hatte seiner Frau während ihrer Rede den Rücken zugedreht und auf die Straße hinausgeblickt. Jetzt drehte er sich um und rief: „Also täuschte ich mich doch nicht in dem Zweck, welcher den Pfaffen herführte."

„Beantworte doch meine Frage!" entgegnete Mathilde mit überlegener Ruhe. „Du weißt ja, daß mit deiner Einwilligung" — sie betonte das Wort nachdrücklich — „alle unserer Ehe entsprießenden Kinder katholisch getauft und erzogen werden müssen."

„Ich weiß nur", entgegnete der Mann bitter, „daß ich damals, als ich mich damit einverstanden erklärte, nicht wußte, was für eine Verdummungsanstalt die katholische Kirche ist. Und wenn man in etwas einwilligt, das man nicht kennt, so ist man nicht verpflichtet, es zu halten."

„Wilhelm!" — Die junge Frau faßte bei diesem Ausruf des Gatten Arm und starrte ihm voll Entsetzen ins Gesicht, „Wilhelm," rief sie, „das kann dein Ernst nicht sein!"

„Wer sagt das?" sprach dieser höhnisch lachend. „Das Gesetz macht den Mann zum Haupte der Familie. Deshalb habe ich zu bestimmen. Vorläufig sage ich nur, einstweilen wird das Kind n i ch t getauft. Wir leben hier in einem freien Lande, und niemand kann mich zwingen, mein Kind taufen zu lassen."

Da ging die Tür auf und Frau Bergmann stand plötzlich vor ihrem Schwiegersohn. Sie hatte die letzten Worte gehört und sprach: „So hältst du dein feierlich gegebenes Versprechen?“

Diese Worte wurden von dem Krachen der Tür, welche der hinausstürzende Mann wütend zuwarf, übertönt. Mit einem lauten Aufschrei sank Mathilde der Mutter in die Arme, und das Kind, das so roh geweckt worden war, erhob jammernd sein feines Stimmchen.

Unterdessen rannte Wilhelm in seinem Zorn in die Spener'sche Wirtschaft. Dort machte er unter Gesinnungsgenossen seinem Grimm Luft, trank unmäßig und wurde wegen seines „männlichen Auftretens“ belobt. Spät in der Nacht mußte er von zwei Kameraden nach Hause geführt werden, wo er sich gleich schlafen legte und am nächsten Morgen mit einem furchtbaren Kopfweh erwachte. Die Mutter war nach dem Abendessen mit Bergmann zu Mathilde zurückgekehrt und diese hatte den Eltern, wenn auch widerstrebend, erzählen müssen, was vorgegangen war. Natürlich erregten ihre Mitteilungen des Vaters Zorn und er erklärte, er werde endlich dem Schwiegersohn derb die Meinung sagen. „Rede mir nicht drein, Mutter!“ sagte er mit einer abwehrenden Handbewegung, als Frau Anna ihn zur Mäßigung ermahnte. „Wilhelm treibt es nachgerade zu toll; deshalb muß er einmal tüchtig hergenommen werden, und das werde ich besorgen. Und dann noch eins,“ fuhr er zu Mathilde gewendet fort, „hast du schon mit deinem Mann darüber gesprochen, wie die Kleine heißen soll? Denn getauft wird sie auf jeden Fall.“

„Ich meinte“, antwortete die bleiche junge Mutter, „weil sie am Vorabend eines Marienfestes geboren wurde, sollten wir das Kind Maria nennen — Maria Anna,“ fügte sie mit einem Blick auf die Großmutter hinzu, auf deren Schoß das Enkelchen sanft eingeschlummert war. Diese lächelte ihr dankbar zu.

„Das ist ein guter Gedanke," lobte der Großvater. „Und weil Wilhelm sich so ungebärdig benommen hat, denke ich, wir fragen ihn gar nicht, sondern setzen die Taufe auf das heilige Dreikönigsfest an. Das Kind ist dann schon vier Wochen alt."

Mathilde konnte es immer noch nicht glauben, daß ihr Mann in seinem Starrsinn beharren würde und machte daher den Vorschlag, die Taufe auf Mariä Lichtmeß zu verschieben; bis dahin würde sie unablässig Bitten und Vorstellungen anwenden, um den Gatten umzustimmen. Ihre Eltern rieten von einem so langen Hinausschieben ab. Als jedoch die junge Mutter versprach, mit dem Pfarrer darüber reden zu wollen, damit die Kleine beim leisesten Anzeichen einer Gefahr sofort getauft werden könne, da trat die weichherzige Frau Anna auf die Seite der bittenden, an ihrem Gatten noch immer nicht verzweifelnden Tochter, und Bergmann fügte sich.

An diesem Abend fand jedoch der alte Schmied keine Gelegenheit, seinen Schwiegersohn „tüchtig auszunehmen", obwohl es gerade damals sehr dienlich gewesen wäre und ihn vielleicht vor einer Fortsetzung der Kneiperei bewahrt hätte, die er schon früh am nächsten Morgen begann und wieder bis in die Nacht hinein ausdehnte. Mathilde weinte sich die Augen rot und heiß und mußte obendrein noch von ihm hören, sie und ihr „Pfaff" seien schuld daran, daß er einen ganzen Arbeitstag verloren habe.

Sechstes Kapitel.

Schweres Leid.

Bezüglich des „tüchtigen Hernehmens" seines Schwiegersohnes hielt Bergmann dennoch Wort. Eines Tages suchte er Wilhelm in seiner Werkstätte auf, nahm ihn mit sich nach Hause — Frau Anna war zu Mathilde

gegangen — und redete ihm ins Gewissen. Es kam dabei zu einem sehr heftigen Auftritt, welcher damit endete, daß Wilhelm Walter alle Beziehungen und jeden Verkehr mit seinen Schwiegereltern für abgebrochen erklärte, und in dem Wahne, er sei der Beleidigte, wütend fortging. Bergmann hatte ihm auf diese Kriegserklärung entgegnet, er nehme sie an, aber Mathilde sei darin nicht eingeschlossen, und wenn ihm zu Ohren käme, daß der Schwiegersohn diese in irgend einer Weise die ihm gebührende und von ihm erhaltene Zurechtweisung entgelten lasse, so fände sie im Vaterhause einen Platz, wo sie mit ihrem Kinde, wenn auch nicht das geträumte Glück, so doch Ruhe und Frieden finden würde. Wilhelm war dem erzürnten Alten keine Antwort schuldig geblieben und hatte auf diese Drohung entgegnet, Mathilde sei sein Weib und stehe ihm also näher als den Eltern, die kein gesetzliches Anrecht auf die verheiratete Tochter mehr hätten. Er werde sich jedoch nie soweit vergessen, daß Bergmann Veranlassung finden würde, als Beschützer seiner Tochter aufzutreten. Damit ging er, und der längst befürchtete Bruch war eingetreten.

Mathilde erfuhr aus dem Munde ihres Gatten nicht ein Wort davon. Er begegnete ihr von nun an mit jener kalten Höflichkeit, welche ein zartfühlendes, liebendes Herz tiefer verletzt, als gelegentliches Aufbrausen. Er redete mit ihr nur das nötigste, aß und schlief im Hause, ließ sich aber sonst selten dort blicken. Ueber die Ursache dieser ihr unerklärlichen, peinlichen Umwandlung gab die Mutter unbefragt Aufschluß und riet ihr, sie möge von nun an alle Zeit, während welcher ihre Gegenwart daheim nicht unumgänglich notwendig wäre, bei den Eltern verbringen, da das Alleinsein ihr unangenehm und schädlich sein müsse. Das Kind schlafe meistens und sei unter den obwaltenden Umständen besser bei den Großeltern aufgehoben.

Es wurde dem armen Weibe schwer, den mütterlichen Rat zu befolgen. Zwei Wochen lang harrte sie in ihrem verlassenen Heim aus, weil sie immer noch hoffte, dadurch eine Annäherung des Gatten anbahnen zu können. Dann aber begann sie einzusehen, daß Wilhelms Starrsinn unbeugsam war, und diese Erkenntnis ließ sie bei den Eltern Trost und Erholung suchen. Wilhelm nahm seiner Frau, ungerecht wie er gegen sie in seiner Verblendung war, das sehr übel. Die Wirtshausfreunde, denen er sein Herz auszuschütten pflegte, seit er nicht mehr mit Mathilde redete, schürten noch seinen Zorn und sagten: „Laß sie laufen! Treibt sie dir's zu arg, so kommst du um Scheidung ein, und dann bist du den ganzen katholischen Krempel auf gute Weise los."

Als Mathilde sich endlich nach langem Zögern ein Herz faßte und nochmals die Taufe des Kindes erwähnte, antwortete er: „Weshalb fragst du mich wegen einer Sache, die du ohne Zweifel doch schon mit den Alten beschlossen hast? Meine Ansicht kennst du, und ich wiederhole sie dir zum letztenmale. Mit meiner Einwilligung wird das Kind niemals katholisch. Taufen magst du es lassen; wenn es einmal zu Verstand gekommen ist, werde ich schon sorgen, daß es aufgeklärt erzogen wird. — Sag mir, welchen Namen es erhalten soll; alles übrige ist mir gleichgiltig. Also, wie wird das Kind heißen?"

„Maria Anna!" sprach die Mutter bebend

„Dacht' ich mir's doch: recht katholisch und biblisch! Nun, ich werde mich an eure Tauferei nicht binden, sondern das heranwachsende Mädchen später nennen, wie ich will. Während ihr mit dem Kinde beim Pfaffen seid, werde ich mit einigen aufgeklärten Freunden die Sache beim Wein besprechen. Da finden wir leicht einen wohlklingenden Namen, der nicht in eurem katholischen Heiligenkalender steht."

Der Tauftag nahte heran, und als nach der Taufe die Mutter des Kindes mit den Großeltern, welche die Patenstelle vertreten hatten, dem Tag still und fromm begingen, saß dessen Vater mit einigen Gleichgesinnten in einem Hinterstübchen der Spener'schen Wirtschaft beim Wein und riß mit seinen Genossen fade Witze über die heiligsten Dinge.

Wer dem Bösen einen Finger reicht, den hat er bald bei der Hand, und schließlich ganz in seiner Gewalt. Wilhelm Walter war dafür ein lebendiger Beweis. Er vernachlässigte zuerst seine Familie, und bald auch sein Geschäft. Während des Sommers geriet er in große Geldverlegenheit; denn seine freisinnigen Kunden erwiesen sich mit wenigen Ausnahmen als schlechte Zahler. Die drückenden Verbindlichkeiten, welchen er mit äußerster Anstrengung nur teilweise nachkommen konnte, steigerten seine schlimme Laune, und von den sich mehrenden Sorgen flüchtete er sich immer häufiger ins Wirtshaus. Seine Wut gegen die Katholiken stieg aufs höchste. Bitter und gehässig beschuldigte er jetzt seine Frau, sie hätte all sein Unglück verschuldet, denn wenn sie zu ihm gehalten hätte, statt zu ihren Eltern, so wäre es ganz anders gekommen.

Der Sommer war ausnahmsweise heiß und schwül; es kamen viele Erkrankungen vor, besonders unter Kindern. Auch die kleine Maria Anna wurde von einer epidemisch auftretenden Kinderkrankheit ergriffen. Als Mathilde ihren Mann auf den Zustand des Kindes aufmerksam machte, nahm er die Sache leicht. Sobald aber der Arzt, den die besorgte Großmutter schon am zweiten Tage herbeirief, bedenklich den Kopf schüttelte und die größte Sorgfalt in der Behandlung und Pflege des Kindes anempfahl, da erschrak er sehr. Während Mutter und Großmutter kaum vom Bettchen desselben kamen, lief Wilhelm wie sinnlos überallhin um Hilfe, selbst zu dem so vielgeschmähten Pfarrer.

Dieser suchte ihn mild und sanft zu trösten, und begleitete den Verzweifelnden nach seinem Hause. Sie waren kaum eingetreten, da kam Frau Anna weinend aus dem Wohnzimmer. Als sie des Pfarrers ansichtig wurde, eilte sie auf ihn zu, ergriff seine Hand und rief schluchzend: „Sie sendet Gott, Hochwürden! Gehen Sie hinein zur armen Mathilde, die nun so ganz verlassen da drinnen sitzt; denn unser Kind ist — bei Gott."

Wie ein Rasender stürmte Wilhelm an dem Priester vorüber ins Schlafzimmer und starrte dort mit stierem Blick auf die entseelte Hülle seines Kindes, seine Frau, die weinend auf den Knien lag, nicht beachtend. „Tot! Tot!" rief er mit gebrochener Stimme.

„Gott hat das Kind zu sich in seinen Himmel genommen," ließ sich hinter ihm jetzt die sanfte Stimme des Priesters vernehmen, und tröstend legte sich dessen Hand auf seine Schulter. „Ihre kleine Maria Anna ist durch die dunkle Pforte des Todes, durch welche mir alle einmal gehen müssen, zu einem besseren Leben eingegangen. Seien Sie stark, Herr Walter! Der Schlag ist hart; tragen Sie ihn als eine Fügung der Vorsehung, die alles zu unserm Besten lenkt."

In dumpfer Erstarrung hatte Wilhelm dagestanden. Nun sprach er, wie aus einem Traume erwachend, zum Pfarrer: „Das Kind ist tot und wacht nicht mehr auf. Was ich von Ihrem religiösen Gefasel halte, wissen Sie. Ich bitte, mich nicht länger damit zu belästigen." Damit wandte er sich ab und ging.

Eine Stunde später kam, von Wilhelm gesandt, der Leichenbestatter. Er sagte, dieser habe ihn beauftragt, für ein Grab auf dem Stadtfriedhof zu sorgen. Dagegen erhoben natürlich Mathilde und ihre Eltern ernstlich Einsprache. Bergmann erklärte bestimmt, die Leiche komme in geweihte Erde, auf den katholischen Gottesacker. Der Leichenbestatter nahm Rücksprache

mit dem Vater des Kindes, und wider Erwarten fügte sich Wilhelm und wohnte sogar der Einsegnung der kleinen Leiche in der Kirche bei.

In den nächsten Tagen schien ein besserer Geist über den Verblendeten gekommen zu sein, denn er war gegen seine Frau, welche die schwere Heimsuchung mit christlicher Standhaftigkeit ertrug, wenn auch einsilbig, doch freundlich. Auch verkehrte er nicht mehr bei Spener, sondern ging eifrig seinen Geschäften nach. — Acht Tage später war er verschwunden. In seinem Zimmer ließ er ein an seinen Schwiegervater adressiertes Paket zurück, welches seine Geschäftsbücher und sonstige auf seine Verhältnisse bezüglichen Schriften enthielt. Dabei lag ein Brief des Inhalts:

„Geehrter Herr Schwiegervater! Aus beiliegenden Schriftstücken werde Sie ersehen, daß mein Rechnungsabschluß eine nicht gerade sehr bedeutende Verschuldung aufweist. Nach allseitiger Erwägung meiner häuslichen und finanziellen Lage bin ich zu dem Entschlusse gekommen, anderswo neu anzufangen, denn ich sehe ein, daß ich in beiden Hinsichten gefehlt habe. Ich bitte Sie, meine Schuld zu tilgen; spätestens in einem Jahre werde ich Ihnen den Betrag durch eine Bank ersetzen lassen. Zu spät sehe ich ein, daß Sie recht hatten, indem Sie gegen unsere Ehe waren. Katholiken passen nur zu Katholiken. Mathilde ist frei und kann, von mir aus, um gerichtliche Scheidung nachsuchen. Sie möge mir verzeihen; ich kann nicht anders handeln. Forschen Sie nicht nach mir, denn ich gehe weit fort und verwische jede Spur."

In Greenbusch verursachte diese Flucht großes Aufsehen. Wilhelm Walters Bekannte waren überrascht, keiner hatte etwas derartiges erwartet. Einige nahmen für die verlassene Frau Partei, andere verteidigten den

Verschwundenen. Mathilde hatte das Paket am Morgen nach ihres Gatten Entweichung gefunden. Stumm und tränenlos hatte sie dasselbe dem Vater in die Schmiede gebracht. Auf dessen erstaunte Frage, was das zu bedeuten habe, sprach sie ruhig: „Es wird wohl Wilhelms Geschäftsbücher und vielleicht auch einen Abschiedsbrief enthalten. Ich habe längst einen solchen Ausgang geahnt, Vater! Es ist das wohl die letzte Prüfung, die mir hienieden beschieden ist. Ich will zur Mutter, Vater; meine Kraft geht zu Ende.“ Und sie schritt auf das Haus zu.

Ohne ein Wort zu sprechen zerriß Bergmann die dünne Schnur, mit welcher das Paket umwunden war. Der an ihn adressierte Brief fiel ihm zuerst auf. Nachdem er ihn gelesen, stand er eine Zeitlang wie gebannt da, die Augen nachdenklich auf den Boden gerichtet. Dann fielen langsam große Tropfen aus seinen Augen. Er raffte sich gewaltsam auf, band das Schurzfell ab, wusch sich am Brunnen Gesicht und Hände, nahm das Paket und ging ins Haus, wo er seine Frau neben Mathilde sitzen fand, die bewußtlos auf dem Bette des früher von ihr bewohnten Zimmers lag.

„Sie ist ohnmächtig geworden, wird aber bald wieder zu sich kommen,“ flüsterte Mutter Anna als er eintrat.

„Das konnte nicht ausbleiben,“ entgegnete Bergmann ebenso leise. „Frage sie auch nicht nach der Ursache, wenn sie wieder zu sich kommt. Ich sage dir nachher alles unter vier Augen. Komm nur sobald als möglich in die Stube hinüber.“

Als Mathilde, einige Minuten nachdem der Vater sich geräuschlos entfernt hatte, die schweren Augenlider mühsam aufschlug und in das bleiche Gesicht der Mutter blickte, wurde sie sich sofort wieder der ganzen Sachlage bewußt. Sie wollte sich aufrichten, aber ihr

Kopf sank matt und schwer in die Kissen zurück. Sie wollte der Mutter die Hand reichen, diese aber versagte den Gehorsam. Lindernd brach sich endlich ein Tränenstrom Bahn und erleichterte das gequälte Herz. Leise bat sie um einen Trunk Wasser und kaum hatte sie einen Schluck genommen, als sie abermals das Bewußtsein verlor. Sie fiel in ein heftiges Nervenfieber. Jetzt brach eine schwere Zeit für die Familie Bergmann an. Zwar erboten sich die zahlreichen Freunde der hochgeachteten Leute bereitwilligst an, bei der Kranken zu wachen, allein Frau Anna wich ungeachtet dessen selten von der wochenlang zwischen Leben und Tod schwebenden Tochter, und dann nahm der sichtlich gealterte Vater ihren Platz ein.

Ehe noch ihr Mann ihr die Sachlage bezüglich Mathildens Gatten auseinandergesetzt hatte, hatte Frau Anna den Zusammenhang der Erkrankung ihrer Tochter mit dem Verschwinden Wilhelms erraten. „Aber es ist besser so," meinte sie, „als eine endlose Fortsetzung der Qual, welche unser armes Kind erduldete, solange ihr Mann noch da war. Wenn sie sich erholt, dürfen wir auf vollständige Genesung hoffen; stirbt sie, so geht sie uns nur auf eine kurze Spanne Zeit voraus, denn auch wir sind reif für den Schnitter Tod. Gott gebe uns allen eine glückselige Sterbestunde!"

Wie schon gesagt, hing mehrere Wochen hindurch Mathildens Leben nur noch an einem dünnen Faden. Endlich erklärte der Arzt, das schlimmste sei überstanden, und meinte, der Erfolg übersteige seine Erwartungen; ihre vollständige Genesung hänge von der Zeit, von Ruhe und sorgsamer Pflege ab. Der Priester, der während der ganzen Zeit fast täglich am Krankenbette erschienen war, wünschte der Familie Glück zur günstigen Wendung und trug durch seine fortgesetzten Bemühungen, der Kranken den Seelenfrieden zu geben, nicht wenig zu deren Genesung bei.

Der sogenannte Indianersommer, in Nordamerika die herrlichste Jahreszeit, war angebrochen. Von der Krankheit der jungen Frau Walter war nur eine allgemeine Schwäche zurückgeblieben, welche es nicht rätlich erscheinen ließ, daß sie sich irgendwie anstrengte; höchstens konnte sie sich kurze Zeit im Garten der Eltern ergehen, wo die Herbstblumen sich in der schönsten Pracht entfalteten. Ein sehnlicher Wunsch blieb ihr immer noch unerfüllt; dem kleinen Grabe auf dem katholischen Gottesacker, welches ihr ganzes irdisches Glück umschloß, hätte sie gar zu gerne einen Besuch abgestattet. Aber Arzt, Seelsorger und Eltern rieten ihr entschieden davon ab, ihre zarte Gesundheit einer solchen Erschütterung auszusetzen. Statt dessen ging die Großmutter recht oft hinaus, hielt das kleine Grab sorgfältig in Ordnung, schmückte es mit Blumen und erzählte bei ihrer Heimkehr der Tochter, wie es so zierlich und gutgehalten sei.

Der Winter ging vorüber. Mathildens Gesundheit hatte sich so gekräftigt, daß sie endlich am Jahrestage des Begräbnisses ihres Kindes den längst ersehnten Gang nach dem Gottesacker in Begleitung ihrer Eltern antreten konnte. Lange kniete sie betend neben dem kleinen Hügel, der die irdischen Ueberreste ihres so heißgeliebten Töchterchens barg, und erhob sich getröstet und ergeben. Dieser Besuch wirkte gegen alle Erwartung sehr heilsam auf die junge Mutter, so daß man sie gerne gewähren ließ, als von da an der Gang nach dem Gottesacker ihre liebste Erholung ward

Siebentes Kapitel.

Am Grabe vereint.

Fast zwei Jahre waren seit Wilhelm Walters Flucht verstrichen. Die von ihm erbaute Wagnerwerkstätte war schon längst in die Hände eines allgemein geach-

teten, aus dem Osten nach Greenbusch gekommenen katholischen jungen Mannes übergegangen, und man sprach kaum mehr von ihrem früheren Eigentümer. Da schritt eines Nachmittags ein ernster, dem Aussehen nach in mittleren Jahren stehender Mann rasch, fast hastig über die Hauptgeschäftsstraße des Städtchens, bog ohne rechts oder links zu schauen, in die Nebengasse ein und eilte mit augenscheinlicher Ortskenntnis nur durch die einsamsten Straßen dem etwa eine halbe Meile entfernt liegenden katholischen Gottesacker zu. Den Eingang zu demselben vermeidend, schritt er auf eine seitwärts gelegene kleinere Pforte zu und trat ein. Hier befanden sich in langer Reihe die Gräber der vom eisigen Hauche des Todes geknickten jungen Menschenknospen und bildeten einen Kindergarten eigentümlicher Art.

Mit einem prüfenden Blicke überflog der Mann die kleinen Hügel, bis sein Auge auf einem schlichten kleinen Marmorkreuze haften blieb, dessen Sockel einen Namen trug. Scheu um sich blickend, gewahrte der Mann mit Befriedigung, daß er allein und unbeobachtet war. Dann kniete er sich ins Gras, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich. Endlich stand er auf, setzte sich auf eine in der Nähe unter einem Baume angebrachte Ruhebank und versank in tiefes Nachsinnen. Es mochten wohl recht trübe, ernste Gedanken sein, denen er nachhing, wenigstens ließ der schmerzliche Ausdruck seines Gesichtes darauf schließen. Recht lange hatte er schon dort gesessen und die Sonne neigte sich bereits stark dem Untergange zu, als er plötzlich ein leises Knirschen auf dem von seinem Sitze aus nur undeutlich sichtbaren Wege vernahm und gleich darauf eine schwarzgekleidete Frauengestalt langsamen Schrittes nahen sah. Sie hatte den Kopf gesenkt und ein schwarzer Schleier verhüllte ihr Gesicht. Der Mann starrte die Nahende einige Augenblicke an, als

sähe er eine Erscheinung aus der andern Welt. Als die Frau nunmehr den schmalen, nach demselben Grabe, an dem er vorhin gekniet war, führenden Pfad einschlug, warf sie den Schleier zurück und kniete am Grabe nieder. Sie hatte den Fremden nicht bemerkt und ahnte nicht, daß er durch die Büsche hindurch mit fieberhafter Spannung jeden ihrer Blicke, jede Bewegung sorgfältig beobachtete. Da rauschten die Zweige und Mathilde — denn sie war es — wandte sich, in ihrem Gebete gestört, um. Der Fremde stand neben ihr. Sprachlos starrte sie den Mann an. Bittend streckte er die Hände gegen sie aus, die sich vergeblich bemühte, sich von den Knien zu erheben. „Mathilde!“ rief er und kniete an ihrer Seite nieder. „Mathilde“ rief er, „verzeihe mir!“ Er ergriff ihre Hand und hielt sie fest.

„Ist es möglich, Wilhelm? Du bist zurückgekehrt und mein Gebet ist erhört? Gott sei Lob und Dank! Seine Güte hat ein Wunder gewirkt.“

„Ja, Mathilde, ich bin zur Erkenntnis gekommen und bin nun ein Kind der heiligen, katholischen Kirche. Deinem frommen Gebete und der Fürbitte unsers unschuldigen Kindes verdanke ich's, daß Gott mein verstocktes Herz erschüttert und erleuchtet hat. Davon bin ich fest überzeugt.“

„Wie, du bist katholisch geworden, Wilhelm?“ fragte Mathilde, die sich noch immer von ihrem Staunen nicht erholt hatte. „Wie ist das nur geschehen?“

„Das ist eine lange Geschichte, die ich dir später erzählen werde. Es wird bald dunkel und du mußt nach Hause. Aber ich —.“ Er zögerte.

„Ich verstehe dich, Wilhelm!“ entgegnete sanft die schwergeprüfte und nun so unverhofft beglückte Frau. Sie zog ihren Gatten auf die Bank und nachdem sich beide gesetzt hatten, sprach sie: „Ich will ganz offen mit dir reden. Ich bin krank gewesen und bin noch sehr schwach. Die Haushaltung gab ich nach deinem Weg-

gang gleich auf und zog zu den Eltern. Da warf mich ein böses Fieber aufs Krankenbett. Der Vater ist auch recht alt geworden. Ich würde dich gern sogleich zu ihm führen, aber du kennst ihn ja. Wenn er dir auch, seit du bezüglich deiner Verschuldung so redlich Wort gehalten hast, nicht mehr zürnt und deine Handlungsweise als Folge deiner Erziehung und deines Umganges betrachtet, weiß ich doch wirklich nicht, ob wir es wagen dürfen, so ganz ohne Vorbereitung mit einander vor ihn zu treten."

„Du hast recht, Mathilde! Ich habe meinen Platz in eurem Hause verscherzt; ich bin euch allen ein Fremdling geworden. Zu spät habe ich erkannt, wie glücklich ich an deiner Seite hätte werden können."

Von den Wiedervereinten unbemerkt war die Dämmerung hereingebrochen, und plötzlich schreckte ein leiser Ausruf dieselben. Sie blickten auf; — vor ihnen stand Mutter Anna. Durch das ungewöhnlich lange Ausbleiben ihrer Tochter geängstigt, war sie nach dem Gottesacker geeilt, um zu sehen, ob Mathilden etwas zugestoßen sei. Und nun fand sie den geflüchteten Schwiegersohn bei ihr am Grabe des Kindes, beide so ins Gespräch miteinander vertieft, daß sie ihr Kommen nicht einmal bemerkt hatten. Sie begriff das nicht, und starrte die sich Erhebenden immer noch sprachlos an.

Da eilte Mathilde auf die Mutter zu, schloß sie in die Arme und erzählte kurz, wie alles zugegangen sei, und daß Wilhelm durch ein Wunder der Gnade als gläubiger Katholik zurückgekehrt sei. — Nun war noch zu überlegen, auf welche Weise die Sache dem Vater am besten könne beigebracht werden.

„Es ist nicht ratsam," meinte auch Frau Bergmann, „daß Wilhelm dem Vater so gänzlich unangemeldet unter die Augen trete. Deshalb soll er irgendwo warten, bis ich mit demselben gesprochen habe. Es wird das bald geschehen sein, und ich zweifle nicht daran, daß

er den Zurückgekehrten freundlich aufnehmen werde. Aber wo kann Wilhelm sich unterdessen am besten aufhalten? — Halt, ich hab's!" fuhr sie nach kurzem Besinnen fort, „er geht zum Pfarrer, der gewiß eine große Freude haben wird, wenn er diese wunderbare Fügung Gottes erfährt."

Wilhelm ging gern auf den Vorschlag ein, hatte er doch selber schon daran gedacht, daß es seine Pflicht sei, den Pfarrer wegen seines früheren Benehmens um Verzeihung zu bitten. Sie brachen also auf und trennten sich bei den ersten Häusern des Städtchens.

Zwei Stunden später saßen fünf glückliche Menschen — der Pfarrer war mit Wilhelm gekommen — in der besten Stube des Bergmann'schen Hauses und der Zurückgekehrte erzählte, auf welche Weise er den Weg der Wahrheit gefunden habe.

So wunderbar seine Geschichte war, so einfach war sie im Grunde genommen. Wilhelm Walter war, nachdem er fast anderthalb Jahre lang ruhelos von Ort zu Ort gewandert, in einer großen Stadt des Nordwestens schwer erkrankt und hatte sich, da er dort ganz fremd war, auf Anraten seiner Wirtsleute in ein von Schwestern geleitetes katholisches Hospital bringen lassen. Seine arg zerrüttete Gesundheit machte ihn gegen alles gleichgültig, deshalb wehrte er sich auch nicht gegen die Uebersiedlung dahin. Die Krankheit gestaltete sich zu einer recht langwierigen. Da lag er denn mit einigen 20 andern Patienten in einem großen Saale, und sah dort täglich, mit welch unermüdlicher Geduld und Freundlichkeit die guten Schwestern so manches rohe Wort, so manche grobe Behandlung von Menschen hinnahmen, die ihnen ganz fremd waren, und die, wie er, aus ihrer Feindschaft gegen die katholische Kirche kein Hehl machten. Da fragte er sich: Weshalb tun die Schwestern das alles mit solcher Geduld? — Er begann zu lesen und fand in den katholischen Büchern, in

denen er Aberglaube und Pfaffentrug vermutet hatte, ungeahnte und unanfechtbare Wahrheiten. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. „Stockblind bin ich gewesen!“ sprach er zu sich selbst. Eines Morgens faßte er sich ein Herz und sprach mit dem die Runde durch die Krankensäle machenden Priester. Er hatte sich schon früher darüber gewundert, daß noch keine Bekehrungsversuche an ihm gemacht worden waren, und wunderte sich noch mehr, als der Priester ihm eher ab- als zuriet, indem er sagte: „Prüfen Sie sich sehr genau, denn wenn Sie nicht aus voller Ueberzeugung, mit dem eifrigsten und besten Willen und ohne den leisesten Zweifel zur katholischen Kirche übertreten, ist es besser, Sie tun es gar nicht. Wer sich zur katholischen Lehre bekennt und dann nicht katholisch lebt, der hat wohl den größten Mißgriff gemacht, der nur denkbar ist.“

Wilhelm hatte sich jedes dieser ihm sehr merkwürdig klingenden Worte tief eingeprägt und beherzigt, und nach gründlichem Unterrichte, nach langem Forschen und Prüfen, legte er in der Hospitalkapelle das katholische Glaubensbekenntnis ab.

Nach wiedererlangter Gesundheit redete er eingehend mit dem erfahrenen Priester über seine Vergangenheit und dieser machte ihn auf seine Pflicht aufmerksam, sich mit seiner Gattin und den Schwiegereltern zu versöhnen. So war er denn heimgekehrt und hatte sich vor allem auf den Gottesacker begeben, um an dem Grabe seines Kindes Kraft und Mut zu erflehen. Und nun bat er des gegebenen Aergernisses wegen mannhaft um Verzeihung, die ihm auch gern gewährt ward.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt bei seinen Schwiegereltern, während welcher Zeit er das Haus nur selten verließ, reiste Wilhelm Walter in aller Stille von Greenbusch ab und einige Wochen später folgte ihm seine Frau in Begleitung ihrer Mutter nach. Er hatte sich in einer der zahlreichen, rasch emporblühenden ka-

tholischen Ansiedlungen im fernen Westen niedergelassen. — Im nächsten Frühjahre standen Wagnerwerkstätte und Schmiede daselbst friedlich nebeneinander. Ja letzterer waltete rüstig und gleichsam verjüngt, mit immer noch kräftigem Arme der gewohnten Arbeit — der alte Bergmann.

Mathilde war namenlos glücklich und blieb es, bis nach einigen Jahren ein sanfter, seliger Tod sie dem Gatten entriß. Der Schlag traf Wilhelm um so mächtiger, als er erst seit jener Wiedervereinigung am Grabe seines Kindes die trefflichen Eigenschaften seiner Gattin erkannt und nach Gebühr schätzen gelernt hatte. Er trug seinen Verlust mit demütiger Ergebung und als Sühne seiner Vergehungen.

Der Pfarrer von Greenbusch hatte kurz vor Mathildens Tod noch die Freude, den greisen Schmied Bergmann wiederzusehen, als dieser dahin reiste, um den Rest seines dortigen Grundeigentums zu verkaufen. Bei dieser Gelegenheit kam die Rede auf den glücklichen Ausgang der gemischten Ehe Mathildens, und Bergmann meinte, er halte zwar noch immer, und jetzt erst recht, nichts von den Heiraten zwischen Katholiken und Protestanten, aber in diesem Falle sei doch alles wunderbar gut abgelaufen, trotzdem es eine Zeitlang recht stürmisch zugegangen wäre.

Da legte der Priester dem alten Freunde vertraulich die Hand auf die Schulter und entgegnete mit mildem Ernst: „Wunderbar gut ist es abgelaufen, lieber Freund! Aber Gott hat es nicht deswegen so gefügt, damit die Mädchen es Mathilden nachmachen sollen. Es wäre gewiß frevelhaft, etwas Verkehrtes zu tun in der Hoffnung, Gott werde es richtig stellen. Ich betrachte diese Ehegeschichte als eine Warnung und ziehe daraus die Lehre, die ich immer und immer wieder allen jungen Leuten meiner Gemeinde einzuprägen suche: Hütet euch vor gemischten Ehen!“

VI.
Gerettet!

I.

Ein lieblicher Septemberabend wich der eben hereinbrechenden Nacht. Die Schatten zeichneten längliche Figuren auf die bekiesten Wege eines herrlichen Gartens, aus welchem köstliche Blumendüfte in das prachtvolle Haus strömten, aus dem eben eine junge Dame herauszutreten im Begriffe stand. Offenbar dachte sie weder an die herrliche Umgebung, noch an die köstlichen Blumendüfte. Sie blickte weder rechts, noch links; sie schien müde. Ihr Kleid war einfach, beinahe ärmlich, und doch wäre es unmöglich gewesen, an ihr vorüberzugehen, ohne ihr Beachtung zu schenken. Ein gewisses Etwas kennzeichnete sie als Dame, und ein aufmerksamer Beobachter mußte bei aller Abwesenheit irgend eines Schmuckes doch den kostbaren Ring bemerken, welcher einen ihrer Finger schmückte.

„Er bestellt mich auf sieben Uhr," sprach sie zu sich selbst, „an die Steinstufen der katholischen Kirche. Warum er auch diesen Ort wählte? Doch, mir ist es einerlei, seit jede Kirche mir gleichviel gilt. Und die katholische wird mir bald noch weniger gelten, als jede andere. Euch aber," sie blickte auf ihre einfachen Kleider, „trage ich noch bis zu meinem Hochzeitstage. Er und alle sollen sehen, daß ich mich selbst in dieser un-

ansehnlichen Kleidung seiner wert halte. — Wie müde ich bin! Der Gang hieher hat mich erschöpft! Ich setze mich auf die Stufen vor der Kirche."

Agnes, so hieß die junge Dame, deren Selbstgespräch wir soeben belauschten, war bei der kleinen Kirche angelangt, wohin Herr Redfern, ihr Verlobter, sie bestellt hatte. Sie setzte sich auf eine der Stufen, welche zum Portal führten. Wir wollen indessen Gelegenheit nehmen, näher mit ihr bekannt zu werden.

Agnes Deblois war das einzige Kind katholischer Eltern. Sie waren reich und umgaben sie mit allem, was das Leben zu verschönern geeignet ist. Von ihrer frommen Mutter war sie sorgfältig in ihrer Religion erzogen worden. Es war für das heranwachsende Mädchen ein großes Unglück, als die gute Mutter starb und ihre kaum 17jährige Tochter der Sorge des Vaters hinterließ, der im Geschäftsdrange in der Ausübung seiner religiösen Pflichten nachlässig geworden war. Agnes war ihrem Vater sehr zugetan. Sein Beispiel und der Spott andersgläubiger Freunde bewogen sie bald, die von der Mutter gelernten Uebungen der Frömmigkeit aufzugeben; Gesellschaften und Vergnügungen übertäubten die Stimme des Gewissens. Nach drei Jahren starb ihr Vater. Nach seinem Tode fand es sich, daß er nicht nur weit über sein Einkommen gelebt hatte, sondern auch, daß sein Geschäft tief verschuldet war. Durch den Verkauf des Hauses, der Silbergeräte und des ganzen Grundeigentums wurde es Agnes möglich, die Gläubiger zu befriedigen. Dann suchte sie ein Unterkommen bei solchen ihrer Freundinnen, die ihr stets mit Dienstanerbietungen entgegengekommen waren. Aber wie enttäuscht fühlte sie sich, da nur Kälte zu finden, wo sie Hilfe gehofft hatte! Wohl bot man ihr Unterstützung, ja selbst eine Heimat an, aber mit solcher Zurückhaltung und Gezwungenheit, daß sie leicht einsah, sie werde als eine Last be-

trachtet. Ihr Stolz empörte sich und sie beschloß, für ihren Unterhalt selbst zu sorgen. Sie war fein gebildet und besaß gediegene musikalische Kenntnisse. Ohne Schwierigkeit fand sie eine genügende Anzahl Schülerinnen und warf sich mit der ganzen Energie gekränkter Eitelkeit auf die Ausübung ihres Berufes. Bald aber empfand sie das Drückende einer abhängigen Stellung. Die Armut war ihr bitter. Gewohnt, stets in der kostbarsten Kleidung aufzutreten, empfand sie es schwer, jetzt geringer, wenn auch passend gekleidet zu sein. Hatte sie bisher die Religion aus Leichtsinn und menschlichen Rücksichten verleugnet, so blieb sie jetzt aus der Kirche, weil sie stets müde und traurig war, und den Glauben ihrer Mutter und ihrer eigenen glücklichen Kindheit nicht mehr achtete.

Da, mit einem Male änderte sich ihre Lage. Sie war einigen ihrer Schülerinnen an den Sommeraufenthalt gefolgt, wo wir sie trafen, und in einer der reichsten und vornehmsten Familien mit Herrn Redfern bekannt geworden. Er war unermeßlich reich. Er hatte um ihre Hand gebeten, aber eine Bedingung gestellt. „Das einzige, was ich von Ihnen verlange," hatte er gesagt, „ist, daß Sie der römischen Kirche gänzlich entsagen."

„Eine unnötige Bedingung," sprach sie jetzt lächelnd zu sich selbst, derselben gedenkend und sich ihre Zukunft als Herrin des Hauses Redfern ausmalend. Redfern hatte sie hieher bestellt, um ihre endgültige Antwort zu hören.

Eine alte Frau ging in diesem Augenblick an dem Mädchen vorüber und betrat die Kirche. Agnes sah, wie sie Weihwasser nahm und andächtig das Kreuzzeichen machte. „Ob die Kirche schön ist?" sprach sie zu sich selbst. „Ich habe sie loben gehört." Sie erhob sich und trat hinein. Langsam den mittleren Gang hinaufwandelnd, setzte sie sich dann in eine Bank und sah ge-

dankenlos umher. Es war wirklich eine schöne, zur Andacht stimmende Kirche. Durch gemalte gotische Fenster fiel ein gemildertes Licht von der untergehenden Sonne auf den Boden. Die alte Frau kniete vor einem an der Wand befindlichen Bilde. Jetzt stand sie auf, bekreuzte sich und ging zu einem andern. Was tat sie? — Agnes erinnerte sich, daß dies die Uebung des Kreuzweges sei, die sie in früheren Zeiten oft selbst verrichtet hatte.

Jetzt kamen zwei Kinder den Gang herauf. „Sieh', wie sie sich bekreuzen und eine Kniebeugung machen! Jetzt knien sie nieder, um zu beten." Das Bild ihrer eigenen frommen Kindheit stieg in ihrer Erinnerung auf. Eine Träne stahl sich in ihr Auge. „Wie ungeschickt! Ich habe jetzt an anderes zu denken."

Es wurde dunkler. Auf der Orgelbühne wurde Licht angezündet. Ein leises Vorspiel ertönte und mit einem Male traf ein herrlicher Chor jugendlicher Stimmen ihr Ohr: „Kyrie eleison! Christe eleison!" Sie kannte die Worte; sie hatte sie ja oft selbst gesungen in längst entschwundenen Tagen. O glückliche Tage!

Sie hörte Tritte. Sich umblickend, gewahrte sie einen ehrwürdigen, silberhaarigen Greis, der eben den Beichtstuhl betrat, um den einige Frauen knieten. Eine unbestimmte Furcht überkam sie. Sie erhob sich, um die Kirche zu verlassen, blieb aber plötzlich wie angewurzelt stehen. Was hielt sie auf? — Dort vor dem Hochaltare brannte ein Lichtlein, so klein, daß sie es vorhin im Strahle der sinkenden Sonne nicht bemerkt hatte. — Was bedeutete das Licht? Wessen Gegenwart zeigte es an? — Wer wartet dort Tag und Nacht auf dem Altare — allein, verlassen, vergessen, ja — und verraten?

Sie schauderte. Kein Laut kam von ihren Lippen, ihr Herz aber rief pochend um Erbarmen. Sie fiel auf ihre Knie. „Kyrie eleison! Christe eleison!" Die

jugendlichen Stimmen sangen immer noch den Ruf um Erbarmung, und diese Kinder hatten doch — im Vergleich mit ihr — diese Erbarmung weit weniger notwendig. Da kam ihr der Gedanke, daß diese Anrufungen der Barmherzigkeit Gottes durch den Mund der Unschuld vielleicht i h r Gnade zuwenden würden. Dieser Gedanke tröstete sie. Sie kniete nieder und verhüllte ihr Gesicht mit den Händen. Sie betete nicht, sie weinte nicht, sie s a h. Sie sah sich selbst, wieder ein Kind, im weißen Kleide, den Schleier auf dem Haupte, eine reine Braut des Herrn, zum erstenmal ihren Herrn und Heiland empfangend. Sie sah sich noch einmal, älter, am Altare kniend, wie der Bischof ihr die Hände auflegte und sie salbte: „Ich bezeichne dich mit dem Zeichen des Kreuzes und stärke dich mit dem Chrisam des Heiles." Sie sah ihre Mutter schwach und bleich auf dem Sterbebette liegen. Sie hörte ihre letzten Worte: „Kind, gedenke stets der Worte des Heilandes: Wer sich meiner vor den Menschen schämt, dessen werde auch ich mich schämen vor meinem Vater, der im Himmel ist." Und wieder sah sie sich, nicht e i n mal, sondern öfters, wegen ihres Glaubens erröten, stumm zuhören, wenn er geschmäht, verachtet und verspottet wurde. Sie sah, wie sie diesen Glauben endlich selbst verachtete, verspottete, sich desselben schämte und dann ihn — verleugnete!

II.

Der Gesang der Kinder war verstummt. Niemand kniete mehr vor dem Altare. Sie war allein in der Kirche. Doch nein! Im Beichtstuhle betete der Priester den Rosenkranz. — Auf wen wartete er? Wartete er geduldig auf die Rückkehr des verirrten Schäfleins, auf die Reue der Büßerin? Eine unwiderstehliche Macht zog sie zum Beichtstuhle hin. Wie im

Traume erhob sie sich und trat hinein. „Wird er mich bemerken?“ dachte sie, „wird er mich retten?“ Sie kniete nieder. Sie getraute sich kaum zu atmen. Da hörte sie die trostreichen, so lange nicht mehr vernommenen Worte: „Der Herr sei in deinem Herzen und auf deinen Lippen, damit du deine Sünden würdiglich und vollständig bekennen mögest.“

„Nun, mein Kind?“ —

Ein undurchdringliches Geheimnis hütet das vertrauensvolle, demütige Bekenntnis. — Glückliche Seele, du bist gerettet! Es steigen Dank- und Jubellieder zum himmlischen Vater auf, denn: „Es wird Freude sein bei den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut.“

Eine Weile später stand Redfern an der Kirchtüre und fragte eine eben heraustretende alte Frau, ob sie nicht eine junge Dame hier habe warten sehen. „Hier nicht!“ antwortete sie. „Aber drinnen kniet eine schöne Dame, Gott segne sie! — vor dem Muttergottesbilde.“

Von einer plötzlichen Ahnung befallen, trat er ein und stand bald neben einer gebeugten Gestalt. Er berührte leise ihre Schulter. Unter Tränen lächelnd erhob Agnes ihr strahlendes Gesicht. Sie mußte sich sammeln; sie hatte alles um sich her vergessen.

„Sind Sie von Sinnen?“ fragte Redfern leise. „Kommen Sie, ich muß mit Ihnen reden!“

Gehorsam und stillschweigend folgte sie ihm hinaus. Mit zitternder Stimme fragte er dann: „Wie lautet die Antwort? Gehen Sie mit mir?“

„Nein!“ antwortete sie fest. „Ich muß wieder dort hinein. Ich kann mich von diesem Orte noch nicht trennen.“

„Was meinen Sie? Ich kenne Sie nicht mehr!“

„O Herr Redfern! Ich habe meinen Glauben und mit ihm den Frieden wiedergefunden. Jahrelang habe ich mich desselben geschämt, und vergessen, daß auch

der Sohn Gottes sich meiner schämen wird. Aber nun hat er mir verziehen und ich bin glücklich — überglücklich. Ich muß noch einmal zurück zu ihm."

„Ich will keine Papistin zur Frau!"

Agnes hatte ihn schon verlassen und kniete bereits wieder vor dem Tabernakel. Der Chordirigent aber auf der Orgelbühne übte mit seinem Kinderchor die begonnene Messe weiter. Soeben jubelten die jungen Stimmen: „Gloria in excelsis Deo, et in terra pax hominibus bonæ voluntatis!" „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!"

VII.
Das richtige Rezept.

Erstes Kapitel.

Der Patient.

Pat Malony saß im Lehnsessel in der Küche. Seine nur mit Strümpfen bekleideten Füße ruhten auf einem Schemel vor dem Kochofen, dessen Glut eine bei der draußen herrschenden Kälte umso angenehmere Wärme ausstrahlte. Da trat Bridget, seine Frau, mit einem Brief in der Hand ein und störte ihn in seiner behaglichen Ruhe, indem sie ausrief: „Was man nicht alles erleben muß!“ Pat blickte sie vorwurfsvoll an, sagte aber kein Wort.

„Was man nicht alles erleben muß!“ wiederholte Frau Bridget, und hielt ihrem Manne den Brief entgegen. Dieser aber stöhnte: „Was hast du denn wieder? Nimm doch Rücksicht auf meine gemarterten Nerven! Da sitze ich hustend und von Magenleiden und Schwindsucht geplagt, und du schreist mir die Ohren voll. — Was ist denn vorgefallen?“

„So etwas habe ich noch nie erlebt, Pat! Du wirst auch so sagen, wenn du es hörst. Was meinst du, daß unsere Lizzie getan hat?“

„Sie wird doch ihren Dienst nicht verloren haben?“ rief er.

„Verloren nicht, aber aufgegeben! Sie ist hingegangen und hat —. O du kannst es nicht erraten!“

„So spanne doch mich armen, kranken Mann nicht länger auf die Folter! Was hat sie getan?“

„Sie ist hingegangen und hat —“ nochmals hielt Frau Malony inne, um ihrer Neuigkeit größeren Nachdruck zu geben — „geheiratet!“

Mit einem Satze stand Malony auf seinen bestrumpften Füßen und rief: „Geheiratet?“

„Ja, geheiratet,“ entgegnete Bridget, „und hat uns vorher kein Wort davon gesagt. Ganz die Lizzie! Sie kümmert sich um niemand. So werden sie in Amerika.“

„So sag mir doch endlich, Frau, w e n hat sie geheiratet? Hat er Geld?“

„Davon schreibt sie nichts. Im Briefe steht nur, daß sie ihn geheiratet hat, daß er Wilhelm Burke heißt und Bauschreiner ist.“

„So, so, Bauschreiner! Das sind mir die rechten! Jetzt muß sie ihn ernähren. Aber so geht's! Man müht sich ab und schindet sich ins Grab wegen der Kinder, und wenn sie groß genug sind, etwas zu verdienen, gehen sie hin und heiraten. Was soll aus mir werden (hustet) mit meiner Schwindsucht und meinem Magenleiden? O . . . !“

Bridget Malony beeilte sich, ihren Mann zu beruhigen. „Wegen des Geldes“, tröstete sie ihn, „brauchen wir uns nicht zu sorgen. In dieser Hinsicht ist alles in Ordnung; ja, wir sind sogar besser gestellt als bisher. Sie schreibt nämlich, ihr Mann habe den Kontrakt für das neue Hotel drüben im Städtchen übernommen und sie stehen im Begriffe, hieher zu kommen und bei uns zu wohnen. Sie werden ein gutes Kostgeld zahlen und Lizzie verspricht, mir in der Haushaltung und beim Waschen zu helfen. Statt weniger, werden wir also mehr Geld erhalten.“

„Hm!“ entgegnete Malony, „das lautet alles recht

schön — auf dem Papier. Aber nun lies mir den Brief vor!"

Sie tat es. Es war ein langer Brief, voll froher Hoffnungen und heiterer Lebensluft, ganz der Spiegel des Gemütes einer glücklichen jungen Frau. — Lizzie Malony hatte von der Schule weg überall zugreifen müssen; denn ihre Mutter ernährte die Familie durch Waschen. Ihr Vater war krank, seit sie denken konnte. Bald nach seiner Heirat war das Uebel über ihn gekommen, als seine Frau angefangen hatte, zum Waschen auszugehen, um dem Verdienst aufzuhelfen. Zuerst litt er an Rheumatismus, dann an Brustkrampf und Rükkenweh, welche Krankheiten, wie er behauptete, sich in Gestalt von nervösen Magenleiden und langsamer Schwindsucht festsetzten. Sein Zustand erlaubte ihm weiter nichts, als zu schlafen, oder rauchend am warmen Ofen zu sitzen. Merkwürdigerweise hatte er trotz seines Magenleidens stets einen guten Appetit. Die beiden Aerzte seines Wohnortes hatten ihn längst aufgegeben. Der eine meinte lachend, eine Tracht Prügel würde die Krankheit austreiben, der andere, eine Dosis Parisergrün würde die Bazillen töten. Die Kinder — es waren ihrer sechs im Hause im Alter von zwölf bis zwei Jahren — erzählten in der Schule, ihr Vater sei schwer krank, und Frau Bridget sagte ihren Waschkunden, ihr „Alter" leide an der „Zehrkrankheit". Sie glaubte es wirklich, die gute Seele, und gönnte sich von morgens bis abends keine Ruhe, um die Familie zu ernähren. — Lizzie, die älteste Tochter, war im benachbarten Städtchen bei einem Arzte, Dr. Sanders, in Dienst getreten, und hatte bisher ihren Lohn getreulich heimgesandt. Ihre Erfahrung in der Haushaltung und ihre Arbeitslust verdankte sie der Mutter. — So war es um die Malonys bestellt, als Lizzies Brief kam.

Zwei Tage darauf kam sie selber, und mit ihr ihr kürzlich angetrauter Mann, der Bauschreiner William

Burke. Trotz seiner Größe und Stärke fügte er sich gutmütig der resoluten Herrschaft seiner jungen Frau. Nun stellte diese ihn ihren Eltern vor. Die Mutter begrüßte ihn mit redseliger Freundlichkeit, die Kinder mit scheuen Blicken, der Vater aber blieb ruhig am Ofen sitzen.

„Und hier ist der Vater!“ rief Lizzie und machte sich um ihn zu schaffen. „Wie gut du aussiehst, Vater!“

„Aussehen, ja,“ entgegnete dieser, „aber wie ich fühle!“

„Das ist mein Mann,“ stellte sie ihm ihren William vor. „William, gib dem Vater die Hand!“

Burke reichte dem Invaliden die arbeitsschwielige, seinen übrigen Körperverhältnissen entsprechende Hand.

„Wie geht's mit dem Husten?“ fragte Lizzie den Vater.

Tiefgeholte, langgezogene Hustentöne vorausschikkend, antwortete dieser: „Mit dem Husten geht's wie immer; er plagt mich noch und wird mich plagen bis ins Grab.“

„Aber Vater,“ widersprach die Tochter, „war ich denn umsonst bei einem Doktor in Dienst? Da hab' ich viel gelernt, unter anderm auch, wie man die Schwindsucht kuriert. Warte nur, du wirst Wunder erleben.“

Das war der Anfang. Neues Leben schien bei der Familie Malony eingekehrt zu sein. Lizzie war der alles beherrschende Geist; sie brachte Ordnung und Reinlichkeit ins Haus. Anfangs der folgenden Woche begann ihr Mann die Arbeit am neuen Hotel, ging früh morgens fort und kehrte um sechs Uhr abends heim. Lizzie konnte ungestört im Haushalte ihrer Eltern schalten und walten. Kurz entschlossen teilte sie ihrer Mutter mit, daß sie von jetzt an das Ausgehen zum Waschen im Tagelohn unterlassen solle.

„Ich habe alle deine Kunden besucht,“ sprach sie, „und mit ihnen vereinbart, daß die Wäsche von nun an zu uns gebracht wird.“

Und dabei blieb es trotz aller Einreden, so daß die Mutter eines Abends vergnügt bemerkte: „Das hätte ich nie gedacht, daß ich jemals abends im Schaukelstuhl sitzen und ausruhen könnte. Nun kann ich doch gemächlich Strümpfe stopfen und Kleider flicken, eine Arbeit, die nie aufhört, wenn man, Gott sei Dank, ein halbes Dutzend Kinder hat. Und Geld kommt ein mehr wie je, wenn man Kostgänger hat, wie dich, Lizzie, und deinen Mann."

Es war in der Tat ein großer Umschwung. Aber beim alten Malony schlich sich anfangs leise, dann immer aufdringlicher der Verdacht ein, der Wechsel sei nicht zum Besseren. Da er aber gestehen mußte, daß die Kost besser sei als früher, und weil er ungestört der gewohnten Ruhe pflegen konnte, gab er sich zufrieden. — Da wurde er jäh aus seiner Behaglichkeit aufgeschreckt.

Zweites Kapitel.

Die Kur beginnt.

Es war an einem kalten Novemberabend. Die Kinder waren zu Bett gebracht. Malony und seine Frau und Lizzie mit ihrem Mann saßen in der Küche beim warmen Ofen.

„Vater," begann Lizzie, „William braucht notwendig einen Handlanger, um mit der Arbeit am neuen Hotel schneller vorwärts zu kommen. Fühlst du dich noch nicht stark genug, zu arbeiten?"

Im ersten Schrecken wollte Malony diese Zumutung mit einer zornigen Entgegnung abweisen und der pflichtvergessenen Tochter eine Strafrede halten, besann sich aber noch zeitig genug, einen längeren, qualvollen Hustenanfall zu bekommen und dann in vorwurfsvollem, traurigen Tone zu sagen: „Ich, am Neubau arbeiten? Wie lange, glaubst du, würde ich das aus-

halten? Bin ich dir denn so sehr im Wege, daß du mich mit Gewalt in die Grube bringen willst? Lange wird es ohnehin nicht mehr dauern bei meinem Husten und meinen Magenleiden." Und ein neuer Hustenanfall unterbrach ihn.

„Ich habe das alles meinem Mann vorgestellt," entgegnete Lizzie, „aber er meinte, wenn du wirklich so krank seiest, so sei es unverantwortlich, daß man nichts versucht, dich gesund zu machen. Glücklicherweise habe ich für deinen Zustand von Dr. Sanders ein treffliches Rezept erhalten."

„Mich gesund machen? Da ist alles vergebens! Die Aerzte haben mich längst aufgegeben. Mir bleibt nichts anderes übrig, als mich in mein Schicksal zu ergeben und langsam den Tod zu erwarten. Ich werde froh sein, wenn es mit mir zu Ende ist."

„Die Aerzte haben dich aufgegeben? Was für Aerzte? Die beiden alten Kurpfuscher hier! Ich diente bei einem wirklichen Arzt, und der gab die Kranken nicht gleich auf, bloß weil sie die Schwindsucht hatten. Nein, er heilte sie. Und ich habe sein Rezept."

„Mir hilft nichts," begann Pat, aber seine Tochter fuhr ruhig fort. „Dein Fall, Vater, ist sozusagen kompliziert, weil deine Schwindsucht mit Magenleiden verbunden ist. Die Kur für jede dieser Krankheiten ist verschieden. Aber ich habe mich entschlossen, mit der Schwindsucht anzufangen, und den Magen später in Behandlung zu nehmen. — William, gib mir das Rezept für die Schwindsucht!"

Mit einem kaum bemerkbaren Lächeln griff dieser in die Westentasche, entnahm derselben ein zusammengefaltetes Papier und reichte es seiner Frau. „Die Schwindsucht", las diese, „wird heutzutage nicht mehr mit Arznei kuriert, sondern durch fortwährenden Aufenthalt in der frischen Luft." Und zu ihrem Vater gewandt, sprach sie: „Hast du's gehört? Durch frische Luft. Die aber

bekommst du hier in der Küche hinter dem Ofen nicht. Du mußt im Freien leben und auch im Freien schlafen."

„Im Freien schlafen!" rief Pat erschrocken aus; „was soll das heißen? Bist du verrückt, oder willst du mich umbringen?"

„Schrei nicht so laut, Vater! Du weckst die Kinder. Auch könnte es deiner kranken Lunge schaden. Dr. Sanders behandelt seine Schwindsüchtigen längst in der beschriebenen Art. Einer seiner Patienten, den ich kenne, mußte ein ganzes Jahr lang, Sommer und Winter, sogar wenn das Thermometer unter Null stand, im Freien schlafen."

„Hör auf mit deinen Lügen, Lizzie! Ich will nichts davon hören. Verrückter Einfall — im Winter im Freien schlafen!"

„Die Sache beruht auf Wahrheit und ist kein verrückter Einfall. Ich habe selbst gesehen, daß es hilft und deshalb werde ich die Kur bei dir anwenden. Unsere Holzhütte dahinten ist dazu wie geschaffen; die vielen Ritzen und Astlöcher in den Wänden gestatten der Luft freien Zutritt. Mein Mann hat vor einer Weile ein Feldbett darin aufgeschlagen. Nicht wahr, William?"

„Ja, Lizzie! Und Bettzeug habe ich auch genug hinüber gebracht, so daß sich der Vater bei der Nacht warm zudecken kann. Ich werde ihm auch meinen alten Ueberzieher mitgeben, so daß er sich bei Tage in die Sonne setzen und wärmen kann."

„Hörst du, Vater?" antwortete Lizzie; „du wirst es den ganzen Winter über höchst behaglich haben. Das Essen bringe ich dir hinaus, denn ins Haus darfst du auf keinen Fall, sonst ist die ganze Kur verpfuscht."

„Den ganzen Winter!" Wütend sprang Pat auf. „Den ganzen Winter in der Holzhütte schlafen und essen! Das Mädel ist verrückt. Meine eigene Tochter

will mich umbringen, damit ich aus dem Wege komme. Ich tu es nicht; keinen Schritt gehe ich; hörst du, keinen Schritt!"

„Dr. Sanders Patienten wehrten sich anfangs gerade so, aber sie mußten folgen. — William, führe den Vater in die Holzhütte! Ich gehe mit der Lampe voraus."

Burke erhob sich und schritt auf seinen Schwiegervater zu. Es schien, als ob er sich über etwas freue.

„Bridget," schrie Pat seine Frau an, die bisher schweigend zugehört hatte, „gehörst du auch mit zur Verschwörung gegen mein Leben? Läßt du mich kaltblütig umbringen?"

Frau Maloney stand ratlos. Sie hatte unbeschränktes Vertrauen in ihre Tochter, bemitleidete aber auch ihren Mann. „Lizzie," begann sie, „ich meine — du weißt ja, welche Nervenanfälle er zuweilen hat."

„Die sind es ja gerade, die wir verhindern wollen. Zuerst müssen wir aber die Schwindsucht kurieren; die sitzt in der Lunge, und muß mit frischer Luft ausgetrieben werden. Dann kommt der Magen an die Reihe; aus ihm kommen die Nervenanfälle. — Vorwärts, William! Führ ihn hinaus!"

Alles Sträuben half nichts; in des starken Schwiegersohnes Faust war Pat hilflos wie ein Kind. Lizzie schritt mit der Lampe voran. Unter der Tür sagte sie: „Es soll mir niemand vorwerfen, daß ich meinen Vater an der Schwindsucht sterben ließ, ohne den Versuch gemacht zu haben, ihn zu retten. Komm, Vater!"

Frau Bridget tröstete: „Es ist zu deinem Besten, Pat!" und schaute händeringend der nächtlichen Prozession zu, die sich langsam der Holzhütte näherte. Eingetreten, stellte Lizzie die Lampe auf den Boden. „William wird dich zu Bette bringen. Gute Nacht, Vater!" sprach sie und ging ins Haus zurück.

Ratlos stand Pat in der Holzhütte und starrte seinen

stämmigen Schwiegersohn an. Dann betrachtete er die kahlen, rissigen Wände und das Feldbett.

„Auskleiden, schnell!“ befahl William.

„Ich friere zu Tode!“ jammerte Pat.

„Keine Gefahr! Uebrigens ist das Erfrieren, sagt man, ein leichter Tod. Jetzt schnell ins Bett!“

Mit Williams Hilfe entledigte sich Pat seiner Kleider und kroch zitternd unter die Decken. Burke ergriff die Lampe und betrachtete ihn bei ihrem Schein. „Gute Nacht!“ sprach er. „Und,“ fügte er bedeutsam hinzu, „morgen werde ich den ganzen Tag bei der Arbeit sein. Laßt es Euch aber nicht einfallen, Schwiegervater, das Haus zu betreten. Ihr werdet der Lizzie aufs Wort folgen! Solltet Ihr Euch unterstehen, starrköpfig zu sein und Schwierigkeiten zu machen“ — bei diesen Worten erhob er seine mächtige Faust — „nun, dann werdet Ihr jedenfalls nicht an der Schwindsucht sterben.“ Damit ging er. Pat war allein.

Die Luftkur hatte begonnen.

Drittes Kapitel.

In der Holzhütte.

Am folgenden Morgen brachte Pat, in seines Schwiegersohnes alten Ueberrock, der ihm bis zu den Fersen ging, gehüllt, mehrere Stunden damit zu, in dem schmalen Sonnenstrahle, der sich durch das einzige kleine Fenster der Holzhütte Bahn brach, die einzige Wärmequelle zu verfolgen. Das Essen brachte ihm seine Tochter. Seine Frau hatte augenscheinlich Weisung erhalten, sich nicht blicken zu lassen. Durch das Küchenfenster des Hauses winkte ihm einladend das Feuer im Kochofen entgegen, vor welchem er bisher seinen Thron im Lehnsessel aufgeschlagen hatte. Er hielt es nicht länger aus in der kalten Hütte. Er ging hinüber; er bat und jammerte um Einlaß; er hustete hohl und klagte über Ner-

venanfälle, aber seine Tochter blieb unerbittlich. „Es ist zu deinem Besten, Vater!“ war ihre einzige Antwort. Pat hatte eine starke Versuchung, den Eintritt zu erzwingen, aber der Gedanke an seines Schwiegersohnes kräftige Faust half ihm, sie zu überwinden. Er schlief auch die folgende Nacht in der Hütte.

Am nächsten Tage kam ihm ein guter Gedanke. Nachdem er sein einsames Mittagessen verzehrt hatte, schlüpfte er unbemerkt in den nahen Wald und eilte dann mit schnellen Schritten dem Wirtshause eines etwa zwei Meilen entlegenen Dorfes zu. Dort fand er einen glühenden Ofen und einen bequemen Sessel. Auch gab es Freilunch, der das Abendessen ersetzte. Erst um zehn Uhr abends kam er wieder in seine Hütte, froh, ein Mittel gefunden zu haben, seine Quäler zu überlisten.

Sein Schwiegersohn Burke aber machte am nächsten Tage die Runde im Dorfe. Als Pat nachmittags die Wirtschaft betreten wollte, trat ihm der Wirt entgegen und schrie ihn an: „Hinaus, hinaus! Du hast die Schwindsucht, und die ist ansteckend. Laß dich ja nicht mehr hier blicken!“ Bestürzt wich Pat zurück und probierte sein Glück im einzigen Grecerystore des Dorfes, wurde aber auch dort hinausgewiesen. Sein Schwiegersohn war ihm zuvorgekommen und hatte die Leute gewarnt. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als in seine kalte Hütte zurückzukehren.

Eine Woche hielt er es aus. Dann teilte er seiner Tochter mit, daß er jetzt sich viel besser fühle, daß er meinte, er dürfe es wagen, einen Tag im Hause zuzubringen. Diese aber war anderer Ansicht.

„Es freut mich, Vater,“ sprach sie, „daß das Rezept gewirkt hat. Ich sagte es dir ja. Aber wenn du ganz gesund werden willst, so mußt du wenigstens diesen Winter hindurch in der frischen Luft bleiben. Sie wirkt Wunder, wie du an dir selber erfahren hast. Und jetzt wollen wir auch an die Magenkur gehen.“ Sie zog

einen Zettel aus der Tasche und las: „Für Magenschwäche, besonders für jene, welche von den Nerven herrührt, und das ist die schlimmste Art, gibt es nur e i n e Kur — Diät und Bewegung. In ernsten Fällen darf der Patient nichts als Milch genießen."

Den Zettel wieder einsteckend, bemerkte sie: „Zu allem Glück haben wir Milch genug."

Wütend sprang Pat von der Bank auf, die ihm als Sessel diente und schrie sie an: „Welch eine Frechheit! Man mutet mir zu, ich solle von nichts als Milch leben! Das ist —"

„Vorschrift des Arztes, Vater!" fiel hier Lizzie ein. „Ich befolge genau die Anordnungen des Doktors. Du hast selbst erfahren, wie gut sie dir bekommen."

„Ich kann nicht von Milch allein leben. Ich bin kein Säugling. Ich glaube gar nicht, daß ein Doktor so etwas vorschreibt."

„Nun, dann lassen wir ihn rufen. Aber vielleicht findet er für deinen aufgeregten Zustand auch die Milch noch zu stark und läßt sie mit Wasser verdünnen."

Doch darauf wollte Pat es nicht ankommen lassen. „Sei doch vernünftig, Lizzie!" begann er. „Es ist zu deinem Besten, Vater!" fiel sie ihm ins Wort, „gleich bringe ich dir heiße Milch."

Und sie brachte eine große Schüssel voll. Widerwillig trank er sie aus, weil es sonst nichts gab. Eine ganze Woche lang lebte Pat von heißer Milch und frischer Luft. Er wanderte von einem Nachbarn zum andern, aber sie waren gewarnt worden und niemand gab ihm etwas zu essen. Es geschehe zu seinem Besten, sagten auch sie. Rauchen durfte er auch nicht, das sei für seinen Zustand das Allerschlimmste, hatte seine Tochter gesagt, als sie ihm die Pfeife wegnahm. Bewegung hatte er hinreichend, denn er mußte laufen, um sich warm zu halten.

„Ach, Lizzie," bat er eines Morgens, als der bewölkte

Himmel Schnee verhieß und der Wind scharf blies; „ach, Lizzie, gib mir doch nur ein einziges Mal etwas Ordentliches zu essen, und sei es auch nur ein Laib Brot. Ich fühle wie eine Milchkanne, so viel Milch habe ich schlucken müssen. Ich kann nicht mehr. Selbst der Geruch ist mir zuwider und beim Anblick einer Kuh schaudere ich."

Viertes Kapitel.

Die Kur gelingt.

Das drohende Gewölke brachte Sturm. Während der Nacht brach er mit aller Gewalt los und schüttelte die Holzhütte in allen Fugen. Dazu schneite es heftig und die Kälte nahm von Stunde zu Stunde zu. Der Wind fegte den Schnee in alle Ritzen; er verschonte nicht einmal Pats Feldbett. Dieser konnte vor Kälte und Hunger nicht schlafen. Verzweifelt erhob er sich um Mitternacht und kleidete sich an. Dann schlüpfte er in seines Schwiegersohnes alten Ueberrock und trat hinaus in die stürmische Nacht. Das Heulen des Sturmes, die dicht fallenden Schneeflocken, der Gedanke an Williams derbe Fäuste — alles dieses hielt ihn nicht ab von seinem Vorhaben: w a r m und s a t t wollte er werden, und koste es sein Leben.

Leise das Haus umschleichend probierte er alle Türen und Fenster. Sie waren fest verschlossen. Da, o Freude, fand er eine Kellerluke, deren Verschluß locker war. Mit einiger Mühe gelang es ihm, sie zu öffnen. Im Hause regte sich nichts. Nun kroch er vorsichtig durch die Oeffnung in den Keller und schlich die Treppe hinauf in die warme Küche. Wie wohlig war es hier innen! Vor allem streckte er die steifgefrorenen Hände über den Ofen aus und wärmte sie. Dann schritt er leise auf den Speiseschrank zu. Er wußte, wo die Zündhölzchen aufbewahrt wurden, und nachdem er sie ge-

funden, zündete er eins an. Glücklicherweise waren sie von der geräuschlosen Sorte. Nun öffnete er den Schrank und leuchtete hinein. Er sah einen angeschnittenen Schinken, einen Laib Brot, eine Schüssel mit vom Abendessen übriggebliebenen Kartoffeln und die Hälfte eines Kuchens. Auf einem andern Brette stand ein Krug mit Milch; diese würdigte er keines Blickes.

William Burke war der erste, der am nächsten Morgen, die Lampe in der Hand, die Tür zur Küche öffnete. Erst blieb er wie angewurzelt stehen; dann begab er sich ins Schlafzimmer zurück, flüsterte seiner Frau etwas zu, führte sie zur Küchentür und zeigte hinein. Folgendes Bild bot sich ihrem Blicke dar: Auf dem Lehnsessel vor dem Kochofen, in dem das Feuer unterhalten worden war, saß Pat Malony in festem Schlafe. Seine Füße ruhten auf dem Herdvorsprung, neben ihm auf dem Boden lag ein Restchen Kuchenkruste. Auf seinem nach oben gerichteten Gesichte spiegelte sich voller Friede und selige Ruhe. Während Burke und Lizzie dieses Bild stillschweigend betrachteten, kam auch der letzteren Mutter und blickte in die Küche.

„Himmel hilf, Pat!“ rief sie. Pat erwachte. Zuerst öffnete er bloß die Augen, dann rieb er sie, als sehe er nicht recht, und blickte zuletzt erschrocken um sich.

„Aber, Vater!“ rief Lizzie, „was treibst du denn? Willst du dir mit Gewalt den Tod holen?“

Pat wollte sprechen, aber der Ton blieb ihm im Halse stecken. Sein Blick fiel auf seines Schwiegersohnes Fäuste. Er schwieg.

„Nach allem, was ich für dich getan,“ fuhr Lizzie in gekränktem Tone fort, „um dich gesund zu machen, gehst du her, setzest dich heimlich in die heiße Küche und — ist das dort auf dem Boden Kuchen?“

„Ja, Kuchen ist's, und hat gut geschmeckt,“ bekannte kleinlaut Pat. „Ich war am Verhungern und --“

„Da haben wir die Bescherung! Jetzt können wir die Kur von vorne anfangen.“

„Was — Kur! Ich sage euch, ich bin ganz gesund. Ich huste nicht, und das Essen — hat mir nicht die geringste Beschwerde verursacht.“

„Die ganze Kur müssen wir von vorne anfangen,“ beharrte Lizzie, „und wahrscheinlich hilft sie nicht mehr. Augenblicklich gehst du zurück in die Holzhütte! Und drei Tage lang darfst du gar nichts essen, nicht einmal Milch trinken. William, öffne die Tür!“

Burke tat wie geheißen. Der Wind trieb eine Schneewehe in die Küche. Pat erschauderte. „Ich sage euch, ich bin gesund,“ schrie er zornig. „Hört ihr?“

„Bist du dessen ganz sicher, Vater?“ fragte Lizzie besorgt.

„Gewiß! Warum denn nicht? Ich habe ja die Kur durchgemacht.“

„Also hat sie wirklich angeschlagen? Aber natürlich, es war ja das richtige Rezept. William, der Vater ist gesund, er geht gleich heute mit dir zur Arbeit.“

Pats Gesicht verlängerte sich merklich. Er schluckte und würgte, sagte aber nichts.

„Freilich,“ fuhr Lizzie zu ihm gewandt fort, „wenn du nicht ganz gesund bist, mußt du noch einige Wochen in der Holzhütte die Luftkur gebrauchen.“

„Ich gehe mit zur Arbeit,“ erklärte Pat. „Aber freilich, in der ersten Zeit muß ich mich schonen.“

„Nein, Vater, du mußt gleich tüchtig zugreifen, damit du Bewegung hast und keinen Rückfall erleidest. Die Rückfälle sind am schlimmsten. Nicht wahr, William, du siehst darauf, daß der Vater gleich tüchtig zugreift?“

William nickte zustimmend mit dem Kopf und sagte: „Er wird zugreifen.“

VIII.
Stadt und Land.

Erstes Kapitel.

Entmutigt.

Betreten wir — an einem stürmischen Abend des Jahres 1852 — eine armselige Bretterhütte am oberen Ende der Stadt New York, in der Gegend, wo jetzt die herrliche St. Patricks Kathedrale steht. Die Lage ist schön, aber noch findet sich kaum eine Spur von städtischen Verbesserungen in dem abgelegenen Viertel. „Squatters", d. h. Unberechtigte, haben sich auf dem mageren Felsboden niedergelassen und Hütten gebaut, welche menschlichen Wohnungen sehr unähnlich sehen und größtenteils von armen Irländern bewohnt sind.

Die Hütte aber, die wir betreten, ist von einer deutschen Familie in Besitz genommen worden. Am zersprungenen, vom Einsturz bedrohten Ofen sitzt eine abgemagerte Gestalt, ein Mann in mittleren Jahren. Seine in der Nähe beschäftigte Frau ist sehr blaß; auf ihrem eingefallenen Gesichte hat der Kummer unverkennbare Spuren zurückgelassen. Die Kleidung beider ist ärmlich, fast schlecht zu nennen. Durch die Bretterwand streicht der Wind, auch das Dach ist schadhaft. Ringsum im ärmlichen Raume erblickt man nur die notwendigsten Hausgeräte, und diese, meist in trau-

rigem Zustande, verraten trotzdem, daß sie einstmals zu den besseren ihrer Art gehörten.

„So kann es nicht mehr weiter gehen, Anna," sprach der Mann zu seiner Frau. „Arbeit finde ich keine, und wenn ich auch das äußerste versuche. Unser schöner, deutscher Hausrat, den wir mit so vieler Mühe und Kosten herübergebracht haben, ist größtenteils zu Spottpreisen verkauft, unser Geld ist dahin — was sollen wir anfangen?"

„So laß doch den Mut nicht sinken, Mann! Endlich muß der Rest unseres Geldes doch aus Deutschland anlangen, und dann machen wir uns auf nach dem Westen, weit hinaus ins Land. Da kommst du wieder zu Kräften und wir alle zu Vermögen," tröstete die Frau.

Vor nicht ganz einem Jahre hatte Bernard Werner mit Frau und drei Kindern dem deutschen Vaterland Lebewohl gesagt, um sich und ihnen in Amerika eine neue Existenz zu gründen. Der älteste Sohn, Konrad, war gleich nach ihrer Ankunft nach Wisconsin weitergereist, um bei seinem Onkel Paul als Farmknecht zu dienen. Werner selbst beschloß, mit den übrigen der Seinen einstweilen in New York zu bleiben, um das Eintreffen der noch nicht vollständig ausbezahlten Summe des Erlöses aus dem Verkaufe seines Besitztums in Deutschland abzuwarten. Seinen Lebensunterhalt glaubte er unterdessen leicht finden zu können, da er keine Arbeit scheute. Vorläufig setzte er seinen nicht unbeträchtlichen Barvorrat zu und tröstete sich mit dem Gedanken, er werde schon Arbeit finden, wenn er erst besser bekannt sei.

Aber er täuschte sich. Ueberall hörte er Klagen über schlechte Zeiten; viele Leute verloren ihre Stellen, und ihn, den „Grünen", wollte niemand beschäftigen. Stück für Stück mußte er endlich seine Hauseinrichtung verkaufen, und so sehen wir ihn, der Verzweiflung nahe, in seiner verlassenen Lage. Er hatte sich nach seiner

Ankunft zuerst im deutschen Viertel, in der dritten Straße, eingemietet, war aber zu Anfang des Winters, wegen Unfähigkeit die Miete ferner zu erschwingen, gezwungen worden auszuziehen, und übersiedelte deshalb mit dem Rest seiner Habe in die verlassene Hütte in der wir ihn trafen, denn dort verlangte niemand von ihm Haus- oder Platzmiete. Da saß er nun, verlassen und trostlos.

Das kleinste der beiden Kinder, der sechsjährige Karl, schlief, des Kummers der Eltern unbewußt, ruhig in einem Verschlage in der Ecke. Der zwölfjährige Paul, ein recht aufgewecktes Bürschchen, war, trotzdem es auf zehn Uhr ging, noch nicht zu Hause.

„Wo sich Paul wieder herumtreiben mag?" fragte nach langem Schweigen endlich die bekümmerte Mutter.

„Ja, wer das wüßte!" entgegnete Werner. „Das ist eben das Elend unserer Lage hier in Amerika. Der junge Nichtsnutz treibt sich, sobald die Schule aus ist, auf den Straßen herum. In was für eine Gesellschaft er da gerät, weiß Gott! Sicherlich ist es nichts Gutes. Käme doch unser Geld, morgen schon würde ich aus dieser Umgebung fortziehen."

Es war nach zehn Uhr, als Paul endlich heimkehrte. Lärmend stürzte er in die Stube und rief: „Supper, Ma!" Die Mutter holte das für ihn zurückgestellte Abendbrot aus dem Ofen und stellte es auf den Tisch. Der Vater machte ihm Vorwürfe über sein langes Ausbleiben, aber der ungeratene Junge fiel ihm alsbald ins Wort: „Shut up, old man!" Der entmutigte Mann ließ ihn essen, und schickte ihn dann zu Bett.

Zweites Kapitel.

Eine Wendung zum Bessern.

„Wo die Not am größten ist, da ist Gottes Hilfe am nächsten." Dieses so oft erprobte deutsche Sprichwort

sollte sich auch bei der schwergeprüften Familie Werner bewahrheiten. Im Laufe der folgenden Woche kam die so sehnlichst erwartete Geldsendung aus Deutschland. Es war die unter den Umständen sehr ansehnliche Summe von 1500 Dollars. Und wie ein Glück nie allein kommt, erhielt Werner in derselben Woche auch einen Brief von seinem Sohne Konrad. Dieser schrieb, daß es ihm recht gut gehe, und war voll des Lobes über die Gegend, wo er sich befand.

„Liebe Eltern," schrieb Konrad unter anderm, „Euer so langes Stillschweigen hat Onkel Paul und mich sehr beunruhigt. Wir besorgen ernstlich, daß es Euch schlecht geht. Der Onkel, der eine prächtige Farm besitzt, bittet mich, Euch folgenden Vorschlag zu machen: Wenn bis Ende März Euer Geld nicht eintrifft, will er Euch einen Vorschuß schicken, damit Ihr noch dieses Frühjahr nach dem Westen kommen könnt. Bis dahin will er eine Farm für Euch aufsuchen und die erste Einrichtung besorgen, so daß Ihr gleich nach Eurer Ankunft an die Arbeit gehen könnt. Antwortet mir recht bald, damit wir unsere Vorbereitungen treffen können." Dann folgten Anweisungen bezüglich der Adresse.

Groß war die Freude in Werners Hütte. Nur einer teilte sie nicht, der kleine Paul. „Aufs Land geh ich nicht," sagte er in Gegenwart seines Vaters, und zwar ausnahmsweise deutsch. „Mir gefällt es besser in New York. Die Buben sagen, in Wisconsin sei alles dutch."

„Sag das noch einmal, du Taugenichts!" rief drohend der Vater.

„Ich will kein dutchman sein!" prahlte der Junge.

„So will ich dich zu einem heraushauen!" entgegnete der nun ernstlich erzürnte Vater, griff nach einem Stock und bläute den vorlauten Paul gehörig durch. Diesem

verging bald der Mut, und wenn Geschrei und Versprechen geholfen hätten, wäre die Züchtigung bald eingestellt worden. So aber half es nichts, trotzdem sein Brüderchen bald aus Mitleid und Angst mitschrie, und die Schläge wurden vollgewichtig aufgezählt. Die verständige Mutter aber mischte sich nicht ein. Wohl tat ihr das Herz weh; aber sie wußte, daß die Strafe verdient war und längst notwendig gewesen wäre.

Nachdem Paul seine Strafe erhalten hatte, kroch er weinend in eine Ecke. Als sein Vater nach ungefähr einer halben Stunde einen Ausgang machte, wagte auch er sich vor die Türe.

„He da, Paul! Was ist dir passiert?“ rief ihn einer seiner Kameraden an. „Du machst ja ein ganz erbärmliches Gesicht!“

„Ich möchte sehen, was du für eines machen würdest, wenn du vor einer halben Stunde an meiner Stelle gewesen wärest!“ entgegnete Paul.

„Was hat es denn gegeben?“

„Schläge hat es gegeben, und zwar solche, wie ich in diesem Lande noch keine erhalten habe und keine mehr zu erhalten wünsche.“

„Vom Alten?“

„Das hätte er hören sollen! Da wäre dir dein Teil auch sicher.“

„Warum?“

„Nenne einen deutschen Vater den „Alten“, und du wirst es ausfinden!“

„Haha! Köstlich! Soll ich ihn etwa den Jungen nennen?“

„Ich würde es dir nicht raten.“

Und näher zu ihm hintretend, flüsterte er ihm zu: „Kannst du schweigen? — Soeben wurde ausgemacht, daß die Alten nach dem Westen auswandern. Mir ist es einerlei — ich gehe nicht mit. Ich laufe davon; das heißt, ich verstecke mich und bleibe hier.“

Paul erwartete seines Kameraden Beifall. Der aber schüttelte weise den Kopf und sprach, vielleicht aus Erfahrung: „Das wäre doch eine gewagte Sache. An deiner Stelle würde ich mitgehen; man findet bei den Alten doch wenigstens immer sein Essen. Davonlaufen kann man noch immer, sobald man sich selber helfen kann."

„Nun, ich werde mir's nochmals überlegen," meinte Paul bedeutend herabgestimmt. — Und richtig, es wurde aus Pauls Davonlaufen nichts. Er wurde mit einem Male anstellig und gefällig, so daß es schien, die erhaltene Strafe habe ihn gebessert.

Die Reise ging ohne Unfall von statten. In Milwaukee erwartete Konrad, der telegraphisch benachrichtigt worden war, seine Angehörigen. Man erlasse uns die Beschreibung des Wiedersehens. In aller Eile wurde das Notwendigste zur Einrichtung des Haushaltes und der Farm eingekauft, darunter ein prächtiges Gespann Pferde und ein fester Wagen. Auf letzterem begab sich die so glückliche Familie fünfzehn Meilen ins Land hinein, zur Farm des Onkels Paul, wo vorläufig das Absteigequartier sein sollte. Die Strecke war in wenigen Stunden zurückgelegt, der Empfang herzlich. Ein fröhliches Mahl, bei dem weder die Erzeugnisse des Bodens, noch der Hühnerhof und Schinkenvorrat verschont wurden, vereinigte sie am Abend.

„Bruder," sprach am Schlusse desselben Onkel Paul zu Bernard Werner, „Gott sei Dank, daß du hier bist! Wie ich aus deinem und deiner Frau Aussehen errate, ist es euch in New York nicht zum besten ergangen. Jetzt soll es anders werden! Land genug habe ich, ein Haus ist auch bald hergestellt, und bis es fertig ist, bleibt Ihr bei mir. Sobald Ihr zu Kräften gekommen seid, fangt Ihr auf eigene Rechnung an, und in kurzer Zeit ist das Elend vergessen."

„Du bist sehr gut, Bruder, wie du es immer warst. Ich nehme deinen Vorschlag an, aber unter einer Bedingung. Die mir angebotene Farm kaufe ich. Mein Geld ist endlich angekommen, sonst wäre ich vielleicht trotz deiner Güte nicht hier."

Da war die Freude noch größer, und vergnügt begab man sich zur Ruhe.

Drittes Kapitel.

Auf der Farm.

Der nächste Tag wurde der Erzählung der gegenseitigen Erlebnisse und der Besichtigung der Farm und des Viehstandes gewidmet. „O wie herrlich!" riefen Werner und seine Frau ein über das andere Mal aus. Sie konnten sich nicht satt sehen; der Abstand zwischen dem Elend in New York und des vor ihnen sich auftuenden Wohlstandes, mit der Aussicht, in Zukunft alles selber so zu haben, war zu groß.

Es wurde Samstag Mittag. Nach dem Mittagessen sprach Onkel Paul: „Heute Nachmittag ist Feierabend, denn morgen ist unser Gottesdienstsonntag. Wir haben nämlich eine deutsche Kirche in der Ansiedlung und bilden eine deutsche Gemeinde. Alle 14 Tage kommt ein Priester aus Milwaukee und hält uns Gottesdienst mit deutscher Predigt. Sein Absteigequartier ist bei mir."

„Ein deutscher Priester aus Milwaukee kommt so weit heraus?" fragte Werner erstaunt. „Das muß ein guter Herr sein!"

„Ja, das ist er; ein Mann nach dem Herzen Gottes."

Gegen vier Uhr nachmittags kam der Priester. Werner und seine Familie wurden ihm vorgestellt. „Das freut mich," sprach er leutselig, „da hat die Gemeinde wieder einen schätzenswerten Zuwachs erhalten. Und die beiden Krausköpfe da müssen im Herbst in die Pfarrschule, nicht wahr?"

Der kleine Karl blickte freundlich auf zum Priester. Nicht so sein Bruder Paul. Dieser schaute finster drein und als der Priester gütig lächelnd die Hand auf seinen Kopf legte, sprach er trotzig: „Die Buben in New York sagten, die Pfarrschulen taugen nichts!“

„Ei, ei!“ antwortete der Priester, „da war es Zeit, daß du aus New York fortkamst.“

Nach kurzer Rast wurde des Priesters Pferd wieder vorgeführt, denn er wollte noch zur Kirche, um den Abend mit Beichthören zuzubringen. Er verabschiedete sich also mit den Worten: „Auf Wiedersehen, heute Abend.“

Nach seinem Weggange trat Konrad ein, der das Pferd des Priesters besorgt hatte, und sprach: „Unsere Pferde sind ausgerastet. Ich glaube, eine Abkühlung drunten im Bach wird ihnen gut tun; auch trinken sie lieber fließendes als stehendes Wasser. Ich denke, ich werde sie hinabführen.“

Paul, der, wie fast alle Knaben, große Freude an den Pferden hatte und gern reiten mochte, rief: „Da gehe ich mit!“

„Nein, Paul! Du bleibst hier! Du kannst ein anderes Mal mitgehen,“ entgegnete die Mutter.

„Ich gehe aber doch!“ versetzte trotzig der Junge.

„Du bleibst hier!“ entschied nun ernst der Vater.

„Ich gehe!“ erwiderte Paul.

„Was hast du da gesagt?“ fiel sein Onkel ein, der ihm sein unehrerbietiges Betragen gegen den Priester nicht vergessen hatte. „Du willst deinem Vater und deiner Mutter ungehorsam sein?“

„Ich will mit Konrad gehen, die Pferde zu tränken.“

„Der Vater und die Mutter haben es dir aber verboten!“

„O, das macht nichts! Ich gehe doch, wenn ich will.“

Der schlaue Junge rechnete darauf, daß er in dem fremden Hause, oder doch während der ersten Tage sei-

ner Anwesenheit daselbst, nicht gestraft werden würde. — Sein Onkel aber sprach ernst, nachdrücklich und langsam: „Mein lieber Junge, ich will dir etwas sagen: Wenn ich noch ein Wort des Widerspruches von dir höre, so werde ich dich nicht in meinem Hause behalten. Ich werde deinen Vater veranlassen, dich weit fort von hier zu einem Farmer zu bringen, wo du Gehorsam lernst. Wir können hier keine Stadt-Unarten und keinen Eigensinn dulden. Je eher du das einsiehst, desto besser." — Das half.

Am Abend, gegen acht Uhr, kehrte der Priester zurück. Nach dem Essen unterhielt er sich eine Weile mit der Familie. Wieder fiel sein Auge auf Paul.

„Komm her zu mir, Kleiner!" sprach er freundlich.

Langsam kam dieser heran.

„Kannst du auch deinen Katechismus?" fragte der Priester.

„Den Katechismus?" rief der Knabe erstaunt. Aber sich besinnend, fügte er hinzu: „Ich denke wohl! Das heißt, zum Teil. Die Mutter machte mich ihn Sonntag abends zu Hause lernen."

„Und hast du ihn nicht in der Schule und Kirche gelernt?"

„In meiner Schule in New York lernten wir keinen Katechismus, und in die Kirche ging ich nicht."

„Und warum nicht?

„Die andern Buben gingen auch nicht! Während Vater und Mutter meinten, ich sei in der Kirche, spielten wir zusammen auf der Straße."

Ein Zug der Wehmut überschattete des Priesters Gesicht. „Möchtest du nicht in die Schule gehen?" fragte er dann.

„In die Schule? O ja! Aber nicht in eine Priesterschule. Die Buben sagten; sie taugen nichts; man müsse darin zu viel beten," entgegnete der Knabe zuversichtlich.

„Nun, wir wollen sehen!“ schloß der Priester. „Wir haben hier eine gute Schule. Ich hoffe, dich bald darin zu sehen.“

Paul wurde in die katholische Pfarrschule geschickt. Es war zwar eine staatliche Distriktschule; aber da die ganze Umgegend katholisch war, wurde sie nur von katholischen Kindern besucht und von katholischen Ordensschwestern geleitet, welche die vorgeschriebene Staatsprüfung gemacht und in der Schule freie Hand hatten. Jeden Montag, vor seiner Heimkehr, erteilte der Priester Religionsunterricht und erklärte den Kindern das in den nächsten zwei Wochen zu Lernende.

Für die Familie Werner wurde im Laufe der folgenden Wochen ein zwar bescheidenes, aber geräumiges Wohnhaus hergestellt, welches sie nach dessen Vollendung bezogen. Eines Sonntag abends besuchte Onkel Paul seinen Bruder und dessen Familie, und fand sie im Wohnzimmer um den Tisch versammelt. Der kleine Paul hatte ein Buch vor sich, in dem er eifrig las. Nach der ersten Begrüßung und einem kurzen Gespräche wandte sich der Onkel an den Knaben:

„Was lernst du denn so fleißig?“

„Den Katechismus, Onkel!“

„Der arme Paul!“ fiel hier Konrad ein, „es geht ihm hier recht hart. Bei Tage muß er in die Schule gehen, und wenn er heimkommt, arbeiten; abends muß er lernen. In New York war es doch schöner, nicht wahr, Paul?“

„O geh mir mit New York! Da hätte ich nicht bloß das Leben, sondern auch die richtige Sprache verlernt. Englisch redete ich nur schlecht, und deutsch zu reden schämte ich mich. O wie dumm war ich! Und meine Kameraden, das waren böse Buben! Die fluchten und taten noch Schlimmeres. Und nicht ein einziger Deutscher war unter ihnen! — Da ist es hier schöner! Zu schlimmen Dingen hat man keine Zeit und keine Lust.

Wir lernen gut deutsch und englisch. Wir müssen es g u t lernen, sagt unser Priester, denn wir sind Deutsch-amerikaner und die müssen beide Sprachen lernen. Vom Beten hörte ich in New-York außer dem Hause nichts, und dort wollte ich nichts davon hören. Das machte die Mutter oft weinen. Nun bete ich gern, und habe lauter gute Kameraden. — Und, weißt du, in New York wollte ich davon laufen, um nicht mit aufs Land zu müssen."

„Wirklich, Paul?"

„Ja, aber ich wagte es doch nicht!"

„Nun, jetzt bist du größer. Vielleicht könntest du es jetzt wagen."

„Um keinen Preis, Konrad! Ich bleibe hier und werde ein deutschamerikanischer Farmer."

In der Hoffnung, daß der kleine Paul seinem Vorsatze treu geblieben ist, überlassen wir nun die Familie Werner ihrem Schicksale.

IX.
Auf abschlüssiger Bahn.

Erstes Kapitel.

Die Familie Martin.

Als Folge der mit bewaffneter Macht unterdrückten politischen Erhebungen in den deutschen Ländern während der Jahre 1848 und 1849, strömten die Einwanderer in zahlreichen Scharen nach den gastlichen Gestaden der Vereinigsten Staaten Nordamerikas.

Im Jahre 1850 verließ auch Franz Martin mit seiner Gattin Margaret und seinem fünfjährigen Söhnlein Eduard die schönen Gefilde des Landes Baden. Nach glücklich überstandener Seereise stand die Familie endlich auf dem Boden der „neuen Welt". Eingedenk der Warnung vor habsüchtigen Emigrantenwirten und gewissenlosen Seelenverkäufern, begab sich Martin mit den Seinigen alsbald nach der Ankunft weiter ins Land und ließ sich in einer gewerbereichen Stadt im westlichen Pennsylvanien nieder. Anfangs wollte es ihnen freilich nicht recht gefallen, war doch alles anders als drüben und bei weitem nicht so, wie sie es sich nach den Briefen Bekannter, die vor ihnen herübergekommen waren, vorgestellt hatten; aber nachdem sie einmal eingerichtet waren, ging es doch. Ließ ihre Wohnung im dritten Stockwerke eines großen Hauses auch viel zu wünschen übrig, Raum bot sie

genug, und man hatte sich bald eingewöhnt. Martin erhielt Arbeit in einer Schmiedewerkstätte. Er hatte draußen ab und zu als Zuschläger in einer solchen ausgeholfen und fand sich bald mit dem praktischen amerikanischen Handwerkszeug zurecht, so daß er schnell die Gunst seiner Arbeitgeber erwarb. Munteren Sinnes und gefällig gegen jedermann, machte er sich auch seine Mitarbeiter zu Freunden. Nur mit der Sprache ging es anfangs etwas schwer, aber Geduld und ein offener Kopf überwanden auch diese Schwierigkeit. Martin erhielt bei seiner Anstelligkeit bald eine Lohnaufbesserung und war, da sein Verdienst die Auslagen mehr als deckte, zufrieden mit seinem Lose.

Im zweiten Jahre nach ihrer Ankunft in Amerika beschenkte Frau Margaret ihren Gatten mit einem Töchterchen, welches in der heiligen Taufe den Namen Anna erhielt. Martin hatte sich sofort nach seiner Ankunft der deutschen katholischen Gemeinde seines Wohnortes angeschlossen und war als regelmäßiger Kirchengänger dem Pfarrer derselben, einem Ordenspriester namens P. Thomas, bekannt. Nach der heiligen Handlung erinnerte ihn dieser, sein nun bald siebenjähriges Söhnlein Eduard zur Schule zu schicken. Das versprach Martin — aber er hatte einen Hintergedanken. Dem seeleneifrigen Priester lag natürlich seine Pfarrschule sehr am Herzen, und er glaubte nicht anders, als daß Martin sein Söhnlein in diese schicken werde. Da hatte er sich jedoch verrechnet: der kleine Eddy Martin ließ sich nicht blicken; denn sein Vater schickte ihn in die städtische Freischule. Die Mutter machte zwar Einwendungen, ließ sich aber durch die Ausrede beruhigen, bei einem so kleinen Kinde sei es einerlei, wohin es zur Schule gehe, später könne man den Buben noch immer in die Pfarrschule senden. Dabei blieb es auch, als P. Thomas eindrücklich mahnte. Eddy ging in die Freischule und brachte mit der Zeit Kenntnisse im Englischen

und Rechnen mit nach Hause, daß der Vater staunte. Daß dabei auch schlechte Redensarten unterliefen, ahnte die Mutter wohl, sagte aber nichts, weil sie es nicht beweisen konnte. Sie brachte es im Englischen nie weit. Nur sein rechthaberisches und heimtückisches Benehmen gegen das Schwesterchen tadelte sie.

Die angestrengte Arbeit in der heißen, staubigen Werkstätte ließ nach einigen Jahren Martin eine Abnahme seiner Kräfte fühlen. Seine Gesundheit war nicht mehr die beste, und er entschloß sich, eine eben sich darbietende Gelegenheit benützend, die vielbesuchte Wirtschaft eines Bekannten an sich zu bringen. Als das geschehen war, machte er sich mit seiner Frau alsbald daran, dieselbe nach seinem Sinne herzurichten. Es sollte ein Platz werden, an dem auch der Gewissenhafteste nichts auszusetzen finden konnte. Den zum Hause gehörigen Garten nahm Frau Margaret mit Freude in Pflege, hatte sie sich doch längst nach einem solchen gesehnt. Er sollte mit Blumen und Gemüse in Fülle bestellt werden.

Martins Wirtschaft kam bald in Aufnahme. Gute Speisen, reine Getränke und strenge Ordnung — das zog ehrbare Gäste an, das Geld strömte nur so herein. Der umsichtige Wirt hatte bald ein erkleckliches Sümmchen auf der Bank und vermehrte seine Ersparnisse mit jedem Monate. Eddy mußte die schönsten Kleider haben und durfte in dieser Hinsicht vor keinem seiner Mitschüler zurückstehen. Er besuchte immer noch die Freischule und war einer der talentvollsten und fleißigsten Schüler. „Es wäre schade, ihn hinwegzunehmen, da er so gute Fortschritte macht," entschuldigte sich sein Vater, wenn P. Thomas ihn mahnte. Auch Frau Martin bestand nicht länger darauf, daß er zur Pfarrschule gesandt werde, denn bis jetzt ließ sich nur Gutes von ihm sagen. Sonntags mußte er zur Christenlehre in die Kirche; auch hörte sie ihn den Katechismus und die

Gebete zu Hause ab. Wenn der Priester sie an ihre Pflicht erinnerte, wies sie ihn an ihren Mann, und dieser hatte stets die nämliche Antwort: „Die Freischulen sind besser als die Pfarrschulen. Mein Sohn soll lernen soviel er kann, also muß er auch die beste Schule besuchen.“ Die Wirtsstube durfte der Knabe unter keinem Vorwande betreten.

Als Eddy mit den Jahren sich kräftig entwickelte, kam er immer öfter mit einer Beule, einem geschwollenen Auge oder sonst einer Verunstaltung, sowie mit zerrissenem und beschmutztem Anzuge nach Hause. „Was ist denn schuld an deinen ewigen Händeln?“ fragte eines Tages die Mutter, als er wieder mit einem geschwollenen blauen Auge heimkam.

„Die Religion, Mutter! Nur die Religion!“ Und Eddy lachte auf eine Weise, die der Mutter gar nicht gefiel.

Deshalb erwiderte sie: „Ist es dir denn noch nie eingefallen, Eddy, daß du der Religion mehr Ehre antust, wenn du die Raufereien meidest?“

„Gib dich zufrieden, Mutter! Eines Tages werde ich schon noch fromm werden und meine Wildheit ablegen. — Aber es ist bald Zeit zur Schule. Ist das Frühstück fertig?“

„Ja! Ich werde es gleich auftragen. — Aber ich weiß nicht, was ich von dir denken soll, Eddy; ich fürchte, die Freischule verdirbt dich.“

„Still, Mutter! Da kommt der Vater!“ Und Eddy stellte eifrig die Stühle um den Tisch.

Zweites Kapitel.

Bruder und Schwester.

Am Nachmittage desselben Tages wartete Anna, die jetzt auch die Freischule besuchte, auf ihren Bruder, um mit ihm nach Hause zu gehen. Als er kam,

hatte er einen Kameraden bei sich, James Wilson, einen aufgeweckten Knaben im gleichen Alter wie er. Anna liebte den Umgang mit fremden Knaben nicht, und wollte allein heimgehen, aber Eddy rief ihr zu, auf ihn zu warten. Die Knaben redeten angelegentlich mit einander, und Anna hörte Wilson sagen: „Du kommst also ganz sicher? Ich möchte nicht, daß du wegbleibst. Morgen wirst du mir gewiß danken, daß ich dich mitgenommen habe."

„Still!" flüsterte Eddy; „gib acht, daß meine Schwester dich nicht hört. Sie würde es der Mutter sagen, und dann wäre es damit, wenn nicht auf immer, wenigstens auf lange Zeit vorbei. Ich komme, wenn ich das Geld auftreiben kann."

„Du kannst ja deinem Alten vormachen, du habest es für etwas anderes nötig."

Eddy nickte zustimmend und fragte leise: „Wo treffen wir uns?"

„Drunten bei der Brücke. Punkt acht Uhr!"

Auf dem Heimwege fragte Anna ihren Bruder: „Was habt ihr vor heute abend, du und James?"

„Was fällt dir ein? Was sollen wir vorhaben?"

„Leugne nicht! Ich habe euch überhört. Ihr geht irgendwo hin, und der Vater soll es nicht erfahren."

„Unsinn, Anna! Ich weiß von nichts."

„Du kannst mir nichts weismachen! Ihr geht irgendwo hin, und ich errate beiläufig, wo ihr hinwollt."

„Und das wäre, Fräulein Naseweis?"

„Ihr wollt ins Theater, Eddy; dahin wollt ihr."

„Ins Theater?" rief Eddy scheinbar erstaunt. „Bist du von Sinnen? Woher nehme ich Geld fürs Theater, selbst wenn ich gehen wollte? Da hat der Vater einen Riegel vorgeschoben."

„Du liebe Unschuld!" rief Anna. „Als ob ich nicht gehört hätte, was ihr ausgemacht habt! Unterstehe dich, den Vater damit anzuführen, daß du ihm vor-

machst, du hättest ein Buch oder dergleichen notwendig."

Eddy sah, daß ferneres Leugnen nutzlos sei; er verlegte sich also darauf, seine Schwester zu überzeugen, daß der Besuch des Theaters ein ganz unschuldiges Vergnügen sei. Die meisten seiner Kameraden besuchten dasselbe; sie würden es ihm übelnehmen, wenn er nicht auch von Zeit zu Zeit ginge; sie warfen ihm bereits vor, er sei zu geizig mit seinem Geld, denn daß er keines habe, glaubten sie ihm nicht. Indem er dies sagte, erinnerte er sich, daß er noch einen Nickel in der Tasche habe. Da sie eben an einer Konditorei vorbeikamen, legte er diesen für Candy aus, und überzeugte damit seine Schwester besser von der Richtigkeit seiner Ansichten, als mit dem ganzen Aufwand seiner Beredsamkeit. Sie versprach, für diesmal zu schweigen, unter der Bedingung, daß es nicht wieder geschehe. Eddy gelobte es.

Nach dem Abendessen benutzte Eddy eine Gelegenheit, da er mit seinem Vater allein war, und bat ihn um einen halben Dollar für ein neues Wörterbuch.

„Ich meine doch, du habest eins," sprach sein Vater.

„Nein, Vater! Du irrst dich. Du meinst wohl den Atlas."

„Nun denn, hier ist das Geld! Geh und kauf dir das Buch, und plage mich nicht bald wieder! Daß du acht darauf gibst!"

Eine halbe Stunde später unterhielt Eddy seine Kameraden mit der Erzählung seines erfolgreichen Kunstgriffes, und war nicht wenig stolz darauf, als sie bekannten, sie hätten es selber nicht besser machen können.

„Du bist zu schlau für den Alten," sprach einer. „Aber er ist auch nur ein Dutchman, und von einem solchen kann man nichts Besseres erwarten."

„Ich rate dir, deine Zunge im Zaum zu halten,"

warnte Eddy. „Mein Vater ist ebensowenig auf den Kopf gefallen, wie sonst jemand; jedenfalls ist er so gescheit, wie der deinige. Wenn du nochmals so verächtlich von ihm sprichst, geb ich dir einen Denkzettel, an dem du genug haben wirst."

„Nicht so hitzig, Eddy! Ich meinte es nicht böse; ich sagte ja nichts gegen dich."

„Das ist ganz einerlei; du hast meinen Vater lächerlich gemacht."

„Ruhig, Buben!" sprach hier James im Tone des Anführers. „Jetzt haben wir keine Zeit zum Zanken. Seid ihr bereit?" — Sie bejahten es. „Also fort, ins Theater!"

Eine Viertelstunde später befand sich Eddy zum erstenmale in seinem Leben im Theater, von der vordersten Reihe der Galerie herab mit Aug und Ohr, mit Herz und Seele dem Räuberstücke folgend, welches auf der Bühne gespielt wurde. Er vergaß, daß es außer dieser dargestellten, noch eine andere Welt gab, er wünschte immer dableiben zu können. Endlich entwich der Traum, der Vorhang fiel, das Stück war zu Ende. Er glaubte es sei noch früh; die Zeit war ihm so schnell vergangen. Wie erschrak er, als er hörte, wie jemand auf die Frage, wie spät es sei, antwortete: „Elf Uhr!" Vorstellungen eines stürmischen Empfanges zu Hause, mütterlicher Vorwürfe und väterlicher Züchtigung stiegen in ihm auf. Er beeilte sich, nach Hause zu kommen.

Dort angelangt, fiel ihm ein Stein vom Herzen, als er gewahrte, daß sein Vater bereits zu Bett gegangen sei. Seine Mutter war aufgeblieben, um ihn zu erwarten, und vertrieb sich die Langeweile mit Strümpfe stopfen. Ihr bleiches Gesicht und die traurig blickenden Augen verrieten ihm sogleich, daß er ihr schweren Kummer bereitet habe. Auf ihre Frage, wo er gewesen sei, verschwieg er zuerst die Wahrheit; als ihm aber die

Mutter geradezu sagte, Anna habe ihr verraten, daß er im Theater gewesen sei, gestand er es ein. Seine erste Frage war:

„Weiß es der Vater?“

„Der wäre gewiß nicht im Bett, wenn er es wüßte.“

„Nun, Mutter!“ sprach Eddy bittend, „verrate mich nur diesmal nicht. Es soll ganz gewiß nicht wieder geschehen.“

„Ich kann es dir nicht versprechen. Du hast Strafe verdient.“

„Schläge machen es nicht ungeschehen und nützen auch nichts, denn dann gehe ich ins Theater und wohin ich will, so oft ich Gelegenheit habe.“

„Welche Sprache, Kind! — Was willst du denn antworten, wenn dich der Vater wegen deines Ausbleibens zu Rede stellt?“

„Darüber mache dir keine Sorgen, Mutter! Ich werde schon eine Ausrede finden.“

Und er nahm die Lampe, um sich in sein Schlafzimmer zu begeben.

„Gute Nacht, mein Sohn! Der Herr erhalte dich auf dem rechten Wege!“ Und schweren Herzens fügte sie für sich selbst bei: „Ich befürchte sehr, du bist schon von demselben abgewichen.“

Nächsten Morgen erhielt Eddy von seinem Vater einen scharfen Verweis wegen seines späten Ausbleibens. Er entschuldigte sich mit den Worten: „Ich war den ganzen Abend bei Wilson. James und ich zeichneten Karten. Wir waren so in unsere Arbeit vertieft, daß wir ganz darauf vergaßen, wie spät es sei.“

Martin hatte für Herrn Wilson die höchste Achtung. Er war ein angesehener amerikanischer Geschäftsmann und hatte ihm mehrmals geschäftliche Gefälligkeiten erwiesen. Er antwortete also: „O, in dem Falle will ich dich für diesmal entschuldigen. Ich befürchtete, du seist in schlechte Gesellschaft geraten. Bei Wilsons jedoch

bist du gut aufgehoben." Und dabei hatte es sein Bewenden.

Drittes Kapitel.

Eine mißachtete Warnung.

Die Wohnung der Familie Martin lag im zweiten Stockwerke des Hauses, über dem Wirtszimmer. Neben diesem führte eine Tür in einen Gang, in welchem sich die Treppe befand, so daß man in die Wohnung gelangen konnte, ohne die Wirtschaft zu betreten.

Eines Abends hörte Frau Martin einen langsamen, schwerfälligen Tritt auf der Treppe. Sie beeilte sich, dem Besuch mit der helleuchtenden Lampe entgegenzugehen.

„Gelobt sei Jesus Christus!" grüßte P. Thomas, denn er war es, und mit einer tiefen Verbeugung antwortete Frau Martin: „In Ewigkeit, Euer Hochwürden!" P. Thomas schien müde, und ließ sich alsbald in den schnell herbeigeschobenen Armsessel nieder.

„Euer Hochwürden haben sich lange nicht bei uns blicken lassen," sprach die Hausfrau ehrerbietig. „Es war heute schwül, und wie ich höre, haben Sie viele Kranke zu besuchen. Ruhen Sie ein wenig aus. Martin wird gleich hier sein, ich höre ihn soeben abschließen."

„Wie geht es bei Ihnen?" fragte freundlich der Priester. In diesem Augenblick trat Martin ehrfurchtsvoll grüßend ein. „Sie sehen angegriffen aus, Hochwürden!" sprach er dann. „Margaret, bring ein Glas! Wir sind ganz unter uns, Hochwürden! Eine Magenstärkung wird Ihnen gut tun. Ich habe einen ganz ausgezeichneten Tropfen."

„Nun, nun!" meinte der Priester, „eine Kleinigkeit wird nicht schaden. Ich hatte heute einen schweren Tag."

Frau Martin hatte unterdessen eine Flasche samt Glas vor den Priester gestellt und eingeschenkt. Er

nahm das Glas in die Hand, betrachtete den Inhalt einen Augenblick und stellte es dann wieder auf den Tisch. „Ein Trunk in Ehren ist an sich nicht unerlaubt," sprach er wie zu sich selbst, „das Unrecht liegt im Uebermaß und Mißbrauch. Ich mache mir kein Gewissen daraus, das, was Sie da für mich eingeschenkt haben, zu trinken. Es freut mich sogar, daß Sie mir das beste vorsetzen, was Sie haben. Es ist dies ein Zeugnis, daß Sie meinen Stand ehren. Aber dennoch muß ich es ablehnen," — er schob das Glas von sich; — „einen Schluck Kaffee und etwas Brot werde ich annehmen."

Frau Martin beeilte sich, das Verlangte zu bringen. Während der Priester die Erquickung genoß, fuhr er fort: „Ich komme soeben von einem traurigen Ort. Der Geruch jenes Getränkes erinnerte mich daran, und nahm mir den Mut, davon zu kosten. Sie, Herr Martin, verdienen alle Anerkennung dafür, daß Sie eine so anständige und ordentliche Wirtschaft führen; dennoch wünsche ich, daß Sie und jeder ehrliche Mensch dieses Geschäft aufgeben möchten. Es gibt so viele schwache Menschen, die, weil sie sich nicht selbst beherrschen können, der Versuchung unterliegen. Der Genuß macht sie zu Sklaven der Leidenschaft. Dennoch ist es mit der Aufhebung der Wirtschaften nicht genug; starke Getränke wird es stets geben in der Welt. Wir müssen unsere Jugend so erziehen, daß sie stark genug wird, der Versuchung zu widerstehen. Da ist zum Beispiel Ihr aufgeweckter Junge. Ich gebe keinen Pfifferling um alles, was er in seiner Schule lernt, wenn ihm keine Religion beigebracht wird; denn diese allein ist eine Stütze in der Versuchung. In der Freischule aber lernt er keine Religion."

„Hochwürden!" fiel ihm hier Martin in die Rede, „Sie wissen, daß ich für Sie die größte Achtung hege. Dennoch muß ich Sie in Ihrer Rede unterbrechen. Ich

habe soviel Religion als irgend jemand, und was meinen Sohn betrifft, so würde er, dessen bin ich überzeugt, sein Leben für seinen Glauben hingeben, gerade wie ich selbst."

„Schön, sehr schön, Herr Martin! Ganz gut — soweit. Aber da weder Sie, noch Ihr Sohn kaum jemals in den Fall kommen werden, für den Glauben zu sterben, meinen Sie nicht, es wäre gut, nach demselben zu leben? Aus diesem Grunde muß ich nochmals darauf dringen, daß Sie Ihre Kinder dem verderblichen Einflusse des religionslosen Unterrichtes und des Umganges mit verdorbenen Mitschülern entziehen. Ich habe Sie wiederholt ermahnt, und Sie haben mir unlängst sogar versprochen, Ihre Kinder in die Pfarrschule zu senden. Warum ist es nicht geschehen?"

Frau Martin beeilte sich, ihre Entschuldigungen vorzubringen. „Glauben Sie mir, Hochwürden, wenn es auf mich ankäme, würden sie längst die katholische Schule besuchen. Ich habe deswegen schon manchen Wortwechsel mit Franz gehabt. Er sagt aber immer, in der Freischule lernen sie mehr."

„Wirklich, Herr Martin! Woher wissen Sie denn das?"

„Das weiß ich daher," entgegnete der Angeredete, nur schwer seinen Aerger unterdrückend, „das weiß ich daher, weil in der katholischen Schule zu viel Zeit mit Beten und Katechismuslernen vertändelt wird."

„Sie halten also das Gebet und den Katechismus für überflüssig?"

„Das habe ich nicht gesagt. Im Gegenteil, beide sind zur rechten Zeit und am rechten Ort höchst empfehlenswert. Die Schulstunden aber sind nicht die Zeit, und die Schule ist nicht der Ort dazu. Gebet und Katechismus gehören in die Kirche und ins Haus."

„Ich bitte um Vergebung, Herr Martin, daß ich Ihnen widerspreche. Die Schule ist der Ort, die

Schulstunden sind die Zeit, alles zu lernen, was überhaupt gelernt werden muß. Wird die Religion aus dem Schulzimmer verbannt, so wird sie auch aus dem Leben verdrängt. Die Religion muß die Gedanken, Worte und Handlungen des Menschen durchdringen, wenn er zum Christen herangebildet werden soll. Sind Sie jedoch gewillt, aus Ihren Kindern Neuheiden, Ungläubige zu machen, so ist die Freischule der rechte Ort dazu." Und sich gegen Frau Martin wendend, sprach er: „Möchten Sie uns nicht auf einige Augenblicke allein lassen?"

„Gewiß, Hochwürden! — Kommt, Kinder, es ist ohnehin Zeit, daß ihr zu Bett geht." Eddy und Anna folgten der Mutter in ein anderes Zimmer. „Ich fürchte," flüsterte Eddy seiner Schwester im Gehen zu, „er hat etwas erfahren."

„Still, er hört dich!" warnte diese. „Ich möchte nicht an deiner Stelle sein."

„Einerlei! Es geht ihn nichts an. Wer hat ihn geheißen, den Vater gegen uns aufzuhetzen?"

Als sie allein waren, sprach der Priester zu Martin: „Wissen Sie, Herr Martin, daß Ihr Sohn gewohnheitsmäßig das Theater besucht?"

„Das Theater, Hochwürden? Meines Wissens ist mein Sohn noch niemals im Theater gewesen!"

„Aber ohne Ihr Wissen ist er schon sehr oft dort gewesen."

„Unmöglich, Hochwürden, unmöglich! Woher sollte er das Geld nehmen? Man besucht das Theater doch nicht unentgeltlich!"

„Das auszufinden ist Ihre Sache, Herr Martin!" antwortete ruhig der Priester. „Sollten Sie in Erfahrung bringen, daß Ihr Sohn Ihr Vertrauen mißbraucht und manchmal ohne Ihr Wissen einen Griff in Ihre Kasse getan hat, so mögen Sie daraus entnehmen, daß er wenig Religion im Herzen hat, wenn er sie auch

noch so kräftig mit der Faust verteidigt. Hätten Sie ihn von Kindheit an in die katholische Schule geschickt, so hätte er vielleicht täglich eine halbe Stunde mit Gebet und Katechismus-Aufsagen zugebracht; dafür aber wäre er ein braver, gewissenhafter Knabe, ein gehorsamer Sohn und ein überzeugungstreuer Katholik geworden. Ich leugne nicht, daß wir in der Pfarrschule auch wilde, ja ausgelassene Knaben haben; aber ihre Ausgelassenheit ist nicht derart, daß sie dadurch auf verbotene Wege geraten und sich Ausschweifungen zu schulden kommen lassen, wie die religionslos erzogenen Knaben. Unter unsern Kindern sind wenige halsstarrig oder hartnäckig ungehorsam, während im Gegenteil solche Kinder katholischer Eltern, welche die Freischule besuchen, mit wenigen Ausnahmen ohne Gottesfurcht und ohne Achtung vor dem Vorgesetzten heranwachsen, ihre Eltern verachten und von Tag zu Tag gleichgiltiger gegen Pflicht, Religion und Tugend werden. — Gute Nacht, Herr Martin! Es sind bittere Wahrheiten, die ich Ihnen zu sagen gezwungen war. Es tut mir leid, wenn ich Ihnen wehegetan, aber ein krebsartiges Uebel kann nicht mit oberflächlichen Mitteln geheilt werden. — Gott gebe, daß meine Worte Früchte tragen! Auf Wiedersehen!"

Martin war so verblüfft, daß er keine Worte fand, und ehe er sich gesammelt hatte, war der Priester verschwunden.

„Nun, Franz, was hatte P. Thomas dir zu sagen?" fragte die nach seinem Weggange eiligst eintretende Frau Martin.

„Du hast gut fragen!" antwortete ihr Mann ärgerlich. „Ich glaube, du weißt es ebenso gut, als ich, Margaret. Wie kommt es, daß unser Junge, wie es scheint, jeden Abend ins Theater gehen kann, ohne daß wir es erfahren? Oder ist es möglich, daß es mit deiner Zustimmung geschieht?"

„Nun, die Wahrheit zu gestehen, war er einmal im Theater, und zwar ohne mein Wissen; aber ich erfuhr es, noch ehe er heimkam. Es war an dem Abend — du erinnerst dich — als ich so lange aufblieb, um auf ihn zu warten."

„Ja, und der Spitzbube sagte, er sei bei Wilsons gewesen. Ich sehe nun klar in der Sache: er hat sich's zur Gewohnheit gemacht, abends fortzuschleichen. Er bestiehlt mich, der Nichtsnutz! — Komm herab, Eduard! — Geh, Mutter, bring den Stock! Es ist höchste Zeit, ihn zu gebrauchen."

„Ums Himmelswillen, Franz, schlag ihn nicht! Vergib ihm noch einmal! Ich stehe gut dafür, daß er niemals mehr ins Theater geht."

„Geh mir aus dem Weg, Weib! Ich will ihm eine Lektion geben, an die er sein Leben lang denkt. Hol mir den Stock, sag' ich, den Stock! — Herab, Junge, oder ich komm hinauf!"

Frau Martin stellte sich, als ob sie mit allem Eifer nach dem Stock suche, aber dieser kam nicht zum Vorschein. Eddy erschien, blaß und zitternd folgte Anna.

„Junge," sprach Martin, seinen Sohn streng anblikkend, „du machst schöne Streiche, während wir keine Ahnung davon haben. — Still, kein Wort will ich hören! Die Lügen sitzen dir auf der Zunge, du magst sie nur wieder hinabschlucken; bei mir verfangen sie nicht mehr. — Frau, was treibst du? Her mit dem Stock! Ich will den Spitzbuben lehren, mich zu bestehlen. Karten gezeichnet hast du bei Wilsons?"

„Wer nimmt sich hier mit meinem Namen Freiheiten?" ertönte es in diesem Augenblick von der Tür her, und Wilson selbst erschien unter derselben. Eddys Hoffnungen stiegen; Anna trocknete hastig ihre Tränen und Frau Martin stellte das vorgebliche Suchen nach dem Stock ein, indem sie einen Stuhl für den Besuch brachte. Martin allein hielt Stand.

„Was in aller Welt geht denn hier vor?“ fragte Wilson, verwundert um sich blickend. „Ist ein Unglück geschehen?“

„Ja wohl, Herr Wilson, man darf es mit Recht ein Unglück nennen,“ Martin erzählte die Ursache seiner Aufregung.

„Ei, ei,“ sprach Wilson, als er geendet hatte; „wenn das alles ist, so ist es nicht der Mühe wert, so viel Aufhebens davon zu machen. Setzen Sie sich, Herr Martin! Wir wollen die Sache gründlich besprechen. Ich staune, daß Sie wegen einer solchen Kleinigkeit so aufgeregt sind. Wir waren ja auch einmal jung! Da ist mein James, der geht jeden Abend ins Theater, und ich bin doch auch besorgt, ihn gut zu erziehen. Die Jungens, Freund, müssen dann und wann ein Vergnügen haben; versagt man es ihnen, so verschaffen sie es sich auf eigene Faust. Uebrigens ist das Theater gar kein so schlimmer Ort; wie Sie zu denken scheinen, Herr Martin! Man kann dort manches lernen.“

„Aber das Geld, Herr Wilson, das Geld dazu hat er gestohlen!“

„Das war freilich schlimm, Herr Martin; aber Schläge machen es nicht ungeschehen. Ihrem Sohne nützen sie überdies nichts. — Komm her, Eddy!“ wandte er sich an diesen. „Nicht wahr, wenn dein Vater dir diesmal vergibt, versprichst du, niemals mehr etwas ähnliches zu tun?“

„Auf sein Versprechen halte ich nichts,“ warf der Vater ein; „bei der nächsten Gelegenheit tut er es wieder.“

„Nun, Herr Martin,“ fuhr Wilson fort, „ich bitte es mir als besondere Gunst aus, daß Sie Eddy nicht schlagen. Ich hasse die körperliche Züchtigung; sie ist ein Ueberbleibsel aus dem barbarischen, finstern Mittelalter. Sie schlagen mir meine Bitte nicht ab?“

Martin erinnerte sich der einflußreichen gesellschaft-

lichen Stellung Wilsons, und daß er ihm für mehrere Gefälligkeiten verpflichtet sei. „Nun, Herr Wilson," sprach er, „es wäre unhöflich von mir, die erste Bitte, die Sie an mich stellen, abzuschlagen. — Geh hinauf zu deinen Büchern, Eddy! Diesmal sei dir vergeben. Aber merke dir: wenn du auch nur noch einen Cent von mir stiehlst, oder ohne mein Wissen ins Theater gehst, erhältst du deinen Denkzettel mit Zinsen."

„Da bin ich als rechter Nothelfer erschienen," sprach Wilson zu Martin, nachdem Eddy und Anna hinweggegangen waren. „Es hätte mir um den prächtigen Jungen leid getan, wenn Sie ihm auch nur einen Streich versetzt hätten. Aber wie kamen Sie denn hinter seine Schliche?"

„P. Thomas — das ist nämlich unser Priester — war vorhin hier und zankte mich aus, weil ich meine Kinder nicht in seine Pfarrschule sende. Als ich ihm widersprach, brachte er Eddys Vergehen als Beweis für den verderblichen Einfluß religionsloser Schulen."

Herr Wilson blickte mit einem Male sehr ernst. „Diese eure Priester sind doch sonderbar," sagte er dann nach kurzem Besinnen. „Sie mögen ebenso gut sein, wie die meisten andern Leute; aber sie haben so eine Art sich in Dinge einzumischen, die sie nichts angehen. Sie, Herr Martin, sind doch selbst fähig, Ihre Familienangelegenheiten zu besorgen; was geht es denn diesen Priester an, wie Sie dieselben ordnen?"

„Wir Katholiken sind gewohnt, unsern Priestern zu gehorchen, Herr Wilson. Sie sind besser unterrichtet als wir, und überdies betrachten wir sie als Stellvertreter Gottes."

Wilson wurde hier von einem heftigen Husten befallen, so daß er nicht alsogleich antworten konnte. Endlich sprach er: „Betrachtet sie, wie ihr wollt; sie sind doch nur Menschen, und in ihren Ansichten nicht unfehlbar. Dieser Priester mag seine Stelle auf der

Kanzel höchst annehmbar ausfüllen. Wenn es aber zur Frage kommt, welche Schule Ihre Kinder besuchen sollen, meine ich, Sie selbst, Herr Martin, hätten darüber zu bestimmen, und nicht der Priester. Um freimütig meine Meinung zu sagen: ich glaube, die Priester sind gegen die Freischulen aus Furcht, die Leute möchten klüger werden als sie. — Aber es ist spät, ich muß nach Hause. — Sie werden also Ihre Kinder von nun an in die Pfarrschule schicken, Herr Martin?" fügte er nach einer kurzen Pause hinzu. Dabei umspielte seinen Mund ein spöttisches Lächeln, das zu bemerken Martin nicht umhin konnte.

„Er beeilte sich also zu sagen: „Doch nicht, Herr Wilson! Wenigstens nicht beide. Um Ruhe zu bekommen, werde ich wohl meine Tochter Anna hinsenden müssen. Eddy aber ist zu weit vorangeschritten; er könnte in der Pfarrschule doch nichts mehr lernen. Er mag also vollenden, wo er angefangen hat."

Mit diesen Worten schickte sich Martin an, um alle Einwendungen seiner Gattin abzuschneiden, Herrn Wilson zu begleiten. „Es schicke sich nicht anders zu so später Stunde," meinte er auf dessen Ablehnung.

Eddy und Anna hatten mit großer Aufmerksamkeit dem Gespräche zugehört. „Da siehst du," sprach Eddy zu seiner Schwester, „daß Herr Wilson der beste Freund ist, den ich habe. Wäre es nach des Priesters Willen gegangen, so hätte ich jetzt eine tüchtige Tracht Schläge; aber diesmal wurde ihm ein Strich durch die Rechnung gemacht."

„Schäme dich, Eddy, so vom Priester zu reden," eiferte seine Schwester, „er hat es gut gemeint."

„Eine gute Tracht Schläge für mich hat er gemeint! Ich werde es ihm nicht vergessen. Ich bin nur froh, daß der Vater Wilsons Rat befolgen und mich in meiner jetzigen Schule lassen wird. Ich bin zu alt, mit den A-B-C-Schützen Gebete herabzuleiern."

Anna gab ihm nochmals einen gelinden Verweis, Eddy aber lachte sie nur aus.

Viertes Kapitel.

In schlechter Gesellschaft.

Die Zeit verging schnell. Eddy war sechszehn Jahre alt und hatte die Schule verlassen. Trotzdem er einer der ersten in seiner Klasse gewesen war und die besten Zeugnisse aufzuweisen hatte, wußte er das Gelernte nicht anzuwenden. Zu Geschäften bewies er sich untauglich, auch hatte er keine Lust dazu. „Das hat noch Zeit," pflegte er zu sagen; „ich will erst ausruhen nach den langen Jahren des Schulbänkerutschens. Später werde ich schon eine mir zusagende Stelle finden."

Franz Martin und Frau Margaret hatten die besten Jahre bereits hinter sich. Sie erschienen merklich gealtert, wenn sie sich Sonntags in ihrem besten Staate zur Kirche begaben. Eddy und Anna mußten auch mit in den Kirchenstuhl. Ersterer blickte gewöhnlich unehrerbietig und zerstreut umher, nicht selten fehlte er ganz. In solchen Fällen bemerkte man an Martin eine auffallende Unruhe.

Seine Wirtschaft hatte ihren guten Ruf bewahrt. Nur ordnungsliebende Leute verkehrten darin, da keine andern geduldet wurden. Dieses Zeugnis konnten ihm die verbissensten Temperenzler nicht versagen. Stammgäste waren eine Anzahl Landsleute, die nach der schweren Tagesarbeit dort zu einem Plauderstündchen bei einem stärkenden Trunke zusammenkamen. Martin selbst war in der letzten Zeit sehr schweigsam geworden.

An einem kalten Oktoberabend, als die Stammgäste behaglich um den warmen Ofen saßen und längst verhandelte Themata aufs neue breitschlugen, kam die Rede auch auf Jugendstreiche. „Geht mir mit der heu-

tigen Jugend!“ sprach einer, „Spitzbuben sind's. Statt einer ordentlichen Unterhaltung laufen sie jedem verbotenen Vergnügen nach, und wenn sie dazu kein Geld haben, ärgern sie die Nachbarn durch Lumpenstreiche!“

„Recht hast du, Alter! Spitzbuben sind's,“ bestätigte ein anderer.

Und leise fügte ein dritter hinzu: „Dem Martin seiner ist der allerärgste. Es tut mir leid um den Franz, er hätte besseres Glück mit seinem Sohne verdient. Was nützt ihm nun die noble Erziehung, wenn er dem Vater das Herz bricht. Seht nur, wie grau Martin seit dem letzten Winter geworden ist!“

Und sie blickten verstohlen nach dem Schenktisch, wo der Wirt, ihnen den Rücken zukehrend, mit den Flaschen beschäftigt war. Ein Lärm an der Tür lenkte ihre Augen dahin. Wie staunten sie, als sie den jungen Eddy Martin mit zwei Kameraden, den schlimmsten Taugenichtsen der Stadt, eintreten sahen. Das Verbot, die Wirtschaft zu betreten, hatte Eddy bis dahin unverbrüchlich beobachtet. Nun trat er mit seinen Begleitern, die wie er unter dem Einflusse eines Uebermaßes starker Getränke standen, halb zögernd, halb herausfordernd an den Schenktisch. Zum ersten Mal in seinem Leben sah Martin seinen Sohn in einem solchen Zustande. Verletzter Stolz und ohnmächtige Wut verwirrten den bedauernswerten Vater; es schien, als wollte er sich vor den Anwesenden nicht beschämen lassen; er griff nach einem Glase, setzte es aber wieder hinweg. Mit einem Male stand er an seines Sohnes Seite, packte ihn beim Rockkragen, wies den beiden Kameraden mit strenger Gebärde die Tür und führte seinen betrunkenen Sohn in die oberen Räume. Dieser lies es ohne Widerstand geschehen; er war froh, sich schlafen legen zu können, denn die Zimmerwärme hatte die Wirkung der genossenen Getränke zur vollen Kraft gelangen lassen.

Als Martin in die Wirtsstube zurückkehrte, waren einige zarter fühlende Gäste verschwunden. Er selbst wollte sich zwingen, unbefangen zu erscheinen, aber es gelang ihm nicht; schwere Tränen rollten ihm über die Wangen. Bis heute hatte er seinen Kummer verheimlicht; nun war seines Sohnes Schande offenbar geworden. Das zerriß ihm die Seele. „Landsleute," wandte er sich an seine Gäste, „ich kann euch heute nichts mehr verabfolgen. Seid so gut und geht nach Hause."

Sie taten gern nach seinem Willen, obgleich ihnen dadurch der Abend verdorben wurde.

Fünftes Kapitel.

Ein schreckliches Ende.

Es war Winter geworden, aber noch lag kein Schnee auf der hartgefrorenen Erde. Es war Nacht. Die Straßen waren öde, ein kalter Wind fegte dieselben. Tiefe Finsternis herrschte, denn dichte Wolken verhüllten den Mond. In den Häusern erloschen nach und nach die Lichter; nur in Martins Hause brannte ein Licht an einem Fenster des zweiten Stockwerkes. Von Zeit zu Zeit huschte eine Frauengestalt hinter dem Vorhang hinweg, um gleich wieder zurückzukehren und zu lauschen, ob sich keine Schritte hören ließen. Schon manche Nacht hatte Frau Margaret also lauschend zugebracht. Ihr Gatte war krank; der Arzt sagte, er habe ein Herzleiden. Freilich, der Gram über seines Sohnes Betragen hatte ihm fast das Herz gebrochen.

Eddy ging auf abschüssiger Bahn. Er war bereits ein vollendeter Trunkenbold und verschwendete viel Geld, das er als professioneller Spieler erwarb, in der verworfensten Gesellschaft. Als P. Thomas ihn einst zur Rede stellte, lachte er dem guten Priester verächtlich ins Gesicht.

Frau Margaret war jene Nacht in Todesängsten.

Ihr Mann war schlimmer geworden, sie selbst wurde von einer geheimen Unruhe gequält. Kaum nickte sie auf ihrem Stuhle ein wenig ein, als sie schon wieder erwachte in der Meinung, den ersehnten Schritt gehört zu haben. Wo war ihr Sohn in der bitterkalten Nacht? Lag er irgendwo betrunken auf der Straße und fror zu Tode? — Arme Mutter, ihr drückte ein solches Betragen das Herz ab, hatte sie doch so große Hoffnungen auf ihren Sohn gesetzt!

Martins Schlaf war heute unruhig; er stöhnte unabläßig. Das Feuer war niedergebrannt. Sie zögerte, es zu nähren, damit er nicht aufwache. Sie nahm ihren vielgebrauchten Rosenkranz zur Hand, konnte aber nur seufzen: „Mutter der Schmerzen, bitte für uns!“

Bereits zeigte sich im Osten ein schwacher Dämmerschein, da wurden endlich Schritte hörbar, viele Schritte. Mit einem bangen Vorgefühl ergriff sie die Lampe, um die Treppe zu beleuchten. Plötzlich wurde es still. Dann hörte sie flüstern: „Holt P. Thomas!“ Man trug eine Last herauf, die Mutter stand wartend oben. Da erblickte sie den leblosen Körper ihres Sohnes! „Tot, mein Sohn tot!“ rief sie, ins Zimmer an das Bett ihres Gatten wankend. Eine wohltätige Ohnmacht umfing ihre Sinne.

Der Ruf hatte den Kranken geweckt. Sein Sohn war tot! Die Männer wollten ihm näheres mitteilen. „Er wurde in einem Streit erstochen,“ begann einer. Martin hieß sie schweigen. Mit dem letzten Rest seiner Kräfte erhob er sich und kleidete sich notdürftig an. Die Männer standen scheu zur Seite. „Er ist tot!“ rief er. „Folgt mir, Männer! Folgt mir!“

Hatte der Kummer seinen Verstand verwirrt? — Er griff nach dem Schlüssel der Wirtsstube und schritt hastig die Treppe hinab. Die Männer folgten ihm. Sie sahen ihn Flasche um Flasche ergreifen und mit kräftigem Wurf an der Wand zerschellen. Sie sahen ihn

Faß um Faß zur Tür hinausrollen und mit wuchtigen Axthieben zertrümmern. Niemand getraute sich, ihm zu wehren. Ein Grauen war über sie gekommen. Erst als sie P. Thomas kommen sahen, fühlten sie sich erleichtert. Diesem gelang es, Martin zu beruhigen und in seine Wohnung hinaufzuführen.

Eine Woche später lag der schwer geprüfte Mann im Sterben. P. Thomas saß an seiner Seite und betete leise die Sterbegebete. Er hatte ihm soeben die heiligen Sakramente gespendet. Da richtete Martin die brechenden Augen auf ihn und sprach mühsam: „Das ist also die Frucht der religionslosen Schule! — Mein Sohn ein Trunkenbold, — ein Spieler — ein Wüstling — im Rausche — in der Todsünde ermordet! — Gott sei ihm und mir gnädig!“

Das waren seine letzten Worte. Franz Martin hatte ausgelitten.

X.

Eine Gebetserhörung.

Erstes Kapitel.

In der Klosterschule.

Die fröhliche Schar der jugendlichen Zöglinge einer Klosterschule tummelte sich in den schattigen Laubgängen und auf dem grünen Rasen des Gartens in harmlosen Spielen, während die Schwestern, Nonnen aus dem Orden des heiligen Benedikt, durch ihre bloße Gegenwart den oft übersprudelnden Jugendmut der lebenslustigen Mädchen in den richtigen Schranken hielten. Einige der älteren Zöglinge gingen im Schatten der mächtigen Baumkronen, die eben von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet wurden, plaudernd und lachend auf und ab, dämpften aber jedesmal ihre fröhlichen Stimmen, wenn sie sich einer Nonne näherten, welche, in einem Lehnsessel ruhend, die milde, weiche Frühlingsluft einatmete. Die Blässe ihres Angesichtes verriet, daß Schwester Aloysia wohl bald dem Ende ihres Lebens nahe sei. In Gedanken versunken saß sie da, das Bild eines Friedensengels, und dennoch hatte der Kummer Spuren auf ihrem ruhigen Antlitze zurückgelassen.

Eines der Mädchen beobachtete die Kranke längere Zeit mit dem Ausdruck innigen Mitgefühls, verließ dann die Gespielinnen und trat auf die Nonne zu. Vor

ihr ins Gras kniend, blickte die Jungfrau die Schwester liebevoll an und sprach: „Wie geht es Ihnen heute, Schwester? Fühlen Sie sich besser?“

Eine sanfte Röte überflog das Gesicht der Nonne, als sie antwortete: „Ich danke dir, Camilla! Ich bin nicht gesund und werde nicht besser werden, bis Gott mich zu sich nimmt. — Sieh, scheint es nicht, als ob dort die Tore des Himmels sich öffneten?“

Sie wies nach Westen, wo sich eben die Sonne wie in ein Meer von Purpur, Flammen und Gold hinabsenkte.

„Eine herrliche Himmelspforte, und doch kann man nicht durch sie eintreten,“ antwortete Camilla, sich fester an die Nonne schmiegend.

„Doch, wenn der liebe Gott es zuläßt. Mir ahnt, daß ich bald bei ihm sein werde.“

Beide schwiegen. Camilla blickte traurig auf die Kranke. Von Kindheit an im Kloster erzogen, hatte sie sich seit Jahren an die von allen geliebte sanfte Schwester gewöhnt und hätte ihr gern eine Freude gemacht. Doch was konnte sie einer von allem Irdischen so abgelösten und dem Ewigen zugewandten Seele gegenüber sagen oder tun?

„Camilla, du mußt noch einmal zu mir kommen, ehe ich von hinnen scheide! Für heute wünsche ich dir gute Nacht, mein Kind!“ sprach endlich die Schwester nach langem Schweigen. Zwei Nonnen kamen herbei, um sie ins Haus zurückzuführen. Camilla hatte inzwischen einen Strauß von weißen Rosen gepflückt und überreichte ihn nun der Kranken mit den Worten: „Sie sind aus meinem eigenen Gärtchen. Ich bitte, nehmen Sie dieselben.“

„Gerne, mein Kind! Ich werde sie der seligsten Jungfrau opfern. — Und, Camilla, vergiß meiner nicht in deinem Abendgebete!“

Zweites Kapitel.

Schwester Aloysia.

„Geh, mein Kind!“ sprach die Oberin am nächsten Tage zu Camilla, „geh zu Schwester Aloysia. Sie hat dir etwas zu sagen.“

„Ist sie am Sterben?“ fragte das Mädchen bestürzt.

„Sie wird in die ewige Heimat eingehen, aber heute noch nicht. Fürchte dich nicht, sondern geh und höre aufmerksam, was sie dir mitzuteilen hat.“

Klopfenden Herzens stieg Camilla die Treppe hinan, welche zu den Zellen der Nonnen führte. Sie kam durch einen langen Gang, an dessen Ende sich das Krankenzimmer befand. Schwester Aloysia war allein; da sie heute kein Fieber hatte, war die Wärterin in die Kapelle gegangen. Mit leisen Schritten näherte sich Camilla dem Bette, dessen Vorhänge halb zurückgezogen waren, so daß die Kranke das Zimmer überblicken konnte. Von Kissen unterstützt, lag sie halbsitzend da und hielt das Kruzifix ihres Rosenkranzes in den gefalteten Händen.

„Setze dich hieher, Camilla!“ sprach sie, „auf einen vor dem Bette stehenden Stuhl deutend; „ich habe dir etwas zu sagen.“

Sie hielt eine zeitlang inne; und fuhr dann fort: „Hast du nie jemanden aus deiner Familie von mir reden hören?“

„Niemanden!“ antwortete das Mädchen mit sichtlichem Erstaunen.

„Ich kannte deine Familie — deinen Vater,“ sprach die Schwester mit sichtlicher Anstrengung; „aber es ist schon lange her, schon sehr lange, ehe du geboren warst. Ich bin mit deiner Großmutter, Madam Reville, verwandt.“

„Ich habe meine Großmutter Reville nicht gekannt, aber ich sah ihr Porträt,“ sagte Camilla.

„Es hängt im Roten Zimmer, nicht wahr?“ fragte Schwester Aloysia. „Gut! Madame Reville nahm mich als Gesellschafterin in ihre Familie auf, denn ich war arm und hatte keine Heimat. Dein Vater wohnte nicht bei uns, besuchte uns aber oft.“

Schwer atmend hielt sie eine Weile inne und fuhr dann fort: „Er wollte mich heiraten. Madame Reville war dagegen. Er aber drang umsomehr darauf. Ich fürchtete ihn, und da ich sah, daß er seiner Mutter nicht gehorsam würde, fürchtete ich auch für mich selbst. Ich gab meine Stelle auf und flüchtete mich ins Kloster. Da weihte ich mich dem lieben Gott; er verwarf mein armes, gequältes Herz nicht, sondern schenkte mir seinen Frieden. Er setzte diesen Schleier als Schranke zwischen mich und die Welt. In dem Lichte, welches vom Kreuze des Erlösers ausstrahlt, sah ich deutlich wie jede Weltfreude trügerisch, wie jedes irdische Glück eitel und vergänglich ist. Nach Verlauf von zwei Jahren vollendete ich mein Opfer durch Ablegung der Gelübde. Seitdem hörte ich von Zeit zu Zeit durch Freunde, die mich besuchten, das einzige, was mich noch auf dieser Welt zu betrüben vermag. Dein Vater, Camilla, Herr Reville, zürnte meiner Flucht, und ergab sich aus Verdruß über den Verlust eines armen Geschöpfes wie ich, der Ausschweifung. Ohne Zweifel hat er mich vergessen; ich hoffe und wünsche es; aber er vergaß auch seinen Gott. Dein Vater ist kein Christ, er ist ein Feind des Christentums. O wie habe ich gebetet, geweint, gebüßt seit dem Tage, da ich erfuhr, daß sich unsere Lebenswege nicht auf dem Pfade zum Himmel einigen. Leider waren meine Gebete, meine Tränen, meine Bußübungen vergebens. Das ist es, was mich in der Tiefe meines Herzens betrübt und mir das Sterben schwer macht.“

Sie konnte das Gespräch nicht fortsetzen; die Stimme

versagte ihr und heiße Tränen flossen aus ihren Augen. Auch Camilla, die sich neben das Bett gekniet hatte, meinte, denn sie begann einzusehen, was dieses still duldende, sich selbst verleugnende Herz gelitten haben mußte.

„Mein Kind," sprach endlich die Schwester, „ich werde bald sterben, und dann wird niemand mehr da sein, für deinen Vater zu beten. Denn deine Mutter, deren heiligste Pflicht dies wäre, ist gestorben. Nicht wahr, du liebst deinen Vater?"

„Gewiß, aus ganzem Herzen."

„Nun denn, so versprich mir, daß du unaufhörlich für seine Bekehrung beten, daß du jede deiner Handlungen, jeden Schmerz deines Lebens in dieser Meinung aufopfern wirst. Versprich mir, daß dein flehentliches Gebet jenes der armen Schwester Aloysia ersetzen werde, um Gottes Barmherzigkeit für deinen Vater anzurufen."

Sie hatte Camillas Hände in die ihrigen genommen und rief mit den schwindenden Kräften ihres erlöschenden Lebens: „Versprich es mir." Camilla überlegte einen Augenblick, während tiefer Ernst ihr Gesicht überzog. Dann erhob sie die rechte Hand gegen das Kruzifix der Schwester und sprach mit ausdrucksvoller, feierlicher Stimme: „Ich verspreche Ihnen feierlich, liebe Schwester Aloysia, das Werk fortzusetzen, welches Sie begonnen haben. Ich werde mein ganzes Leben hindurch für die Bekehrung meines Vaters beten und arbeiten." Ein Strahl himmlischen Lichtes schien sich über Schwester Aloysias Züge zu ergießen. Befriedigt sank sie in die Kissen zurück und hauchte beglückt: „Nun kann ich in Frieden sterben!"

Zwei Tage später entschlief sie friedlich im Herrn, ganz so wie es die Reinheit ihres Herzens hatte erwarten lassen. Im letzten Augenblicke noch seufzte sie: „Barmherzigkeit!" Galt dieser Ruf ihr selbst? —

Drittes Kapitel.

Ein Opferleben.

Viele Jahre sind seitdem verflossen. Auf Aloysias Grab hatte schon oft der Schnee des Winters mit dem Schmucke des Frühlings gewechselt. Camilla, jetzt eine stattliche junge Dame, führte ihres Vaters Haushaltung. Sie hatte die Welt mit ihm durchreist und deren Merkwürdigkeiten, Vergnügungen und Eitelkeiten gesehen, aber niemals auf das der Schwester Aloysia gegebene Versprechen vergessen. Vom Ernste ihrer Aufgabe erfüllt, erkannte sie das hohe und schwierige Ziel, das sie ihrem Leben gesetzt, und von dem Augenblicke an, da sie Aloysias Lebensaufgabe zu der ihrigen gemacht, waren alle ihre Gedanken, alle ihre Handlungen der Rettung jener einen Seele gewidmet. Anfangs brachte sie, vom begeisterten, aber unüberlegten Eifer der Jugend erfüllt, gegen ihren Vater jene Beweisgründe, für die Religion vor, die ihr eigenes Herz so natürlich und unwiderlegbar fand. Dieser pflegte darüber zu lachen. Dann weinte sie und drang um so eifriger in ihn, so daß er zornig wurde und ihr dergleichen Gespräche verbot. So beschloß sie denn endlich, den Erfolg dem Herrn anheimzustellen. Unmöglich aber ist es, zu beschreiben, mit welchem Seelenschmerze und aufrichtigen Verlangen sie zu Gott um Rettung dieser teuren Seele flehte, welche Gelübde sie der seligsten Jungfrau machte, welch heißer Dank zu Gott emporstieg dafür, daß er uns diese mächtige Mittlerin gegeben hat, wie sie betete und sich kasteiete um das zu erlangen, woran ihr Vater nicht einmal dachte!

Mit den Jahren wurde Camillas Gebet nur um so eifriger und glühender; sie vereinte mit der Abtötung zahlreiche Liebeswerke, häufige, reichliche Almosen. Oft wurde in Gesellschaften gefragt, warum Camilla,

reich, jung und vielbewundert wie sie war, so viele Zeit in der Kirche zubringe, warum sie mit den Barmherzigen Schwestern die Kranken und Armen besuche, warum sie so einfach gekleidet, warum ihr Zimmer so schmucklos sei, warum sie unabläßig arbeite, und warum sie, mit einem so angenehmen Aeußern und so gewinnenden Umgangssitten begabt, ein so strenges, zurückgezogenes Leben führe? — Niemand konnte diese Frage beantworten. Der Schutzengel aber zeichnete diese edlen Handlungen der Gottes- und Nächstenliebe zum Nutzen dessen auf, für dessen Heil sie geschahen. Und dennoch erzielte sie keinen sichtbaren Erfolg. Das verhärtete Herz ihres Vaters öffnete sich weder dem Strahle des Lichtes göttlicher Gnade, noch dem milden Einflusse der zarten Frömmigkeit seiner Tochter. Die Vergnügungssucht hatte aus seinem Herzen mit der einstigen reinen Liebe auch den Glauben verscheucht; unter der Asche der Genußsucht war die himmlische Flamme erstickt, und wie viele seiner Zeitgenossen unterließ er es zu glauben, um nicht nach den Lehren und Vorschriften des Glaubens leben zu müssen. Schlechte Gesellschaft und gottlose Bücher hatten das von der Ausschweifung begonnene Werk vollendet, so daß ihn später weder Gattin noch Kinder auf den rechten Weg zurückbrachten. Die Ehrenstellen, zu denen ihn seine vornehme Abkunft, sein Reichtum und seine hervorragenden Talente beriefen, nötigten ihn ebenfalls, wenn er nicht als Sonderling erscheinen wollte, es seinen Standesgenossen gleich zu tun und wie sie, alles Religiöse zu hassen. — Seiner Jugend gedachte er selten. Kaum erinnerte er sich noch des Namens derjenigen, die *ihn* niemals vergessen, die im Tode noch fürbittend seiner gedacht hatte.

Eines Tages brachte Camilla das Gespräch auf Schwester Aloysia und fragte ihren Vater: „War sie nicht verwandt mit uns?“

„Ja, ja! Eine romantische Geschichte das!“ entgegnete er. „Sie begrub sich in einem Kloster und kürzte sich mit Bußwerken das Leben ab.“

Nachdenklich das Zimmer durchschreitend, blieb er endlich vor dem Bilde seiner Mutter, einer stolzen, steifen Figur, stehen und sprach: „Meine Mutter konnte diese arme Aloysia nicht leiden. Welch eine herrliche Stimme sie hatte! Sie wäre eine vortreffliche Opernsängerin geworden.“

Das war alles! Seine ganze Erinnerung an Aloysia bestand darin, daß er ihrer als eines jungen Mädchens gedachte, das schön singen konnte und in einem Theater vielleicht Aufsehen erregt hätte.

Herr Reville liebte seine Tochter, wie eben ein Charakter gleich dem seinigen lieben konnte. Trotzdem war sie ihm im Wege, und er drang in sie, sich zu verheiraten, um der Sorge und Verantwortlichkeit für sie loszuwerden. Da sie zum Klosterleben keinen Beruf fühlte, weigerte sie sich nicht, stellte aber die Bedingung, daß ihr Gatte ein praktischer Katholik sein müsse.

Ihr Vater zuckte die Achseln und rief: „Immer noch die alten, abgeschmackten Ideen einer längst vergangenen Zeit!“

Endlich erschien der katholische Gatte und im Alter von 22 Jahren wurde Camilla Madame de Leval.

Viertes Kapitel.

Die Erhörung.

Längst schon hat Camilla die zwanziger Jahre zurückgelegt und in ihrem dunklen Haare zeigen sich bereits Silberfäden. War ihr Lebensglück auch kein ungetrübtes, weil in diesem irdischen Dasein jedes Licht Schatten wirft und das Leiden sich wie ein roter Faden durch die Reihenfolge der Tage zieht, so lag doch die Ruhe der Ergebung auf ihrem Antlitze. Mit

ihrem Gatten hatte sie glücklich gelebt, sich an ihren Kindern erfreut und sie mit all der Liebe und Sorgfalt erzogen, welche einem christlichen Mutterherzen entströmt. Ihre älteste Tochter Amalia war seit ungefähr einem Jahre verheiratet; die zweite, Klothilde war zu ihrer Ausbildung in demselben Kloster, wo ihre Mutter erzogen worden war. Ihr Sohn Andreas war in einem polytechnischen Institut, und der jüngste, Maurice, hatte eben die lateinischen Studien zu Hause begonnen.

Durch alle Wechselfälle des Lebens, durch heitere und trübe Tage hatte Camilla den einen Gedanken festgehalten, der das Ziel ihres Lebens bildete — die Bekehrung ihres Vaters. Sie hatte ihren Gatten bewogen, sein Gebet um diese Gnade mit dem ihrigen zu vereinigen; und jetzt, im Herbste ihres Lebens, da der Vater ein nahezu 70jähriger Greis geworden war und sich aus dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben zurückgezogen hatte, betete sie noch, betete beharrlich — aber noch war ihr Flehen nicht erhört worden. Ihr Vater wohnte bei ihr und wurde von ihr gleichsam auf den Händen getragen. Ihre Sorge für ihn glich mehr der einer Mutter als der einer Tochter. Es war ihr äußerst schmerzlich, daß er kein religiöses Gespräch hören wollte, daß er alles Heilige verspottete, so daß sie oft genötigt war, seinen Worten einen andern Sinn zu unterschieben, damit ihre Kinder keinen Argwohn schöpften.

Eines Tages befand sich Camilla mit ihrem Vater im Wohnzimmer, wo dieser vor dem Kaminfeuer eingeschlummert ist. Die Zeitung liegt zu seinen Füßen. Sie ist mit einer Näharbeit beschäftigt, unterbricht diese aber wiederholt, um zwei Briefe zu lesen, die sie am Morgen von ihren abwesenden Kindern erhalten hat. Klothilde schrieb nach vielen umständlichen Beschreibungen ihrer Aufgaben, Arbeiten usw.: „Ich vergesse

niemals zu beten, liebe Mutter! Du weißt ja, um was. Die Zeit scheint mir nahe, wo uns der liebe Gott erhören wird. Wie wird dann der Großpapa staunen, daß er solange ohne Gott leben konnte!" — Der zweite Brief war von Andreas und jedem unverständlich, der nicht mit der Ausdrucksweise eines Studenten bekannt ist. Zuletzt aber kam eine Stelle, die Camilla wieder und wieder las: „Teure Mutter, ich liebe dich und bete immer mit dir und wie du."

Eine ausgebrannte Kohle, welche geräuschvoll aus dem Kamin in den Aschenplatz fiel, weckte Herrn Reville. Sich die Augen reibend, fragte er: „Wo ist Maurice?"

„Ich erlaubte ihm, auf dem Eise Schluttschuh zu laufen. — Kann ich etwas zu deiner Unterhaltung tun, Vater?" lautete Camillas Antwort.

„Nein, ich danke dir! Doch, du kannst mir aus der Zeitung vorlesen."

Camilla nahm die Zeitung und begann einen Artikel langsam vorzulesen. Der alte Herr horchte mit geschlossenen Augen, und schien eben wieder einschlafen zu wollen, als ein rascher Zug an der Hausglocke ein gellendes Echo weckte und Madame de Leval ganz außer Fassung brachte.

„Was ist dir?" fragte der jetzt vollständig ermunterte Vater.

„Ich weiß nicht. Das plötzliche Läuten hat mich erschreckt."

Sie sprang auf und eilte zur Haustüre, durch welche ihr Gatte eben eintrat. Sie wollte ihm entgegeneilen, blieb aber plötzlich wie angewurzelt stehen. Herr de Leval war leichenblaß. Er wollte sprechen, konnte aber nur stammeln. Die Worte erstarben ihm auf den Lippen.

„Was ist geschehen?" rief Camilla, ebenfalls erbleichend.

„Erschrick nicht, Camilla, unser Maurice" —

„Maurice!“ wiederholte sie. „Wo ist er? „Warum kommt er nicht heim? — Großer Gott, er ist tot! Er ist ertrunken!“

Herr de Leval hatte sich etwas gefaßt und sprach: „Er rettete ein Kind vom Tode des Ertrinkens und wurde dabei am Kopfe verwundet. Eben wird er nach Hause gebracht. Sei stark, Camilla! Er lebt. Gott wird ihn uns erhalten.“

Stieren Blickes schaute sie ihren Gatten an. „Sei stark!“ wiederholte dieser.

Die Dienerschaft, welche die Schreckensbotschaft bereits gehört hatte, öffnete die Flügel der Haustüre. Maurice wurde auf einer Tragbahre hereingebracht. Freunde und Nachbaren folgten. Der blutende, verwundete Kopf des Knaben ruhte auf einem aus Kleidungsstücken seiner Träger gebildeten Kissen. Auch der Vater des von Maurice geretteten Knaben befand sich unter den Anwesenden.

Der Verunglückte wurde sogleich zu Bette gebracht. Den schnell herbeigeholten Aerzten folgte der Pfarrer. Camilla kniete am Bette ihres Kindes. Wie im Traum sah sie, wie der Arzt die klaffende Wunde an der Schläfe desselben reinigte und verband; wie er leise flüsternd mit den andern Aerzten sich zu einer Beratung zurückzog. Sie sah, wie der Priester zu Maurice trat, ihn leise anredete, dann die Stola umlegte und ihm die heilige Oelung spendete, und wie er endlich ihm den Sterbesegen erteilte. Wie im Traume hörte sie die Stimme ihres Gatten: „Gott ruft ihn, liebe Camilla! Sieh ihn an, unsern Maurice! Er stirbt.“

Sie blickte ihn an. Maurice, durch die heilige Handlung vollständig zum Bewußtsein gekommen, wußte, daß er dem Tode nahe sei. Er schien mehr als ruhig, er schien vollkommen glücklich zu sein. Nachdem er alle Anwesenden angeblickt hatte, sprach er: „Lebe wohl, Vater! Ich habe nur getan, was du mich gelehrt hast.“

Jetzt erblickte er den Vater des durch ihn geretteten Knaben, der hinter Herrn de Laval stand, und sagte zu ihm: „Grüßen Sie Ihren Sohn von mir!“

Seine Blicke suchten die Mutter. Sie trat zu ihm und umarmte ihn.

„Liebe Mutter,“ sprach er, „bringe mich dem göttlichen Herzen Jesu als Opfer für die Bekehrung des Großvaters.“ Er hielt inne. Seine Mutter sah, wie seine Augen brachen, wie sein Atem im Tode stockte. Lange hielt sie ihn stumm in ihren Armen, ähnlich der Schmerzensmutter unter dem Kreuze. Endlich erleichterte eine Tränenflut ihr Mutterherz. Dann rief sie im Gefühle der ihr ganzes Leben durchdringenden Opferfreudigkeit: „O mein Gott! Ich bringe das Opfer Ich opfere dir meinen Sohn für die Bekehrung meines Vaters. Ihn rette, o Herr, ihn rette!“

Zwei Tage später begruben sie den guten Maurice. Das ganze Städtchen folgte der Leiche.

Noch an demselben Abend kam der Priester, welcher Maurice auf den Tod vorbereitet hatte, zu Madam Laval und sprach: „Eine herbe Prüfung ist über Sie gekommen, aber Ihr Gebet wurde erhört. Die Gnade Gottes hat das Herz Ihres Vaters erweicht. Diesen Morgen, als noch die Leiche Ihres Kindes im Hause war, kam er zu mir, um seine Beichte abzulegen. „Ich konnte nicht länger widerstehen,“ sagte er zu mir. Freuen Sie sich, Madam, inmitten Ihrer Trauer.“

Und wahrlich, sie freute sich, wenn sie auch noch weinte. „O Aloysia, und mein guter Maurice,“ schluchzte sie, ihr seid mir genommen; aber welch ein Lohn krönt dieses Opfer!“

„Danken Sie dem Herrn!“ rief der Priester; „er trennt uns hier, um uns jenseits auf ewig zu vereinigen.“

XI.

Der erblindete Student.

Erstes Kapitel.

Eine schwere Heimsuchung.

Eine ruhmvolle Zukunft schien für Ernst D'Arcey gewiß, als er nach Vollendung seiner Studien die Universität verließ. Jung, strebsam, talentvoll und ehrgeizig, hatte er seine Studienjahre nicht gleich so vielen anderen Studenten in Müßiggang, Ausschweifung oder in gesellschaftlichen Vergnügungen vergeudet, sondern fleißig, ja mit Begeisterung studiert, und fand sich am Schlusse derselben für sein zurückgezogenes Leben reichlich belohnt, als er in allen Fächern den ersten Preis errang. Er wußte wohl, daß die Schule erst die Vorhalle der Wissenschaft ist, und wollte jetzt, da er diese Vorhalle überschritten, den hohen Tempel der Wissenschaft selbst betreten.

Allein schon an der Schwelle fand er ein Hindernis — eine gefährliche Augenkrankheit befiel ihn. Er beriet sich mit den hervorragendsten Aerzten. Diese verurteilten ihn zu völliger Untätigkeit und verboten ihm, auch nur eine Zeile zu lesen oder zu schreiben. Das war eine schwere Prüfung für den strebsamen Jüngling. Seine schönen Hoffnungen schwanden, seine Träume von Ehre und Ruhm zerflossen in nichts, seine Laufbahn schien schon an ihrem Beginne geschlossen.

Da Ernst den milden Einfluß der Religion nicht kannte, überkam ihn eine tiefe, gefährliche Mutlosigkeit. Er überließ sich der Verzweiflung. So niedergeschlagen war er öfters, daß ihm der Selbstmord wie eine willkommene Erlösung erschien.

D'Arcy stammte aus einer Familie französischen Ursprungs. Sein Großvater war vor den Schrecken der französischen Revolution nach Amerika geflohen. Wie so viele französische Edelleute des 18. Jahrhunderts, war auch der alte Herr D'Arcy vom Gifte Voltaires und seiner Gesinnungsgenossen angesteckt, fiel aber nie förmlich von der Kirche ab. In Amerika heiratete er eine katholische Dame, und nach und nach nahm sein Unglaube die Form der Gleichgiltigkeit gegen alles Religiöse an. Dennoch ließ er seine Kinder katholisch erziehen.

So kam es, daß Ernsts Vater katholisch war. Allein er heiratete eine Protestantin und starb, ehe er irgend einen Einfluß auf die Erziehung seiner Kinder ausüben konnte. Deren Mutter, eine Mode-Dame, erzog Ernst und seine Schwester Mary nur für den einen Zweck, in der Gesellschaft zu glänzen. Von der Kinderstube sandte sie dieselben in die Tanzschule; die berühmtesten Lehrer wurden gewonnen, um ihnen jene oberflächlichen Anstandsformeln beizubringen, welche die moderne Erziehung kennzeichnen. Der verständige und gerade Sinn Ernsts bewahrte ihn vor dem verderblichen Einflusse einer solchen Erziehung, aber unglücklicherweise entging er einer noch größeren Gefahr nicht. In dem jedem Eindrucke zugänglichen Alter von 17 Jahren begann er die Schriften Voltaires zu lesen, die den größten Teil der Bibliothek seines Großvaters bildeten. Von dem diabolischen Geiste dieses großen Ungläubigen angezogen, hielt Ernsts ungeschultes Gemüt die Sophismen für Beweise, den Spott für Gründe, den Witz für Weisheit. Die Mode-Religion seiner

Mutter hatte ihm nie zugesagt, und so wurde er denn, allen Glauben verwerfend, ein Freigeist.

Mit 18 Jahren bezog er die Universität mit dem festen Entschlusse, sich auszuzeichnen. Wie bereits erwähnt, lohnte glänzender Erfolg seine Bemühungen. Noch nie hatte ein Student die Universität mit einer hoffnungsreicheren Zukunft verlassen, als Ernst D'Arcy; aber sein Aufenthalt daselbst hatte ihn in seinem Unglauben bestärkt. Dieser Unglaube hatte jedoch seinen Sitz im Verstande, nicht im Herzen des jungen Mannes. Seine angeborene Wahrheitsliebe, sein Gerechtigkeits- und Schönheitsgefühl hatte ihn rein bewahrt selbst zu einer Zeit, da das Blut heiß und die Leidenschaft stark, der Wille aber schwach ist. Ist jedoch das Herz rein und gut, so mag der Verstand irren, es bleibt immer noch die Hoffnung besserer Einsicht. Der Unglaube D'Arcys war nicht der kalte, herzlose, selbstzufriedene des verhärteten Spötters, sondern vielmehr die natürliche Folge einer religionslosen Erziehung, die jeden religiösen Keim erstickt.

In demselben Jahre, da Ernst die Universität verließ, vollendete seine Schwester ihre Erziehung in einer Akademie der Schwestern von der Heimsuchung Mariä. Mary D'Arcy besaß kein hervorragendes Talent, aber einen sanften, milden, herzgewinnenden Charakter. Die drei Jahre ihres Aufenthaltes im Kloster verwischten jede Spur ihrer verfehlten häuslichen Erziehung. Sie hatte mit einer Mitschülerin, Edith Northcote, einem katholischen Mädchen aus dem Süden, die innigste Freundschaft geschlossen. Als sie am Ende des letzten Schuljahres voneinander Abschied nahmen, mußte Edith versprechen, den Winter bei Mary zuzubringen.

Eines Morgens, gegen Ende Oktober, saß Ernst in der Bibliothek, umgeben von den reichen Schätzen einer fesselnden Literatur, von welcher er aber nicht eine

Zeile lesen durfte. Seine Seele dürstete nach der verbotenen Quelle, und das Unvermögen, diesen Durst zu stillen, fachte denselben umso mehr an. Solche Augenblicke waren die düstersten seines Lebens; alles Licht schien von ihm gewichen, seiner Seele jede Hoffnung versagt. Da wurde die Türe der Bibliothek geöffnet und seine immer willkommene Schwester Mary trat ein. „Ernst," sprach sie, „ich habe einen Brief von meiner Freundin Edith Northcote erhalten. Sie wird morgen eintreffen."

„Das freut mich," entgegnete ihr Bruder freundlich. „Nach allem, was du mir von Miß Northcote erzählt hast, glaube ich, hoffen zu dürfen, daß sie mir gefallen werde."

„Davon bin ich überzeugt," sprach Mary. „Wenn sie dir nicht gefällt, so werde ich meine Achtung vor deinem ästhetischen Geschmack gänzlich verlieren."

„Sie wird doch kein emanzipiertes Frauenzimmer sein! Ich kann meinen Abscheu vor solchen nicht genügend ausdrücken."

„Erst sehen, beobachten und dann urteilen, Bruder!"

Zweites Kapitel.

Die Freundin.

Am nächsten Tage war Mary mit den Vorbereitungen für einen längern Aufenthalt ihrer Freundin kaum fertig, als diese anlangte. Ihre ganze Erscheinung übertraf noch die hochgespannten Erwartungen des jungen Mannes. Sie stand im 19. Jahre, jenem Alter, in welchem sich die Blüte der Jungfräulichkeit am schönsten entfaltet. Obwohl sie nicht als tadellose Schönheit gelten konnte, hatte ihr Gesicht dennoch einen Liebreiz, wie ihn die vollendetste Schönheit nicht besitzt. Dann war ihre Stimme so angenehm, ihr Benehmen so natürlich und liebevoll, daß Ernst nicht umhin konnte, sie

zu bewundern. Selbst Madam D'Arcy mußte gestehen, daß sie noch nie elegantere Manieren mit so viel Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit verbunden gesehen hatte.

Edith wurde bald das Leben und die Freude des Hauses. Ihr Einfluß machte sich überall geltend. Vor allen aber fühlte Ernst, wie wohltätig ihre Gesellschaft auf ihn einwirkte. Sie machte ihm die Bibliothek, wo er so trostlose Stunden zugebracht hatte, durch ihre Anwesenheit zu seinem liebsten Aufenthalt. Als Vorleserin war sie unübertrefflich und legte in ihre Stimme und Ausdrucksweise einen unwiderstehlichen Zauber. Ihr aufrichtiges, warmes Herz bemitleidete Ernst in seiner bitteren Prüfung, und sie entschloß sich sofort, alles zu tun, was in ihren Kräften stand, sein Leiden zu mildern. Bald wurde es tägliche Gewohnheit, daß sich Ernst und Edith nach dem Frühstücke in die Bibliothek begaben, wo sie ihm die Morgenzeitung vorlas, während er eine Zigarre rauchte. Dann widmeten sie zwei oder drei Stunden ernsteren Studien. Die so lange vernachlässigten Bücher wurden wieder zur Hand genommen, die literarischen Arbeiten, die er so ungern unterbrochen, wurden fortgesetzt. Edith war Bibliothekarin, Vorleserin, Schreiberin.

Auch in anderer Weise war Edith dem jungen, so lange zur Untätigkeit verurteilt gewesenen Manne nützlich. Stets sanft und milde, war sie ihm bald eine unentbehrliche Gesellschafterin geworden. Ihre aufopfernde Freundschaft, stets zu jeder Dienstleistung bereit, machte ihn bald seine Blindheit und die daraus entstehende Hilflosigkeit vergessen. Indem sie ihn zu neuem Streben ermunterte, führte sie ihn unmerklich höheren, edleren Zielen entgegen. Ihr milder Einfluß verscheuchte den Gram, der so lange auf ihm gelastet und machte sein Herz neuer Hoffnung zugänglich. Sie fand Zeit für alles; Pflicht und Vergnügen hatten ihre bestimm-

ten Stunden. Ehe noch die übrigen Mitglieder des Haushaltes aufgestanden waren, hatte sie bereits in der Kirche der heiligen Messe beigewohnt. Während andere junge Damen spazieren gingen, besuchte sie die Kranken und Armen und brachte ihnen Hilfe und Trost.

Ernst begleitete sie manchmal auf diesen Ausflügen und hatte Gelegenheit, wahrzunehmen, wie ihre bloße Gegenwart wie ein Sonnenstrahl in den armen Hütten Licht und Wärme verbreitete. Sie selbst sah in ihren Werken der Nächstenliebe nichts außerordentliches, da sie ja nur das Gebot desjenigen befolgte, der die Armen so sehr liebte, daß er selbst arm wurde.

Seitdem Ernst Edith auf ihren Gängen der Barmherzigkeit begleitete, vollzog sich in ihm eine große Umwandlung. Sein empfängliches Herz wurde gerührt von dem Elende der Armen, welches er, von allem Luxus des Reichtums umgeben, bisher nicht einmal geahnt hatte.

Drittes Kapitel.

Licht und Gnade.

Indem Edith und Ernst auf diese Weise unbemerkt manches gute Werk übten, konnte es nicht ausbleiben, daß sie oft mit katholischen Priestern und barmherzigen Schwestern zusammentrafen, welche Kranken und Sterbenden beistanden. Die Folge hievon war, daß ihre Gespräche stets öfter eine religiöse Wendung nahmen. Eines Abends, als sie eben von einem ihrer Krankenbesuche zurückgekehrt waren und in der Bibliothek saßen, schien Ernst ungewöhnlich nachdenklich und in sich gekehrt. Edith fragte ihn nach dem Grunde.

„Ich habe über Sie und mich nachgedacht, Miß Edith," antwortete er; „wie Sie so gütig sind gegen mich. Ich verglich meinen jetzigen Zustand mit demjenigen, in welchem ich mich vor Ihrer Ankunft befand,

und suchte zu erforschen, was ich unter Ihrem Einflusse werden könnte. Ihr tägliches Beispiel, Edith, zeigt mir die Leere meines bisherigen Lebens. Mein Vater war katholisch, wie Sie; ich bin nichts. Die kalte Religion meiner Mutter befriedigte mich nicht und ich wurde ein Ungläubiger, aber kein Religionsspötter. Ich glaubte nicht, weil ich nicht wußte, was ich glauben sollte."

„Da müssen wir den Katechismus miteinander durchnehmen und nebstdem Bücher religiösen Inhalts zur Erklärung lesen. Fangen wir morgen gleich an."

Am folgenden Morgen wurde dieser Vorsatz ausgeführt. Je weiter der Unterricht von Tag zu Tag fortschritt, umsomehr drängte sich Ernst die Ueberzeugung auf, daß die katholische Kirche göttlichen Ursprungs sei. Wir dürfen jedoch nicht glauben, daß sich diese Umwandlung so schnell vollzog. Seine mit Zweifeln erfüllte Seele veranlaßte ihn zu vielen Einwürfen. Er gab sich nicht so leicht gefangen; der Winter verging, und noch hatte er das katholische Glaubensbekenntnis nicht abgelegt.

In den ersten Tagen des Frühlings kehrte Edith nach Hause zurück und Ernst blieb allein mit seinen Büchern. — Wie verändert kam ihm alles vor! Unterdessen hatten sich seine Augen so gebessert, daß er täglich kurze Zeit lesen durfte. Er setzte die von Edith gewählte Lektüre fort. Dies war ihm in seiner Trennung von ihr eine Art Trost; allein dieser Trost sollte ihm nicht lange bleiben. Er konnte sich in seinen Studien nicht mäßigen und die Folge seines Eifers war — vollständige Erblindung.

Edith erhielt von dieser neuen Heimsuchung Nachricht durch Mary. Sie beschloß sofort eine neuntägige Andacht zum göttlichen Herzen Jesu zu beginnen, um die Wiederherstellung des Augenlichtes für Ernst zu erflehen. Zugleich verschaffte sie sich ein Fläschchen

des wunderwirkenden Wassers von Lourdes und sandte es ihm mit der Bitte, sich mit ihr im Gebete zum göttlichen Herzen und zur seligsten Jungfrau zu vereinigen und seine Augen mit dem segensreichen Wasser zu waschen. Ernst, obwohl noch nicht katholisch, befolgte ihren Rat.

Tausende ungemeldeter Wunder der Güte des göttlichen Herzens Jesu und der Fürbitte seiner gebenedeiten Mutter wurden durch Anrufung beider gewirkt, und die Wiederherstellung der Sehkraft der Augen Ernst D'Arcys ist eines derselben. Wie das Dunkel seiner leiblichen Augen wich, so erhellte auch das Licht des Glaubens seine Seele, und er, der sowohl leiblich als geistig blind gewesen war, sah jetzt mit den Augen der Seele und des Körpers. Er sah die Wahrheit, Schönheit und Göttlichkeit der katholischen Kirche — und sie sehend glaubte er. Und was er glaubte, bekannte und übte er.

Ernst benachrichtigte Edith nicht brieflich von der wunderbaren Wirkung ihres gläubigen Vertrauens. Er besuchte sie in ihrer südlichen Heimat. Einfach melden lassend, ein Freund wolle sie sprechen, erwartete er mit Ungeduld ihr Erscheinen. Endlich kam sie. Ihr entgegengehend, sprach er statt jeder Begrüßung: „Edith, ich bin zur Kirche zurückgekehrt, ich bin mit Kopf und Herz katholisch!"

Was sollen wir noch weiter erzählen? — Ernst D'Arcy hatte gefunden, was er solange vergebens gesucht hatte — die wahre Religion. Und indem er in ihr und durch sie dasjenige gefunden hatte, was ihn wenig im Himmel glücklich machen sollte, fand er auch diejenige, welche zu seinem Glück auf Erden unentbehrlich geworden war: Edith Northcote, die ihm beglückt die Hand zum Bund fürs Leben reichte.

XII.
Im neuen Vaterland.

Erstes Kapitel.

Ein vielversprechender Anfang

Unter den zahlreichen Europamüden, welche in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus einer gewissen Gegend Süddeutschlands nach Amerika auswanderten, befand sich auch die Familie Hartmann, bestehend aus Vater, Mutter, einem Sohne von 22, einer Tochter von 18 Jahren und mehreren kleinen Kindern. Die Gefahren und Unannehmlichkeiten der Seereise waren glücklich überstanden. Sie hatten bereits in einem der zahlreichen Emigrantenhäuser New Yorks zeitweilig Wohnung genommen, und beratschlagten nun unter sich, was zu tun sei.

„Ich möchte sobald als möglich aufs Land," sprach Vater Hartmann zu seiner Frau. „Die Bauernarbeit bin ich gewohnt, und das geschäftige Treiben in einer großen Stadt sagt mir nicht zu. Wenn ich nur wüßte, wohin!"

„Ja, wohin!" entgegnete bekümmert Frau Anna. „Das ist die Frage. Es heißt, das Land hier herum kostet ein heilloses Geld, und die Reise nach dem Westen, wo es noch billig sein soll, kostet auch viel. Es wird uns nichts übrig bleiben, als einstweilen hier nach Arbeit zu suchen und zu sehen, wie wir durchkom-

men. Nach einigen Jahren haben wir hoffentlich soviel beisammen, daß wir uns im Westen Land kaufen und eine Heimat gründen können."

Das Gespräch fand im Gastzimmer statt, wo sich außer der neueingewanderten Familie augenblicklich nur der Wirt befand, der hinter dem Schanktisch beschäftigt war. Nun wandte er sich zu Hartmann und sprach: „Wir Emigrantenwirte stehen zwar im Rufe, daß wir die Eingewanderten soviel als möglich hinzuhalten suchen, um ihnen ihr Geld abzulocken, und ich muß gestehen, daß das bei den meisten wirklich der Fall ist. Ich für meinen Teil möchte jedoch beweisen, daß ich für Leute in Eurer Lage ein Herz habe, wenn ich hoffen dürfte, daß das, was ich Euch zu sagen habe, gut aufgenommen wird. — Ich habe Euch bisher doch gut und billig behandelt?"

„Ja, das habt Ihr, Herr Wirt!" antwortete Hartmann auf die an ihn gerichtete Frage. „Wir sind Euch wirklich dankbar dafür, und werden gern auf Eure guten Ratschläge hören."

„Das heißt einmal vernünftig gesprochen! Recht so; nur den Mut nicht verlieren! — Also hört! Für eine Familie wie die Eurige und in Euren Umständen ist es das beste, wenn Ihr Euch trennt."

Mutter Anna wollte Einsprache erheben, allein der Wirt ließ sie nicht zu Worte kommen. „Nur Geduld!" fuhr er fort. „Es ist nicht so schlimm, wie es den Anschein hat. — Also die Familie muß sich trennen. Ihr, Hartmann, mit der Frau und den kleinen Kindern, geht aufs Land. Georg dort, der hübsche und kräftige Bursche, sucht hier in der Stadt Arbeit. Wenn er nicht wählerisch ist, wird es ihm an solcher nicht fehlen. Die Mina geht in einen Dienst; brave deutsche Dienstboten finden immer einen Platz. — Was sagt Ihr zu diesem Plane?"

Nach allseitiger Ueberlegung und Rücksprache be-

schloß Hartmann nach dem Vorschlage des Wirtes zu handeln. Je länger sie untätig in der Stadt verweilten, desto mehr schmolz das wenige Geld zusammen, dessen sie doch so notwendig zur ersten Einrichtung bedurften. Nachdem er das Ergebnis seiner Beratung dem menschenfreundlichen Wirte mitgeteilt hatte, sprach dieser:

„Es freut mich, daß Ihr Euren Vorteil einsehet. Ich habe in dieser Hinsicht schon manchen Undank erlebt, und dennoch kann ich als Deutscher und Katholik, wie Ihr, nicht mit ruhigem Blute zusehen, daß sich eine ganze Familie ins Unglück stürzt, wenn ihr durch einen guten Rat geholfen werden kann. Ungefähr 40 Meilen von hier, drüben in New Jersey, weiß ich einen Platz, der für Euch wie geschaffen ist, eine gute, aber durch Raubbau und amerikanische Mißwirtschaft herabgekommene kleine Farm. Aber wenn Ihr die Arbeit nicht scheut und fleißig düngt und bewässert, so läßt sich mit der Zeit ein schöner Ertrag vom Lande erwarten. Vom Kauf kann wegen des hohen Preises vorläufig keine Rede sein. Ihr nehmt das Land in Pacht, mit dem Vorbehalte, es nach einer bestimmten Anzahl von Jahren käuflich zu erwerben, solltet Ihr dann noch so gesonnen sein und die Mittel haben. Ich werde es mit dem Eigentümer, einem Amerikaner, schon ordnen. — Den Burschen da und die Tochter, hoffe ich auch bald unterzubringen.

Gott für die so willkommene Hilfe in der Verlegenheit herzlich dankend, verließ sich Hartmann auf das Versprechen des Wirtes, und blickte — zum erstenmale in der neuen Welt — der Zukunft verhältnismäßig sorgenfrei entgegen.

„Aber nun, Kinder," sprach die Mutter, „suchen wir vor allem eine deutsche, katholische Kirche auf, um Gott für den uns bisher verliehenen Schutz zu danken. Nicht wahr," fuhr sie zu ihrem Gatten gewandt fort,

„du empfängst auch mit mir und den zwei ältesten da die heiligen Sakramente?“

„Gewiß, Frau! Ich gehe mit zum deutschen Pfarrer und stelle uns alle vor. Wir Deutsche in fremdem Lande müssen einander kennen lernen und zusammenhalten.“

Auf seine Bitte zeigte ihnen der Wirt, selbst ein braver Katholik, die nur einige Straßen weitergelegene deutsche katholische Kirche und Pfarrwohnung, und die ganze Familie begab sich auf den Weg dahin. Nach einem frommen Dankgebete in der Kirche führte Hartmann die Seinigen ins Pfarrhaus und stellte sie dem Priester, einem freundlichen, milden Herrn in den mittleren Jahren, vor, und teilte ihm auf seine Fragen den bezüglich seiner Zukunft gefaßten Entschluß mit.

„Ihr könnt Gott danken, daß Ihr gleich anfangs in so gute Hände gefallen sind. Meistens ist das Gegenteil der Fall, und dann ist bittere Reue die erste Erfahrung, die der Eingewanderte macht. Ich glaube, Euren Plan gutheißen zu dürfen, und auf Eure beiden erwachsenen Kinder, die hier bleiben sollen, will ich gerne, solange sie sich mir nicht entziehen, ein sorgsames Auge richten. In der Gegend, wohin Ihr ziehen wollet, ist für Eure religiösen Bedürfnisse wenigstens insofern gesorgt, daß einmal im Monat ein deutscher Priester in dem einige Meilen von Eurem zukünftigen Wohnort gelegenen Städtchen Gottesdienst hält.“

Auf die Frage Hartmanns, wann sie zum Empfange der heiligen Sakramente kommen sollten, bestimmte der Priester den frühen Morgen des folgenden Tages, und entließ sie mit seinem Segen.

„Nun hat die Sache ein ganz anderes Ansehen,“ sprach Frau Hartmann auf dem Heimwege zu ihrem Gatten. „Man geht doch nicht mehr blindlings ins Ungewisse. — Gott gebe, daß auch fernerhin alles gut für uns ausfalle!“

Früh am Morgen fand sich die ganze Familie in der Kirche ein. Die älteren Mitglieder empfingen die heiligen Sakramente; die kleineren Kinder falteten andächtig ihre Händlein und lispelten mit kindlichen Lippen die Gebete, die sie von der Mutter gelernt hatten. Nach verrichteter Andacht vereinte sie ein etwas reichlicher als gewöhnlich bestelltes Frühstück am Tische des Emigrantenhauses, worauf Hartmann und der Wirt sich zur Eisenbahnstation begaben, um zu dem in der Nähe der besprochenen Farm liegenden Städtchen zu fahren, und diese selbst in Augenschein zu nehmen.

Zweites Kapitel.

Von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß.

Jim Butler war einer derjenigen, die man in Amerika „selbstgemachte Männer" zu nennen pflegt. Vor vielen Jahren in die Gegend gekommen, hatte er eines jener vielseitigen Warengeschäfte eröffnet, in denen man sozusagen alles, von einer Spule Zwirn bis zu einer Mähmaschine, von einer Schachtel Zündhölzchen bis zu einer Tonne Heu kaufen kann. Ein Muster des Fleißes, war er von früh morgens bis spät abends tätig, kümmerte sich um jede Kleinigkeit, und hielt keine Arbeit unter seiner Würde. Bald fand er auch Gelegenheit, sich in der Spekulation mit Land zu versuchen, und nachdem er einmal eine Farm für den vierfachen Preis, den er dafür bezahlte, losgeschlagen hatte, ließ er alle andern Geschäfte fahren und wandte sich mit gewohntem Eifer und mit berechnender Umsicht der neuen Erwerbsquelle zu. Farm auf Farm fiel in seine Hände, die Hypothekenscheine in seinem Besitze häuften sich, und nach einigen Jahren war er einer der größten Landbesitzer in der ganzen Gegend. Hatte er eine Farm an sich gebracht, so suchte er wenn möglich, den frü-

heren Eigentümer als Pächter zu behalten. Sie geben doch besser acht, meinte er, als Fremde. Seinen Schuldnern gegenüber gab er sich den Anschein, als meinte er es aufs beste mit ihnen. „Ich will euer Land nicht," pflegte er zu sagen; „wenn ich nur die Zinsen meines Kapitals herausschlage, so bin ich zufrieden." Ließ einer jedoch den Zinsentermin verstreichen ohne zu bezahlen, oder ließ er die Farm aus Nachlässigkeit verkommen, so kannte Butler kein Erbarmen: er mußte fort! So kam es, daß auch jetzt eine seiner Farmen ohne Pächter war; eben jene, nach welcher Hartmann mit dem Emigrantenwirt unterwegs war.

„Das Sprechen mit dem Eigentümer müßt Ihr mich besorgen lassen," sprach der Wirt, als sie sich der Ortschaft näherten, in deren Umgebung die Farm gelegen war. „Ihr selber könnt ja mit dem Amerikaner doch nicht reden, und einen Dolmetscher beizuziehen ist nicht nötig. Ihr könnt Euch auf mich verlassen. Es werden zwar einige Deutsche in dem Hotel sein, wo wir den Eigentümer der Farm treffen; aber wenn Ihr Euch mit denen einlasset, so seid Ihr verraten. Lasset Euch von ihnen nichts einreden; ich werde die Sache zu Eurem Besten abmachen."

Im Hotel trafen sie wirklich Butler, und der Wirt ging ohne Umschweife auf die Darlegung des Zweckes ihres Kommens ein. Von der in englischer Sprache geführten Unterredung verstand Hartmann natürlich nichts. Nach einer Weile jedoch wurde er eingeladen, mit ihnen ein Fuhrwerk zu besteigen, und alle drei begaben sich nach dem zu pachtenden Lande, um es zu besichtigen.

„Der Platz gefällt mir nicht übel," sprach Hartmann, nachdem er alles betrachtet hatte. „Er ist zwar gründlich vernachlässigt, doch läßt er sich durch fleißige Bewirtschaftung wieder in die Höhe bringen. — Was verlangt der Eigentümer an jährlicher Pacht?"

„Zehn Prozent des Wertes, 250 Dollars per Jahr."

„Der Preis ist nicht übermäßig, aber für meine Verhältnisse kaum erschwingbar."

„Es wird zwar im ersten Jahre etwas schwer halten; allein der Eigentümer verspricht, das Pflügen und sonstige Fuhrwesen auf seine Kosten zu besorgen, bis Ihr selbst Pferde und Gerätschaften habt. Das Haus ist noch in ziemlich gutem Zustande und die notwendigsten Möbel habt Ihr mitgebracht. Soviel Bargeld habt Ihr auch, daß Ihr Euch bis zur nächsten Ernte durchschlagen könnt, und so glaube ich, Euch als Freund raten zu dürfen, den Kontrakt abzuschließen."

Das geschah denn auch, nachdem sie zum Hotel zurückgekehrt waren, dessen Inhaber zugleich öffentlicher Notar war, und gegen Abend kehrte Hartmann als deutsch-amerikanischer Farmer zu den Seinigen zurück.

Schon am nächsten Tage zog die Familie, mit Ausnahme der beiden ältesten Kinder, in ihr neues Heim ein. Es war im Februar, und sehr kalt. Das Herbeischaffen eines tüchtigen Holzvorrates aus dem nahen, zur Farm gehörigen Wald, beschäftigte Hartmann während der ersten Tage vollauf, indessen seine Frau als emsige Hausmutter von früh bis spät tätig war, in Wohnung, Küche und Keller Ordnung zu schaffen. Zwei Kühe und einige Schweine, Gänse und Hühner wurden eingestellt, die Umzäunungen ausgebessert und bald hatte alles ein behäbiges Aussehen. Im März begann die Feld- und Gartenarbeit. Hartmann besorgte erstere, die Mutter behielt sich und den Kindern die letztere vor. Karl, der neunjährige Knabe, half, wo er konnte: dem Vater beim Pflügen, der Mutter im Haushalt und Garten, beim Füttern des Viehes und in der Besorgung des Geflügels. Es war ein mühevolles, arbeitsames Leben, und brachte schwielige Hände und müde Glieder. Aber mit dem Einzug des Sommers zeigten sich bereits die Folgen: Mutter Hartmanns

Garten lieferte Gemüse in Menge, des herrlichen Blumenflors nicht zu gedenken; die Frucht auf den Feldern versprach eine gesegnete Ernte. Hartmann kannte keine größere Freude, als abends nach getaner Arbeit noch einen Gang über die Felder zu machen.

„Hast du den Weizen schon gesehen, Mutter?“ fragte er eines Abends nach dem Essen.

„Nein, ich hatte nicht Zeit.“

„So nimm dir jetzt Zeit. Komm, wir wollen ihn betrachten!“

Sie schritten miteinander dem nächsten Felde zu. Dort stehen bleibend rief Hartmann: „Steht er nicht herrlich, Mutter? Sieh nur!“ Und er zeigte stolz auf die vollen Aehren. — Es war in der Tat ein prachtvoller Anblick. Weithin wie ein See wogten die schwellenden Aehren, ihre goldenen Häupter im Winde wiegend.“

„Ich hoffe, wir werden eine gesegnete Ernte haben,“ sprach sie. „Wie gut Gott mit uns gewesen ist!“ Und dankbar faltete sie die Hände.

Anfangs der folgenden Woche begann die Ernte. Wie sie in jenen heißen Tagen arbeiteten! Hartmann mietete für die Zeit eine Mähmaschine und einen Arbeiter. Karl mußte auch helfen, und so gelang es, das Getreide in wenigen Tagen zu schneiden. Das Binden besorgte er abends bei Mondschein, und arbeitete, nachdem die andern sich längst zur Ruhe begeben hatten, bis er vor Müdigkeit beinahe umsank, und sein besorgtes Weib ihn zwang, zu Bette zu gehen.

Drittes Kapitel.

In einer harten Schule.

Unterdessen waren Georg und Mina Hartmann durch den menschenfreundlichen Wirt in der Stadt un-

tergebracht worden, und zwar ersterer im Geschäfte, letztere im Haushalte eines Herrn Barton.

Die Firma Barton u. Co. leitete ein großes Exportgeschäft, das vielen Arbeitern Brot gab. Zur Zeit jedoch, in welche unsere Erzählung fällt, waren nur wenige deutsche Arbeiter in demselben beschäftigt, und diese nur aus Rücksicht auf Herrn Barton, denn die übrigen Mitglieder der Firma waren nativistisch gesinnt, sie gehörten jener in damaliger Zeit so zahlreicher Partei an, welche dem Grundsatze huldigte: Amerika den Amerikanern! Diese Partei, bekannt unter dem Namen „die Knownothings“ — Nichtswisser — wollte von den Eingewanderten überhaupt, besonders aber von jenen, die sich zur katholischen Religion bekannten, in der Tat nichts wissen, und stand damals so recht in der Blüte.

Als Georg Hartmann am Morgen nach seiner Anstellung zum erstenmale im Geschäfte erschien, sah ihn das jüngere Mitglied der Firma, Herr Wells. Kurz darauf kam auch Herr Barton und setzte sich an sein Pult.

„Guten Morgen, Herr Barton!“ grüßte ihn Wells und setzte hinzu: „Wer ist denn der Mann, den ich soeben im Lagerraume gesehen habe?“

„Guten Morgen! — Wie kann ich denn wissen, wen Sie im Lagerraume gesehen haben?“

„Nun, ich meine den dort, der soeben die Kiste hinausschafft. Ich habe ihn bis jetzt noch nie gesehen.“

„O, den habe ich gestern eingestellt, im Lagerraume auszuhelfen. Er verspricht mit der Zeit seinen Mann zu stellen.“

„Mag sein! — Aber ist er nicht ein Deutscher? Ich meine, es sei beschlossen worden, keine Ausländer mehr bei uns zu beschäftigen. Wir haben ohnedies deren zu viele.“

„Da bin ich denn doch anderer Meinung,“ entgeg-

nete Barton. „Meiner Erfahrung nach sind die Deutschen zuverlässig und fleißig. Seit 20 Jahren beschäftigte ich solche und hatte es niemals zu bereuen. Ich kann mir wirklich nicht erklären, woher auf einmal dieses Mißtrauen gegen sie stammt."

„Sie geben also zu, daß sie mit Mißtrauen betrachtet werden, Herr Barton, und das ist Beweis genug, daß sie dasselbe verdienen. Wir Amerikaner sind zu gerecht, jemanden ohne Grund mit Mißtrauen zu begegnen."

„Nun, ja!" entgegnete Herr Barton nachdrücklich, „e i n e Eigenschaft haben wir Amerikaner: die, uns selbst zu überschätzen. — Lassen Sie mir den jungen Deutschen in Ruhe! Ich stehe dafür, daß er seine Pflicht tun wird, wenn man ihm nichts in den Weg legt." Und er vertiefte sich in sein Hauptbuch.

Georg rechtfertigte die gute Meinung, die sein Gönner von ihm hatte. Er ließ es an Fleiß und Aufmerksamkeit nicht fehlen, verrichtete willig die schwersten Arbeiten, und kümmerte sich weder um die Sticheleien seiner amerikanischen Mitarbeiter, noch um die kleinlichen Verfolgungen des Herrn Wells, der ihm die Niederlage, die er seinetwegen im Gespräche mit dem Haupte der Firma erlitten, nicht vergessen konnte. Der Verdienst des jungen Mannes — sechs Dollars die Woche — war im Vergleich mit der schweren Arbeit gering. Da er sich aber einschränkte, wo er nur konnte, und vor allem den kostspieligen Wirtshausbesuch mied, konnte er jede Woche einen bedeutenden Teil seines Lohnes zurücklegen. Die Abende verwandte er auf Erlernung der englischen Sprache, und besuchte zu diesem Zwecke die Stunden, welche der Lehrer der deutschen katholischen Schule jungen Leuten gab, die sich in gleicher Lage befanden, wie er. Bald konnte er sich des Englischen zur Not bedienen, wobei es ihm besonders zustatten kam, daß er sich nicht durch Necke-

reien abschrecken ließ, wenn er in der Aussprache oder Satzbildung einen Fehler machte.

Im Lagerraume des Barton'schen Geschäftes waren drei junge Männer beschäftigt, welche deutsch verstanden, obwohl sie es nur selten sprachen. Ob sie Eingewanderte waren, oder von deutschen Eltern abstammend in Amerika geboren waren, konnte Georg Hartmann nicht erfahren, da sie darüber Stillschweigen beobachteten. Ihre religiösen Ansichten dagegen lernte er bald kennen. Der eine „kümmerte sich keinen Pfifferling um Pfaffen und Pfaffengeschwätz," war doch seiner Ansicht die Religion nur eine Erfindung, den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken. Die beiden andern gestanden zu, daß sie eigentlich katholisch sein sollten, meinten aber, es sei nicht der Mühe wert, der Religion wegen soviel Aufhebens zu machen oder gar den Sonderling zu spielen, zu fasten und zur Beicht zu gehen. Man solle jeden nach seiner Art leben lassen. Sie müßten schwer arbeiten, und nach der Arbeit wollten sie sich vergnügen.

Alle drei gehörten zum Turnerbunde, der sich damals hauptsächlich aus den Söhnen eingewanderter deutscher Familien rekrutierte, und dessen Zweck zwar vorgeblich die Ausbildung der Körper- und Geisteskräfte war, der sich aber vornehmlich durch die Veranstaltung lärmender Vergnügungen, die in Schwelgerei ausarteten, und durch freche Leugnung jedes Offenbarungsglaubens bemerkbar machte.

Die drei genannten Arbeiter hatten gleich von Anfang an gesucht, den „Grünen", wie sie Georg nannten, zu ihren freisinnigen Ansichten zu bekehren und zum Anschluß an den Turnerbund zu bewegen, aber vergebens. Vom deutschen katholischen Priester, mit dem er in regem Verkehr geblieben war, gewarnt, hielt er sich fern. Was er später vom Treiben der Turner zu sehen und zu hören Gelegenheit hatte, bestätigte dies.

„Das ist keine Gesellschaft für mich," pflegte er furchtlos zu sagen. „Ich muß mein Geld zusammenhalten, und meine Religion schätze ich hoch. Bei den Turnern kommen beide in Gefahr."

Es kam der Pfingstmontag. Auf diesen Tag hatte der Turnerbund eine gesellige Unterhaltung im Freien, ein sogenanntes Picnic, angekündigt. Georgs Kameraden setzten ihm stärker als je zu, sich daran zu beteiligen. Allein er weigerte sich standhaft, und hatte es nicht zu bereuen. Die Unterhaltung artete in ein bis tief in die Nacht hinein dauerndes Trinkgelage aus, bei welchem, nachdem die Köpfe durch die im Uebermaße genossenen geistigen Getränke erhitzt waren, mehrere Schlägereien vorkamen, so daß die Polizei sich endlich veranlaßt sah, Verhaftungen vorzunehmen und der Festlichkeit ein Ende zu machen.

Am zweiten Morgen nach dem mißlungenen Turner-Picnic ließ Herr Barton Georg mitteilen, daß er ihn zu sprechen wünsche. Als er sich vorstellte, fragte ihn sein Arbeitgeber: „Warst du vorgestern auf dem Picnic?"

„Nein, Herr!"

„Das freut mich, Georg, und zwar deinetwegen. Sie führen zu nichts Gutem, diese Picnics, und es wird stets zu deinem Vorteil sein, davon wegzubleiben." Er nahm ein Zeitungsblatt zur Hand. „Wie ich da lese, fielen bei dem vorgestrigen Turner-Picnic mehrere Ruhestörungen vor, welche Verhaftungen im Gefolge hatten. Gestern standen die Beteiligten vor dem Polizeigerichte. Mehrere Teilnehmer wurden ins Arbeitshaus gesandt, einige kamen mit einer Geldbuße davon. Unter den ersteren sind auch unsere drei deutschen Arbeiter. Nochmals, es freut mich, daß du so vernünftig warst, von der Festlichkeit wegzubleiben. Gerade diese Ausschreitungen sind es, die den Fremdenhaß schüren, und ihm sozusagen eine Berechtigung

geben. Herr Wells wird mir dieses Vorkommnis nun wieder wochenlang vorrücken."

„Die armen Burschen sind zu bedauern, Herr," wagte Georg zu bemerken. „Man schwätzt ihnen soviel von Freiheit und Menschenrechten vor, daß sie ganz falsche Begriffe davon bekommen. Möge ihnen die erhaltene Lehre zur Warnung dienen!"

Er war froh, zu seiner Arbeit zurückkehren zu dürfen. Die Folge für seine Mitarbeiter war der Verlust ihrer Beschäftigung bei Barton u. Co. Die jüngeren Mitglieder der Firma erklärten, daß von einer Wiederanstellung gewesener Arbeitshaussträflinge bei ihnen keine Rede sein könne, und man überhaupt keine Deutschen mehr zu beschäftigen wünsche.

Herr Barton mußte sich dem Willen der Mehrheit fügen, tat dies aber nur unter der Bedingung, daß man Georg beibehalte.

Viertes Kapitel.

Im Hospital.

Sehen wir uns nach Georgs Schwester Mina um. Sie hatte im Hause des Herrn Barton Beschäftigung als Küchenmädchen gefunden. Madam Barton hatte sie nur aus dem Grunde in Dienst genommen, weil sie kein amerikanisches Mädchen fand, das bei ihr eintreten wollte. Im Gegensatz zu ihrem Gatten haßte sie die Ausländer, vor allem die Deutschen und Irländer. Mithin war Minas Lage keine beneidenswerte. Die schwere Arbeit vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein, der karge Lohn, die anfängliche Schwierigkeit sich gegenseitig zu verstehen, das Heimweh nach Eltern und Geschwistern — alles wirkte zusammen, sie oft recht traurig zu stimmen. Doch der Gedanke, daß sie ihre Pflicht erfülle und ihre Eltern unterstütze in ihrem Bestreben, ein Heim für die Familie zu

gründen, hielt ihren Mut aufrecht. Die Köchin und das Stubenmädchen behandelten sie freundlich, und führten sie abends in die Kenntnis der englischen Sprache ein. Mit dem Sprechen ging es bald recht leidlich — aber lesen und schreiben, das, meinte sie, werde sie ihr Lebtag nicht fertig bringen. „Warum denn „ei" sagen, wenn doch „i" im Buche steht, und wozu ein „e" hinten ans Wort fügen, das doch ganz unnötig ist, da es nicht ausgesprochen wird?" — Dergleichen Einwände hatte sie viele, und ihre gutmütigen Lehrerinnen suchten ihr begreiflich zu machen, daß *sie* dafür nicht verantwortlich seien; es sei einmal so und werde ihretwegen nicht geändert werden. So lernte sie zur Not lesen. Sprechen lernte sie bald geläufig, wenn auch bei manchen Worten der fremde Akzent durchklang und die Amerikaner zum Lächeln reizte.

Ihre Sprachkenntnis im Verkehre mit ihrer Herrin zu verwerten, fand Mina wenig Gelegenheit, da diese sie kaum beachtete. Auch mit dem Hausherrn, den sie höchstens abends bei seiner Rückkehr aus dem Geschäfte sah, wechselte sie selten mehr als den üblichen Gruß. Ihr Bruder besuchte sie gewöhnlich an den Sonntagabenden, und es war dann ein großer Trost für die Geschwister, sich ihre Erlebnisse zu erzählen und Nachrichten von den Eltern auszutauschen. Diese lauteten bis jetzt recht ermutigend und trugen viel dazu bei, sie im Fleiße und in der Sparsamkeit zu befestigen.

Ungefähr eine Woche nach dem Turner-Picnic teilte Herr Barton Georg mit, seine Schwester wolle ihn sobald als möglich sprechen. Erschrocken fragte dieser was vorgefallen sei.

„Aengstige dich nicht, Georg," sprach der alte Herr; „es mag nicht viel zu bedeuten haben, aber sie fühlt sich nicht recht wohl; und — und — daß ich es gerade heraussage, sie gedenkt ins Hospital zu gehen."

Die Befangenheit des guten Mannes rührte davon

her, daß er nicht verraten wollte, daß seine Frau auf Minas Ueberführung ins Hospital bestand. Er selbst hielt es für Undank, eine treue Dienstmagd, die sich in seinem Hause eine Krankheit zugezogen hatte, so ohne weiteres der oft herzlosen Pflege in einem öffentlichen Krankenhause zu überantworten.

„Ins Hospital?“ rief Georg. „Ist sie denn krank?“

Wohl hatte er bei seinem letzten Besuche bemerkt, daß seine Schwester abgemattet aussah, aber an eine ernstliche Krankheit hatte er nicht gedacht.

„Darf ich sie nicht sogleich besuchen?“ fragte er besorgt.

„Gewiß! Geh sogleich; deshalb habe ich dich rufen lassen.“

Der erschreckte Bursche verabschiedete sich, griff nach seinem Hut und eilte nach der Wohnung des Herrn Barton. Dort angekommen, fand er seine Schwester in ihrer Kammer neben der Küche im Bett. Sie begrüßte ihn mit einem wehmütigen Lächeln, reichte ihm die abgemagerte Hand und hauchte matt: „Ich wußte, daß du kommen würdest.“

Er sprach sein Bedauern darüber aus, sie so hilflos daliegen zu sehen, und suchte sie zu trösten. Auf einen Stuhl zeigend, bat sie ihn, sich zu setzen. „Ich habe schon mehrere Wochen hindurch gefühlt,“ sprach sie dann, „daß es so kommen werde, aber ich wollte dich nicht betrüben, darum sagte ich nichts. Auch möchte ich nicht, daß du es den Eltern mitteilst. Sie hatten der Sorgen mehr als genug seit sie in diesem Lande sind, und gerade jetzt, da sie in der Hoffnung auf eine gute Ernte die erste Freude haben, möchte ich ihnen nicht zur Last fallen. Es wird wohl am besten sein, ich tue, wie Madam Barton wünscht, und gehe ins Hospital. Daß wir ein katholisches Hospital hier haben, in welchem deutsche Ordensschwestern die Kranken aus Liebe zu Gott pflegen, daran hat sie freilich nicht gedacht. Sie meint,

das Stadthospital. — Geh nun zum deutschen Priester, dessen Kirche wir besuchen, und teile ihm mein Gesuch um Aufnahme in das Schwesternhospital mit. Er kennt mich und es wird damit keine Schwierigkeit haben."

Was konnte der arme Bruder anders tun? — Verzagt genug begab er sich zum Priester und teilte ihm sein Anliegen mit. Dieser ging gleich mit ihm ins Hospital und meldete die Patientin. Gern wurde ihr die Aufnahme zugesagt, denn des Priesters Fürsprache war genügende Empfehlung. Von Vergütung wurde kein Wort gesprochen. Der Krankenwagen wurde angespannt und unter Georgs Anleitung hielt der Fuhrmann bald vor Herrn Bartons Wohnung. Die beiden Dienstgenossinnen Minas kleideten sie warm an und brachten sie zum Fuhrwerk.

„Lebe wohl, Mina!" sprach die Herrin zur halbgeöffneten Tür hinaus, als das Mädchen im Wagen Platz genommen hatte. „Ich hoffe, du erholst dich bald." Mit diesen Worten schloß sie die Tür und kehrte in ihr behagliches Wohnzimmer zurück.

Im Hospital fühlte sich Mina bald zu Hause. Die sorgsame Pflege der engelguten Schwestern und die mit pünktlicher Regelmäßigkeit verabreichten Arzneien brachen bald die Kraft der Krankheit. Nach zwei Wochen konnte sie das Bett verlassen, fühlte aber noch eine allgemeine Schwäche. Sie wollte den Schwestern nicht länger zur Last sein, sondern anderswo eine Unterkunft suchen. Als sie unter warmen Dankesworten diesen Entschluß der Oberin mitteilte, antwortete diese sanft: „Aber wohin wollen Sie denn gehen, liebes Kind?"

„Daran habe ich in meiner Dummheit noch gar nicht gedacht, liebe Mutter! Doch glaube ich, der menschenfreundliche Wirt, bei dem wir nach unserer Ankunft in diesem Lande wohnten, wird mich auf einige Zeit aufnehmen."

„Machen Sie sich keine Sorgen! Sie sind bei uns

besser aufgehoben, und bleiben hier, bis Sie ganz gesund sind und eine neue Stelle gefunden haben. Zu Madam Barton werden Sie doch nicht mehr zurückkehren wollen, selbst im Falle, daß diese Sie wieder aufnehmen würde, was ich bezweifle."

Und dabei blieb es.

Fünftes Kapitel.

Böses mit Gutem und Gutes mit Bösem vergolten.

Ungefähr einen Monat nach Minas Aufnahme ins Hospital, kam eines Nachmittags ein Eilbote in Herrn Bartons Geschäftshaus und verlangte dringend, ihn zu sprechen. Nachdem er zu ihm gewiesen worden war, teilte er ihm mit: „Madam Barton sendet mich zu Ihnen. Sie ist voller Verzweiflung. Wie Sie wissen, war Ihre Tochter Rachel seit einigen Tagen unwohl. Heute sandte Madam nach dem Arzte, und dieser erklärte, das Kind habe das Nervenfieber. Die Dienstboten haben bereits gekündigt und sind mit dem Packen ihrer Sachen beschäftigt. Der Arzt hat versprochen, eine Wärterin zu senden, aber es ist bis jetzt noch keine gekommen. Madam wünscht Ihre sofortige Gegenwart."

Herr Barton hatte Mühe, diese hastig hervorgestoßenen Worte zu verstehen. Er begab sich eiligst auf den Weg nach Hause. Dort fand er alles in einem wirren Durcheinander. Seine Frau mußte notgedrungen die kranke Tochter pflegen. „Die beiden Dienstmädchen sind schon fort," erzählte sie ihm, sobald sie seiner ansichtig wurde. „Die Undankbaren! Jetzt ruht die ganze Last auf mir. Die Mina, wenn sie auch eine Deutsche war, hätte mir das nicht angetan. Und der Doktor sendet keine Wärterin!"

„Nur nicht verzweifelt, liebe Frau!" fiel Herr Barton ein, sobald er zu Worte kommen konnte. „Freilich ist das Nervenfieber eine Krankheit, vor der alle Scheu

haben. Kein Wunder also, daß sie dich verlassen haben. — Uebrigens freut es mich, daß du endlich zugibst, Mina sei ein treues Mädchen gewesen. — Wo sie jetzt wohl sein mag? Ich werde Ihren Bruder fragen. — Halt, da kommt mir ein Gedanke! — Hier kann ich vorläufig nichts nützen; ich will also den Doktor aufsuchen und seine Meinung hören. Vielleicht kann ich dir auch eine Wärterin senden."

Er begab sich zum Arzt und fragte ihn, was er von dem Zustande seiner Tochter halte. Dieser antwortete: „Sie ist jetzt sehr krank, und in den nächsten acht Tagen wird sich ihr Zustand noch verschlimmern. Wenn sie nicht die sorgsamste Pflege und besonders die Arzneien regelmäßig erhält, stehe ich für nichts. Leider konnte ich bis jetzt keine Wärterin finden. Das Nervenfieber schreckt alle ab."

„Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, Herr Doktor! Bemühen Sie sich einstweilen nicht weiter um eine Wärterin. Ich glaube, eine gefunden zu haben."

„Wirklich? Da wünsche ich Ihnen Glück dazu."

In seinem Geschäfte angekommen, ließ Herr Barton Minas Bruder rufen und erkundigte sich nach ihrem Aufenthaltsorte.

„Sie ist noch immer im Hospital, Herr!" antwortete Georg.

Barton blickte erstaunt. „Ich glaubte, sie sei schon längst genesen," sprach er. „Wenn ich nicht irre, hast du mir es selbst gesagt."

„Ja! Die Krankheit hat sie überstanden; aber sie ist noch schwach, und blieb auf den Wunsch der Schwestern im Hospital, bis sie eine Stelle findet."

„Könnte ich mit ihr sprechen?"

„Gewiß, Herr! Ich kann sie rufen; oder wenn Eile notwendig ist, können Sie sie im Hospital aufsuchen. Sie kennen letzteres ja; wenigstens nennen die Schwestern Sie ihren Wohltäter."

„Das gehört nicht hieher! — Ich aber werde hingehen, denn was ich Ihrer Schwester zu sagen habe, duldet keinen Aufschub.“

Herr Barton begab sich ins Hospital — zum erstenmale in seinem Leben. Denn obgleich er sich den Schwestern gegenüber stets freigebig erwies, wenn sie auf ihren Sammelgängen sein Geschäftshaus besuchten, hatte er es bisher vermieden, sich von der mildtätigen Verwendung seiner Gaben persönlich zu überzeugen, versicherte ihn doch schon das bescheidene demütige Auftreten der Schwestern hievon. Auch jetzt galt sein Besuch nur dem einzigen Zwecke, Mina Hartmann als Pflegerin seiner kranken Tochter zu erhalten. Dennoch hielt er, als praktischer Amerikaner, die Augen offen, um zu erfahren, wie es in einem katholischen Schwesternhospital aussehe. Nachdem er auf sein Anläuten bei der Pforte in das Sprechzimmer gewiesen worden war, fiel ihm besonders die bei Abwesenheit alles unnötigen Zierates doch geschmackvolle Einrichtung desselben auf. Er hatte der Pförtnerin den Wunsch mitgeteilt, die Oberin zu sprechen, da er von ihr erfahren wollte, ob sein Plan durchführbar sei. Diese antwortete, sie glaube Mina habe sich genügend erholt, den Anforderungen als Wärterin zu genügen, wenn man sie mit sonstigen schweren Arbeiten verschonen und ihr die Nachtwachen nicht ganz allein zumuten wolle. Ob sie jedoch geneigt sei, die Aufgabe zu übernehmen, und ob sie überhaupt in sein Haus zurückkehren wolle — die Beantwortung dieser Fragen müsse sie ihr selbst überlassen, und wenn es ihm recht sei, wollte sie das Mädchen holen.

„Tun Sie das! Aber sagen Sie ihr nicht, wer da ist, noch zu welchem Zwecke ich gekommen bin. Vielleicht besinne ich mich anders, nachdem ich sie gesehen habe, und dann braucht sie den Zweck meines Kommens nicht zu erfahren.“

Die Oberin begab sich hinweg, und erschien kurze Zeit darauf mit Mina. Die Krankheit hatte auf ihrem zarten Gesichte eine leichte Bläße hinterlassen, aber ihre Augen blickten hell und freundlich, als sie sah, wer ihr Besucher sei.

„Ich wollte mich nach Ihnen erkundigen, Mina, und hätte es schon längst tun sollen. — Es freut mich, Sie so wohl zu sehen."

„Ihre freundliche Nachfrage rührt mich, Herr Barton, denn sie zeugt von Ihrer Herzensgüte. Gott sei Dank, habe ich die Krankheit glücklich überstanden, und auch die anfangs zurückgebliebene Schwäche ist beinahe gänzlich gewichen. Ich hätte mich schon längst um eine Stelle umgesehen, aber die ehrwürdige Mutter hier will es noch nicht zugeben."

„Sie glauben also, mäßigen Anforderungen wieder genügen zu können? — Nun, ich will Sie nicht länger hinhalten; je eher wir zu einem gegenseitigen Verständnisse kommen, desto besser. — Fürchten Sie sich vor dem Nervenfieber? Meine Tochter Rachel liegt an demselben darnieder und hat keine Pflegerin."

Minas Wangen wurden merklich bleicher, denn sie war von der allgemeinen Furcht vor dem Nervenfieber nicht frei. Aber alsbald sprach sie: „Wie leid es mir um das liebe Kind tut! Freilich bin ich von Furcht nicht ganz frei, aber Ihrem Rufe werde ich dennoch folgen. Wir stehen in Gottes Hand. Das Leben, dem er mich vor so kurzer Zeit wiedergegeben hat, kann ich nicht besser verwenden, als wenn ich es ihm zum Opfer bringe. Ich bin bereit. Wann soll ich kommen?"

„Uebereilen Sie sich nicht!" entgegnete Herr Barton. „Ich bin mir der Größe des Opfers, das ich von Ihnen verlange, wohl bewußt."

„Ich bin fest entschlossen, guter Herr! — Verzeihen Sie jedoch eine Frage: wird Madam Barton nichts dagegen haben, daß ich komme?"

„O nein! Im Gegenteil. Sie erkennt längst, wie undankbar sie sich gegen Sie benommen hat, und wird Sie mit Freuden aufnehmen. Und erst das Kind! Sie wissen, wie sehr meine Tochter an Ihnen hängt."

„Gut denn! So gehen wir. Ich werde sogleich bereit sein."

Die Oberin hatte bisher stillschweigend zugehört. Nun aber hielt sie sich für verpflichtet, Mina auf die Gefahr aufmerksam zu machen, in die sie sich zu begeben im Begriffe stand, besonders da ihre Gesundheit noch nicht sehr kräftig war.

Allein Mina antwortete entschlossen: „Seit Wochen sind Sie, liebe Mutter, und Ihre Schwestern mir ein Vorbild der Aufopferung gewesen, an dem ich mich erbaut habe. Nun sendet mir der Herr eine Gelegenheit, Ihr Beispiel nachzuahmen, und ich sollte es nicht tun? — Zudem sind wir — mein Bruder und ich — Herrn Barton Dank schuldig, denn er hat uns trotz abmahnender Einreden Beschäftigung gegeben und sich uns stets als gütiger Herr bewiesen. Ich bin also verpflichtet, ihm in dieser Verlegenheit beizustehen. Und Rachel, das liebe Kind, war immer so gut gegen mich. Wie freue ich mich, etwas für sie tun zu können!"

Sie blieb bei ihrem Entschlusse, und nach einer halben Stunde war sie bereit, zu gehen. Herr Barton hatte indessen eine Kutsche bestellt und nötigte Mina, mit ihm einzusteigen. In kurzer Zeit waren sie am Ziele.

„Hier ist die Wärterin!" Mit diesen Worten stellte Herr Barton Mina seiner Frau vor, die vor Erstaunen kaum wußte, was sie sagen sollte.

„Sind Sie es wirklich, Mina? — Ist es möglich, daß Sie wieder zu uns kommen wollen?"

„Da bin ich, und gedenke zu bleiben, bis Sie mich wieder fortschicken," entgegnete Mina lächelnd.

„Ich bin außer mir vor Erstaunen! Herr Barton

hat mir auch kein Wort davon gesagt. Sie wollen also wirklich bei uns bleiben?"

Mina versicherte es nochmals.

„Wie glücklich sich das trifft! Ich bin ganz allein. Die Köchin und das Stubenmädchen sind fort, und die arme Rachel hat niemand als mich. Gehen Sie gleich nach Ihrem Zimmer, sich umzukleiden und Ihre Sachen unterzubringen. — Sie werden doch alles gehörig haben waschen lassen?"

Mina errötete, und mit mehr als gewöhnlichem Nachdruck antwortete sie: „Haben Madam mich je unreinlich gesehen? Meine Selbstachtung gebietet—"

„O, so war es nicht gemeint! Aber Sie kommen, wenn ich nicht irre, aus dem Hospital!"

„Jawohl, Madam! Und wenn sie Ihr Haus immer so reinlich und gelüftet halten, wie das Hospital, aus dem ich komme, dürfen Sie sich glücklich preisen."

„Ja, das muß ich bestätigen," fiel Herr Barton ein, der bisher ein stummer Zuhörer gewesen war. „Uebrigens glaube ich bemerken zu müssen, daß Mina einen höflicheren, wenn nicht einen herzlicheren Empfang verdient hätte. Sie kommt aus Gefälligkeit gegen mich und aus Liebe zu Rachel. Ich hoffe, du wirst das genügend berücksichtigen."

Nachdem Mina ihre Stelle als Pflegerin am Bette der kranken Tochter des Hauses eingenommen hatte, kam sie nur selten in Berührung mit Herrn oder Madam Barton. Ersterer erschien zwar jeden Morgen und Abend, um sich nach dem Befinden seines Kindes zu erkundigen, beschränkte sich jedoch ausschließlich auf diese Nachfrage; die Dame des Hauses jedoch vermied sichtlich die Nähe des Krankenzimmers, und fragte höchstens dann und wann den Arzt, wie es ihrer Tochter gehe. Mina hatte sich jede Hilfe verbeten und nur ungern zugegeben, daß Herr Barton jede zweite Nacht am Krankenbette wache, während sie sich zu einer kur-

zen Ruhe auf ihr Zimmer zurückzog. Zwar protestierte seine Frau hiegegen; aber es half nichts, denn andere Hilfe war nicht zu bekommen, und einige Ruhe mußte man der selbst noch schwachen Pflegerin doch gönnen.

Sechstes Kapitel.

„Undank ist der Welt Lohn".

Zehn Tage waren unter Furcht und Hoffnung vergangen, als am Morgen des elften Mina den Vater ihrer Kranken bei seinem Morgenbesuche mit einem freudigen Blicke begrüßte. „Gott sei Dank!" sprach sie leise zu ihm, „Fräulein Rachels Befinden wendet sich der Besserung zu. Als sie vor einer Weile die Augen öffnete, erkannte sie mich. Aber still, sie liegt nun in einem ruhigen Schlummer, von welchem ich das beste für sie hoffe. Wie sanft und regelmäßig sie atmet!" Herrn Bartons Freude war groß, denn er liebte seine Tochter aufrichtig. Nachdem er sich von der Wendung zum Besten überzeugt hatte, sprach er gerührt: „Wenn sie wirklich wieder gesund wird, Mina, so haben wir es Ihnen zu verdanken. Ihre Sorge und Pflege hat mehr getan, als alle Arznei."

„Danken Sie Gott, Herr! Danken Sie Gott, nicht mir!" entgegnete Mina bescheiden.

„Nun, nun, Mina, wir wollen nicht streiten; dennoch müssen Sie zugeben, daß ich Ihnen Dank schulde."

„Sie sind zu gütig, Herr! Doch lassen wir das. — Wie geht es meinem Bruder? Ich habe ihn die ganze Zeit nicht gesehen und auch nichts von ihm gehört. — Hat er keinen Brief von unseren Eltern erhalten?"

„Georg ist wohl; zuverlässig und pünktlich im Geschäft, wie immer. Er hat täglich nach Ihnen gefragt, denn er war sehr besorgt um Sie, wie ich wohl bemerken konnte, obgleich er nichts sagte. Er hat vor

einigen Tagen einen Brief von den Ihrigen erhalten. Sie sind alle wohl."

„Doch still! Rachel bewegt sich, sie wacht auf."

Dieses Gespräch war flüsternd geführt worden. — Die Freude des Vaters, als ihn seine Tochter mit einem schwachen Lächeln begrüßte und ihm die abgemagerte Hand entgegenstreckte, läßt sich nicht beschreiben. Die Kranke wollte sprechen, aber der Vater verwehrte es ihr. „Kein Wort, Kind! Es könnte dir schaden." Sie blickte im Zimmer umher und hauchte: „Die Mutter!"

„Die Mutter ist unten in der Küche. Sie hat soviel zu tun. Ich werde sie heraufschicken. Jetzt lebe wohl, Kind! Halte dich gut und werde bald gesund!"

Der hocherfreute Vater brachte die frohe Kunde alsbald seiner Frau, welche dieselbe indessen sehr kühl aufnahm. Wohl freute sie sich; welche Mutter hätte es nicht getan? Aber auf die Aufforderung, die Tochter zu besuchen, antwortete sie kopfschüttelnd: „Du weißt, daß mich die ungewohnte Arbeit in der letzten Zeit so angegriffen hat, daß ich selber mich nicht wohl fühle, und durch einen Besuch oben mich vielleicht der Gefahr der Ansteckung aussetzen würde. Und was würde aus euch werden, wenn ich krank würde?"

„Nun," entgegnete ihr Gatte ärgerlich, „so bleib weg. Mina ist ja dort; ohne sie wäre Rachel wohl schon unter der Erde." Und damit ging Barton nach seinem Geschäfte.

Am Nachmittage desselben Tages stattete der Arzt Rachel seinen regelmäßigen Besuch ab. „Unsere Patientin ist bedeutend besser," sprach er; „und das haben wir nächst unserer Behandlung Ihrer treuen Pflege zu verdanken, Fräulein Mina!" Er stellte einige Fragen, und winkte ihr beim Weggehen, ihm zu folgen. In der Meinung, er habe etwas zu sagen, was die Kranke nicht hören sollte, trat sie hinaus auf den Flur und

zog die Tür hinter sich zu. „Ich danke Ihnen, Fräulein, daß Sie meine Bemühungen so treulich unterstützt haben," sprach nun der Arzt, seine Hand vertraulich auf ihren Arm legend. Und flüsternd setzte er hinzu: „Ich kenne Ihre Lage dahier sehr gut. Ich weiß, wie undankbar Madam Barton sich Ihnen gegenüber erweist. Bleiben Sie auf keinen Fall bei ihr. Meine Frau bedarf eines Stubenmädchens, und ich werde Ihnen doppelten Lohn geben, wenn Sie die Stelle annehmen. Wollen Sie?" Mina hatte unterdessen gesucht, ihren Arm frei zu bekommen, allein der Arzt ließ sie nicht los. Nun neigte er sein aufgeregtes Gesicht mit den lüsternen Augen zu ihr herab, und das arme Mädchen zitterte vor Beklommenheit. Als er aber gar versuchte, sie zu küssen, konnte sie sich nicht länger halten. Mit einem Ruck machte sie sich frei und gab dem Lüstling einen Schlag ins Gesicht.

„Da haben Sie, was Sie verdienen!" rief sie aufgeregt, wenn auch, um Aufsehen zu vermeiden, in gedämpftem Tone. „Lernen Sie daraus, unbescholtene Jungfrauen in Ruhe zu lassen. Und wenn Sie jemals Miene machen, derartiges zu wiederholen, zeige ich Ihre Unverschämtheit dem Herrn Barton an. Er wird mich zu schützen wissen." Damit eilte sie in das Krankenzimmer und drehte den Schlüssel um. Der Arzt schlich sich beschämt davon, in seinem Innern dem mutigen Mädchen Rache schwörend.

Zu allem Glück schlief die Kranke als Mina eintrat und so hatte sie Gelegenheit, ihr empörtes Gemüt zu beruhigen. „Er wird sich's merken," sprach sie zu sich selbst. „Und zu rächen getraut er sich nicht, denn er weiß, daß Herr Barton auf meiner Seite ist. Auch steht sein Ruf als Arzt auf dem Spiel, wenn sein ruchloses Betragen bekannt wird." Und sie fiel auf die Knie, Gott und der seligsten Jungfrau dankend für die Rettung aus der Gefahr.

Der Arzt setzte seine Besuche fort, und schien zu Minas Verwunderung des soeben erzählten Vorfalles gänzlich vergessen zu haben. Höflich und zuvorkommend gab er seine Anordnungen und betrug sich untadelhaft. Sie durchschaute seine Verstellung und verabscheute ihn umsomehr. Stumm gehorchte sie seinen Anweisungen, einsilbig beantwortete sie seine Fragen, ihm deutlich zu verstehen gebend, wie unangenehm ihr seine Gegenwart war.

Nach ungefähr einer Woche ließ der Arzt Madam Barton um eine Unterredung bitten. Sie bestellte ihn in das Sprechzimmer, und als sie dahinkam, sprach der Doktor: „Ihre Tochter geht jetzt rasch ihrer Genesung entgegen. Ich hoffe, ihr nächste Woche erlauben zu können, das Krankenzimmer zu verlassen. — Doch entschuldigen Sie eine Frage, die ich schon längst stellen wollte, was für eine sonderbare Person haben Sie denn als Wärterin?"

„Da weiß ich kaum, was ich antworten soll, Herr Doktor; sie ist eine Deutsche, und überdies katholisch."

„Das weiß ich, und es erklärt manches in ihrem eigenartigen Wesen, aber es muß sonst noch etwas dahinter stecken. So eine abstoßende Person ist mir noch nie vorgekommen. — Beabsichtigen Sie, das Mädchen zu behalten?"

„Nun ja! Ich dachte Mina zu behalten. Aber wenn Sie meinen, ich solle sie entlassen, so soll es geschehen. Ich möchte um keinen Preis eine verdächtige Person in meinem Dienste haben."

„O, bitte, Madam! Der Ausdruck ist zu stark. Ich will niemanden verdächtigen. Ich meinte nur so im allgemeinen, eine Deutsche, und dazu noch katholisch passe nicht in Ihren Haushalt, am allerwenigsten als Gesellschafterin Ihrer Tochter, und das scheint sie jetzt zu sein." Er stand auf, um zu gehen.

„Sie mögen wohl recht haben, Herr Doktor! Mina

war mir von Anfang an zuwider, aber Herr Barton hält große Stücke auf sie. Nun soll sie mir aber sobald als möglich aus dem Hause. — Ich danke Ihnen, Herr Doktor!“

Der Arzt hatte den ersten Schritt zur Rache getan. Nach einigen Tagen erklärte er die Kranke für genesen und erlaubte ihr, sich im Familienzimmer aufzuhalten. Mina, die keine Ahnung des ihr drohenden Schicksals hatte, gab sich ganz der Freude über die Genesung des Fräuleins hin. Sie wollte sich nun wieder in der Küche nützlich machen, fand aber zu ihrem Staunen, daß Madam Barton nichts davon hören wollte, als sie sich dort meldete: „Ich werde nachher mit Ihnen reden,“ lautete der kurze Bescheid der Dame.

Ungefähr eine Stunde darauf kam denn auch Madam Barton in Minas Zimmer, wo sich diese mit einer Näharbeit beschäftigte, und sprach zu ihr: „Meine Tochter ist nun gesund, und bedarf Ihrer Dienste nicht länger. Es steht Ihnen frei, jederzeit mein Haus zu verlassen.“

Die Augen des armen Mädchen füllten sich mit Tränen, aber ihren gerechten Schmerz bezwingend, entgegnete Mina sanft: „Gut, Madam, ich werde gehen. Aber es ist gleich Abend; diese Nacht darf ich doch noch unter Ihrem Dache zubringen?“

„So war es nicht gemeint, Mina! Sie können bleiben, bis Sie eine andere Stelle gefunden haben.“

„Ich danke Ihnen! Lange werde ich Ihnen nicht zur Last fallen.“

Am nächsten Morgen trat sie, ihre wenigen Habseligkeiten in einer Handtasche tragend, vor die Madam und sprach. „Da ferner meines Bleibens hier nicht sein soll, ziehe ich es vor, sogleich zu gehen, und zwar, um Herrn Barton jeden Verdruß zu ersparen, noch ehe er zum Frühstück kommt.“

„Was geht da vor?“ ließ sich in diesem Augenblick

die Stimme des Genannten vernehmen. „Was fällt Ihnen ein, Mina?" Herr Barton hatte ihre letzten Worte gehört, und eilte sichtlich erzürnt auf seine Gattin zu, indem er ausrief: „Da hat deine Herzlosigkeit wieder einmal eine Lieblosigkeit begangen, die ich gutmachen muß! Ist es nicht so?"

„Nun," entgegnete sie, „Rachel ist gesund und bedarf Minas Dienste nicht mehr. Ich setzte ihr das gestern auseinander und sagte ihr, sie möge sich um eine andere Stelle umsehen. Nun läuft sie auf und davon. Das hat man von seiner Güte und Nachsicht!"

„Du — und Güte und Nachsicht! — Hahaha! Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so ärgerlich wäre. Doch wozu lang Worte verlieren? Du bist eines treuen Dienstboten gar nicht wert, und magst in Zukunft dich selber quälen. — Sie, Mina, bleiben bis auf weiteres hier. Ich werde Ihnen heute noch eine Heimat besorgen."

Was blieb dem armen Mädchen übrig, als zu gehorchen? Hatte sie doch keine andere Zuflucht, als das Hospital der guten Schwestern, und diesen wollte sie nur in der dringendsten Not zur Last fallen. Sie beschloß also, einstweilen zu bleiben, da Herr Barton versprochen hatte, heute noch für sie zu sorgen.

Sie zog sich in ihr Zimmerchen zurück, wo Herr Barton bald darauf erschien und sprach: „Bleiben Sie hier in Ihrem Zimmer, bis ich Sie abhole. Meine beiden Schwestern wohnen einige Meilen von der Stadt auf dem Lande. Sie sind zwar alte Jungfern, die ein einsames Leben führen, aber herzensgute Seelen und mir sehr zugetan. Zu ihnen will ich Sie bringen. Ich weiß im voraus, daß Sie gut aufgenommen werden, denn mein Wort gilt dort alles. Halten Sie sich gegen zehn Uhr bereit!"

Mina fand kein Wort des Dankes, aber ihre Tränen waren eine beredte Zustimmung. Sie flossen noch

lange nachdem Herr Barton das Haus verlassen hatte. — Nach ungefähr zwei Stunden hielt eine Kutsche vor demselben. Barton stieg aus und holte Mina ab. „Hier ist meine jüngere Schwester," sprach er, den Kutschenschlag öffnend; „die ältere blieb zu Hause, um ein Zimmer für Sie herzurichten. Steigen Sie ein, Mina! Ich muß nach meinem Geschäfte sehen, und kann Sie nicht begleiten. Ihr werdet bald miteinander bekannt werden." Dem Kutscher winkend, warf er den Schlag zu und entfernte sich.

Nach einer Fahrt von kaum einer Stunde erreichte Mina mit ihrer Begleiterin ihre neue Heimat. Sie fand eine freundliche Aufnahme und erkannte bald in den alten Damen das wohlwollende Herz Bartons wieder. Sie sollte denselben als Gesellschafterin dienen und etwa vorkommende Näharbeiten fertigen. — Endlich hatte das vielgeprüfte Mädchen eine Heimat, wo ihre Treue, Dienstfertigkeit und Dankbarkeit Anerkennung fand.

Herr Barton teilte ihrem Bruder sogleich die getroffene Anordnung mit. „Besuche sie bisweilen," sprach er; „du findest dort jederzeit ein freundliches Entgegenkommen." Der gute Bruder ließ sich das nicht zweimal sagen. Im Geschäfte hatte er sich bereits das Zutrauen und die Achtung aller erworben; bei den alten Damen wurde er bald in gleicher Weise gewürdigt.

Siebentes Kapitel.

Ein schwerer Schlag und ein gutes Ende.

Es sind nun vier Jahre seit Hartmanns Ankunft in Amerika und seiner Uebernahme der Farm verflossen. Von Georg und Mina erhielt er nur gute Berichte, die von Zeit zu Zeit durch Uebersendung ihrer Ersparnisse bestätigt wurden. Seine Bewirtschaf-

tung der Farm hatte herrliche Erfolge erzielt. Sein Viehstand war der beste in der ganzen Gegend, und auch alles übrige war im schönsten Zustande. Hoffnungsvoll blickte er der Zeit entgegen, da das Land sein Eigentum werden würde. Noch ein gesegnetes Jahr, und er glaubte dieses Ziel erreicht.

„Sie hatten wider Erwarten Glück, Hartmann," sprach Butler zu ihm, als er ihn nach langer Zeit wieder einmal besuchte und das glänzende Hornvieh, die schönen Pferde, die bequemen Stallungen, die gefüllte Scheune und das zahlreiche Geflügel überschaute. „Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Erfolg."

„Nun, ich bin zufrieden! Aber es hat Zeit, Arbeit und Geld gekostet, es soweit zu bringen. Im verflossenen Jahre allein habe ich 300 Dollars für Verbesserungen ausgegeben."

„Sie beabsichtigen wohl, dazubleiben?"

„Ei, freilich! Ich hoffe, nächstes Jahr die Farm kaufen, und wenn Sie Ihre Forderung nicht zu hoch stellen, bar bezahlen zu können."

„Wirklich?" Butler ließ seinen Blick nochmals über den musterhaft gehaltenen Hofraum gleiten. Dann sprach er lächelnd: „Wie viel gedenken Sie für den Platz zu bezahlen?"

„Nun, was Sie anfangs dafür forderten: 2,500 Dollars; möglicherweise auch 3,000," beeilte er sich hinzuzufügen, als er Butlers Kopfschütteln wahrnahm.

„Die Farm ist 5,500 Dollars wert und um keinen Cent weniger zu haben!" sprach dieser bestimmt.

„Was?" rief Hartmann erschrocken. „5,500 Dollars? Das ist ja mehr als das doppelte von dem, was Sie vor vier Jahren verlangten!"

„Versteht sich! Damals war die Farm herabgekommen und vernachlässigt, jetzt ist sie im besten Zustande."

„Letzteres ist aber eine Folge m e i n e r Arbeit, und für alle Verbesserungen habe i c h, nicht S i e bezahlt!"

„Aber das Land ist m e i n !“

„Wer ersetzt mir meine Auslagen? Von der Arbeit nicht zu reden!“

„Das geht mich nichts an!“

„Sie versprachen, mir die Farm zu verkaufen.“

„Jawohl! Aber ich band mich an keinen Preis. Das Land hat jetzt den doppelten Wert, einerlei wodurch. Ich lasse Ihnen die Wahl: Sie zahlen entweder fortan 500 Dollars Pacht, oder Sie kaufen die Farm für 5,500 Dollars, oder Sie ziehen aus.“

Hartmann überlief es heiß und kalt. „Sie sind ein Schurke!“ stieß er mühsam hervor.

„Warum kauften Sie das Land nicht, als ich es Ihnen billiger überlassen wollte? — Weshalb ereifern Sie sich so?“

„Ich ereifere mich, weil ich für die Verbesserungen, die Umzäunungen, die Stallungen, den Garten, wofür ich bereits zahlte, nochmals zahlen soll.“

Butler lachte. „Sie irren sich, Hartmann! Das Gesetz wird Sie anders belehren.“

„Ich verließ mich auf Ihr Wort.“

„Verlassen Sie sich auf nichts und niemand, Freund, als auf sich selbst. Uebrigens habe ich Ihnen nichts versprochen. Das sähe mir auch gar nicht ähnlich. Das Gesetz ist auf meiner Seite. Jeder ist sich selbst der Nächste.“

„Was Sie da tun wollen, ist nichts anderes als Diebstahl, oder vielmehr Raub. Sie wollen sich die Früchte meiner schweren Arbeit, meines sauren Schweißes, meiner langjährigen Sparsamkeit aneignen.“

Die Stimme versagte ihm. — Wenn es galt, zu arbeiten oder Entbehrungen zu ertragen, stellte er seinen Mann; aber diesem herzlosen Betragen gegenüber entsank ihm der Mut. Was sollte er tun? Die verlangte Summe besaß er nicht. Sich durch Hypothekenscheine

in die Hände eines solchen Wucherers zu geben, dazu konnte er sich nicht entschließen. Auch widerstrebte es ihm, zu einer solch offenbaren Ungerechtigkeit gegen sich und die Seinigen mitzuwirken, und nochmals eine Reihe von Jahren sich und sie wie bisher zu quälen. Butler von seiner Forderung abzubringen war keine Aussicht. Er beschied ihn also kurz mit den Worten: „Was Sie von mir verlangen ist eine Ungerechtigkeit. Ich kann nicht darauf eingehen. Behalten Sie Ihre Farm! — Aber bedenken Sie, es gibt einen Rächer!“

Seine Frau bemerkte sogleich bei seinem Eintritte ins Haus, daß etwas ungewöhnliches geschehen sei. In kurzen Worten teilte er ihr Butlers Forderung und seine Unterredung mit ihm mit. Sie vergoß bei dem Berichte reichliche Tränen, war sie doch ganz mit dem Anwesen verwachsen, das sie nun mit den Ihrigen verlassen sollte.

„Es bleibt nichts anderes übrig, Frau! Wir müssen fort. Zu allem Glück kann ich mit den 2,000 Dollars, die wir bis jetzt erspart haben, eine Farm im Westen kaufen. In Wisconsin, höre ich, sind deutsche katholische Ansiedlungen, wo wir unter Landsleuten und Religionsgenossen glücklicher sein werden, als hier. Nur den Mut nicht verlieren! Es heißt zwar nochmals anfangen, aber die gemachte Erfahrung ist auch etwas wert.“

So tröstete Hartmann seine Frau, sich den Anschein gebend, als fühle er die an ihm begangene Ungerechtigkeit nicht.

Nach einigen Wochen hatte er die Pferde, das Vieh und die Farmgerätschaften, wenn auch mit Verlust, verkauft, und war bereit, fortzuziehen. Er reiste nach New York, seinen Sohn und seine Tochter zu besuchen, sie von der Sachlage in Kenntnis zu versetzen, und sich bezüglich der Reisegelegenheit zu erkundigen. Die guten Kinder waren hocherfreut, den Vater wiederzusehen.

Freilich betrübte es sie, daß er die Früchte einer vierjährigen schweren Arbeit auf so ungerechte Weise verlor, doch trösteten sie ihn so gut sie konnten.

„Ich kann zwar über die Behandlung, die mir Herr Barton widerfahren läßt, nicht klagen," sprach Georg, „im Gegenteil, ich muß seine Güte gegen mich dankbar anerkennen. Aber ich sehe, daß ich hier in der Stadt, wo ich nur für andere arbeite, eigentlich doch zu nichts komme und nie selbständig werde. Auch gefällt mir die Gesellschaft hier keineswegs. Ich ging deshalb schon lang mit dem Gedanken um, mich wieder dem Landleben zuzuwenden. Ich beriet mich deshalb bereits mit dem Pfarrer und auch mit Herrn Barton. Beide gaben mir recht. — Daß es für Mina, wenn wir einmal eine eigene Heimat haben, bei uns ebenfalls besser sein wird, als bei Fremden, steht nach den Erfahrungen, welche sie gemacht hat, außer Frage. — Nicht wahr, Mina?"

Lächelnd bejahte sie es.

„Wenn Ihr nichts dagegen habt, Vater," fuhr Georg fort, „so ziehen wir beide auch mit nach Wisconsin. Im Westen, unter unsersgleichen, wird es uns nicht schwer werden, uns ein schönes Anwesen zu schaffen. Dort finden wir endlich eine Heimat. Es wird auch den jüngeren Geschwistern zum Vorteil sein, denn seit ein deutscher Bischof in Wisconsin ist, entstehen allenthalben Kirchen und Schulen."

So ward denn beschlossen, daß die ganze Familie nach Wisconsin ziehe. Der Priester gab Hartmann ein Empfehlungsschreiben an einen ihm befreundeten Geistlichen mit, Herr Barton wünschte Georg den besten Erfolg, und Minas Gönnerinnen, welche die bescheidene Jungfrau nur ungern scheiden sahen, gaben schließlich doch zu, daß es so am besten sei.

Die Reise nach dem Westen wurde glücklich zurückgelegt, und nach einigen Wochen sehen wir die Familie in einer nahezu ganz deutschen, blühenden Ortschaft Wis-

cousins angekommen. Von da aus begaben sich Hartmann und sein Sohn auf die Umschau nach einer geeigneten Farm, und bald hatten sie gefunden, was sie suchten. Ein Amerikaner, dem die Deutschen in der Gegend zu zahlreich wurden, wollte ausverkaufen. — Da Hartmann bar bezahlen konnte, kam der Handel bald zustande. Nach weiteren vierzehn Tagen, die zum Ankauf von Vieh, Pferden und Ackerbaugerätschaften benutzt wurden, war der Umzug vollzogen. Mit einem frohen Dankgebete beschloß die wiedervereinigte Familie den ersten Tag in der neuen Heimat. „Es ist doch besser so," sprach Hartmann zu den Seinigen, ehe sie sich für die Nacht trennten. „Jetzt sind wir alle beisammen und in unserm Eigentum. Nächstes Jahr sind wir fünf Jahre in Amerika. Da nehmen wir, Georg und ich, unsere Bürgerpapiere heraus, und mit Gottes Segen wird es uns allen gut gehen im neuen Vaterland."

XIII.

Christkindleins Erdenflug.

Ein Weihnachtstraum, einer alten Legende nacherzählt.

---

1. Der Traum in der Christnacht.

Es war in der heiligen Nacht. Der Mond, als ahne er das göttliche Geheimnis, das in dieser Nacht gefeiert wird, ergoß sein silbernes Licht über die schneebedeckte Erde. Sinnend saß ich in seinem bleichen Scheine in meiner Kammer, die Hände zum Beten gefaltet. Ich war allein, in der Fremde, fern den Meinigen; niemand kannte, niemand liebte mich. Vielfache Täuschungen hatte ich erfahren müssen, und so hoffte ich auch von der Zukunft wenig. Ich wünschte wieder ein Kind zu sein und das Christfest als solches in froher Unschuld, Kindlichkeit und Seligkeit zu feiern. In dieser Sehnsucht schlummerte ich ein.

Da war es mir, als sei ich wieder ein Kind geworden. Aber ich war gestorben und meine Seele hatte sich in einen neuen Körper gehüllt, welcher glänzte und mit silbernen Schwingen ausgestattet war. Es war eine Christnacht, und ich schwebte im Glanze des Mondes über der Erde. Da hörte ich plötzlich leisen Gesang; viele tausend Engelein schwebten um mich her, leuchtend im Strahlenglanze eines wundersamen Lichtes. Mitten im seligen Kreise schwebte das Jesuskind. In

der linken Hand trug es eine kleine goldene Weltkugel mit einem Kreuze geschmückt; die Rechte war segnend ausgestreckt. Es legte mir das Händchen auf, segnete mich und sprach: „Komm, Brüderchen, und singe mit meinen Engelein von dem Heil, das ich der Welt bringe, und folge mir nach, wohin ich schwebe. Du sollst mit mir in die Wohnungen der Menschen gehen und sehen, wie ich alle beglücke."

So sprach das Christkindlein zu mir, und in demselben Augenblick fingen die Engelein an zu singen vom Jesuskinde, wie es so schön sei und so wunderbar, und wie die im Himmel selig wären in seinem Anschauen, und wie lieb es die Menschen habe. Und wohin das Christkindlein in der Gesellschaft der Engel schwebte, ertönten Glöcklein, alle so hell und klar und rein. Aus weiter Ferne strahlten uns Lichter entgegen. Dort waren die Wohnungen der Menschen, Hütten und Paläste. In allen erwartete man das Christkindlein. — Ob alle auch verdienten, beglückt zu werden durch seinen heiligen Besuch?

2. Das sterbende Kind.

Das Jesuskind zeigte mit der Rechten auf eine kleine Hütte, welche sich an einen Felsen lehnte, als suche sie Schutz gegen die rauhen Winde. Dorthin schwebten die Engelein mit dem Christkinde.

In der Hütte war alles still. Kein Weihnachtslied, kein Kinderjubel ertönte. Aber an einem Bette saß eine Mutter. Darin lag ein sterbenskrankes Kind mit lieblichen Locken und lilienweißem Angesicht, die Händchen über der Brust gefaltet. Die Mutter war in ihrem Schmerze vor Ermüdung eingeschlafen; an ihren Wimpern glänzten noch die Tränen, die sie vorher geweint hatte.

Leise und unhörbar schwebte das Christkind ins

Kämmerlein. Es neigte sich über das Kind, und sieh, dieses öffnete die Augen und lächelte selig und streckte die Arme aus. Das Christkind nahm es an seine Brust und küßte es. Und sieh! — im Augenblick war es ein Engelein geworden, mit silbernen Schwingen an den Schultern und einer wunderlieblichen Blume in der Hand. Und das Jesuskind legte den kleinen Engel ans Herz der schlummernden Mutter, und dieser küßte der Mutter glühende Wangen und rief: „Auf Wiedersehen, liebes Mütterlein, auf Wiedersehen!" Und die Mutter lächelte in ihrem Schlummer.

Das Christkind aber und der kleine Engel, und die Engelein alle schwebten weiter. —

3. „Gott ist die Liebe."

Gewaltig und doch lieblich, friedlich und doch siegreich riefen die Glocken einer Stadt zur Mitternachtsmesse. Da schritt Mancher zur Kirche, dem er seit Jahren fremd gewesen; der Jubel vieler tausend Kinderherzen hatte ihn geweckt und ihm keine Ruhe gelassen auf seinem Lager. — Und er dachte seiner eigenen Kinder und mußte aufstehen, um wieder einmal zu beten in der Kirche. Manches junge Herz in seinem Jugendjubel und mancher Greis im Silberhaare, manche verlassene Mutter und mancher ungeratene Sohn, mancher Wüstling und Mörder der Unschuld gedachte seiner Kindheit und ging zur Kirche. Im Heiligtum erschien der eine aus Neugier, der andere aus Liebe oder unbewußtem Drange: die Kirche vereinte sie alle, Freund und Feind. Alle schauten hin auf den lichtumflossenen Hochaltar; aber niemand sah die Engel des Himmels, welche herniederschwebten und ihn umgaben; niemand sah, daß im Tabernakel das Christkindlein stand und segnend seine Hand ausstreckte. Aber der Priester, der am Altare stand und

die heilige Hostie erhob, und sie dem Volke zeigte — der Priester sah das Christkindlein, und hörte, um und über sich die Engelsflügel rauschen.

Und er sah, wie das Christkindlein lächelte und segnete, er hörte es sprechen: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken." Und er hörte, wie die Engel jubelnd sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind."

Und der Augenblick kam, da seine Seele den Herrn der Ewigkeit empfing, der ihm als Christkind entgegenlächelte. Als er sich darauf segnend zum Volke wandte, leuchteten seine Augen, und sein Antlitz war wie das eines flammenden Seraphs, der vor Gott steht. Und als er dann die Kanzel betrat, rief er jubelnd über die horchende fromme Menge hin: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm! Ein Kindlein ward er geboren zum Heile der Welt. Himmel preiset ihn, und du, Erde, bete ihn an! Menschen, liebet ihn, den großen Gott, den heiligen Gott, den Gott der Liebe!"

Und die Orgel braust und rauschet, ihre ergreifenden Töne durchdröhnen den weiten Raum: „Gott ist die Liebe!" Tausendstimmig wiederhallt der Klang und des Christkindes ergreifendes Wort: „Ich bin die Liebe!"

Und das Volk, den Priester wie eine Wundergestalt anstaunend, weil er wie ein Gesandter aus anderer Welt seine Worte gerufen, sinkt auf die Knie und weint. Der Feind drückt dem Feinde die langverweigerte Hand; der Lüstling verhüllt seine Augen und geht hinaus, denn er wagt nicht zu verbleiben im Heiligtum des Allerreinsten. Der ungeratene Sohn ruht am Herzen des Vaters, auf sein gebeugtes Haupt fließen verzeihende Tränen. Und alle jubelten mit dem Priester: „Gott ist die Liebe! Alleluja!"

4. Die getröstete Mutter.

Das Christkind und sein Gefolge gelangt auf seiner weiteren Wanderung in eine einsame Waldhütte. Vor derselben sitzt ein zerlumptes, altes Weib. Tiefe Furchen hat jahrelanger Schmerz ihr ins Gesicht gegraben. Gebleicht war ihr Haar und starr waren ihre Augen, als wäre kein Leben darin, ziellos in die Ferne gerichtet.

Dachte sie der vielen Jahre ihrer unglücklichen Ehe? Dachte sie ihres längst verstorbenen Kindes, des geliebten, einzigen? — Beides vielleicht hatte ihren Zügen das Siegel des Irrsinns aufgedrückt.

„Grab, gib mir mein Kind zurück, den lieblichen kleinen Knaben, meinen Trost, meine Liebe, meines Lebens Lust und Wonne!“ So rief das arme irrsinnige Weib. Das Auge der unglücklichen Mutter blickte starr in die mondhelle Nacht.

Und siehe, vom Himmel herab schweben Engelein und aus ihrem Kreise lächelt ihr das Christkind entgegen! „Mein Kind, mein Kind!“ so ruft die arme Mutter aus, „komm, komm!“ Und das Christkind winkte einem Engelein; es flog zum armen Weibe hin, breitete die Arme aus und lag am Herzen der Mutter!

Und der Mutter Augen waren nicht mehr starr, sondern strahlten wunderbar, und ihr Antlitz wurde schön, wie in den Tagen der Jugend als sie Treue schwor vor dem Altare. Und das Christkind legte segnend die Hand auf ihr Haupt und sprach: „Komm mit deinem Kinde und sei glücklich mit ihm!“ Und während der Heiland redete, sank die Glückliche nieder und war tot; und ihre Seele sagte dem Christkind heiligen Mutterdank und ewigen Preis.

5. Die Krankenschwester.

Das Christkind und die Engel kamen in eine große Stadt. Da ragte ein großes, lichterhelltes Gebäude

empor. Dahin schwebten die himmlischen Geister, denn durch die hellerleuchteten Fenster drangen Gebete und Weihnachtslieder, und Klagen und Weinen, und Trostworte und Segenssprüche. Und hinein schwebte das Christkind mit den Engeln in ein großes Zimmer mit vielen Betten, worin bleiche Menschen vor Schmerz stöhnten.

Eine Jungfrau in dunklem Gewande, das Haupt mit einem Schleier umhüllt, schritt von einem Lager zum andern. Hier reichte sie Arznei, dort spendete sie Trost. Wo immer sie erschien, waren alle beglückt und die Tränen, die eben herausquellen wollten, traten zurück, denn sie schämten sich, von der Jungfrau gesehen zu werden. Heute aber klangen ihre Worte viel süßer als sonst; ihr Antlitz glänzte wie das eines Engels und strahlte in stillem Glücke. Woher mochte es kommen? — Sie sprach vom Jesuskinde, das eben seine segnende Wanderung durch die Erde begonnen, und das überall den Schmerz aufsuche, um zu heilen und die Tränen zu sammeln, um sie aufzubewahren als Perlen für den Tag der Ewigkeit.

Aber sie sah nicht, wie der ganze Saal von Engeln erfüllt war, und die Leidenden sahen es auch nicht; sie wußten nicht, wie es plötzlich so hell geworden war, und meinten, es käme vom Mond, der so licht durch die Scheiben leuchtete.

Und das Jesuskind schwebte der Jungfrau zur Seite und ging mit ihr von Lager zu Lager, und gab ihr viele hohe Gedanken ein, und diese hohen Gedanken klangen als Dankesworte und Preisgebete von ihren Lippen, und daher kam es, daß sie heute so wundervoll ergreifend sprach. Auch in ihr Herz war das Christkind gekommen und hatte es gar schön und rein gemacht; daher die unnennbare Seligkeit, welche die Jungfrau fühlte, unbewußt, wie es ihr so heilig in der Seele geworden ist. Und diese ihre Seele, wie strahlte

sie! Sie war umkränzt von einem kostbaren Perlenkranze; das waren die Tränen alle, die sie am Lager der Kranken getrocknet; das waren die von den Kranken emporgesandten Gebete, daß Gott sie segnen möge, die fromme, aufopfernde Schwester.

Und Jesus machte ihre Seele noch schöner in dieser heiligen Nacht. Er prägte ihr sein Bild ein und ein Engel pflanzte eine Lilie hinein, weiß wie der Schnee, der vom Himmel fällt, und rein wie das Licht, das die Sonne spendet. Die Jungfrau aber sank auf die Knie, mitten im Saal der Leiden. Ihre Augen leuchteten so gottinnig, daß die Kranken ihre Hände falteten und beteten, Gott möge sie segnen. Ihre Lippen aber blieben stumm; in ihrer Brust jedoch da sang es, da klang es, da blühte und glühte es so selig, daß ihr vor lauter Seligkeit das Herz brach und ihr reiner Leib langsam auf den tatengeweihten Boden herniedersank.

Und noch heller und lichter ward es im Saale, und mitten in dem wunderbaren Glanze sahen die Kranken das Bild ihrer frommen Pflegerin und ahnten das Hinscheiden der sanften, geduldigen Schwester. „Sie war ein Engel!“ sprachen sie.

6. Die verlassene Jungfrau.

In einem kleinen Zimmer, dessen einziges Fenster mit einem Vorhang verhüllt war, kniete in der heiligen Christnacht eine Mädchengestalt im leichten Nachtgewande. Ihre Hände waren krampfhaft gefaltet, das junge, liebliche, von langem Blondhaar umflossene Gesicht senkte sich gegen den schwerwogenden Busen herab, die Augen glänzten in Tränen.

Und nun ergoß sich ihr tiefer Seelenschmerz in den Worten des folgenden, mit bleichen Lippen gesprochenen Gebetes: „O Gott, wie schön war das Weihnachtsfest des vorigen Jahres! Wie glücklich war ich

da im seligen Bewußtsein einer reinen Liebe, gesegnet von einer lieben, leidenden Mutter! Im Gotteshause, im Strahle seiner helleuchtenden Kerzen, kniete ich an der Krippe des Heilandes und dankte dem Himmel für das Glück meiner jungen Liebe. — Wie so ganz anders jetzt! Verlassen, verraten, betrogen wegen einer andern! Arme Mutter, was hast du mit mir gefühlt, was fühlst du jetzt noch mit mir in solch namenlosem Leid! O Gott, warum eine solche Qual, die mir das Herz noch bricht? — Vielleicht zu meinem Heile. So laß ihn glücklich werden, der mich verließ, und nicht fühlen, wie weh er mir getan. Ihm gib deinen Segen, und mir den Frieden im Tode!"

Und siehe, plötzlich ward das dunkle Zimmerchen erhellt von wunderbarem Lichtglanze, und inmitten desselben erschien das Christkind mit so freundlichem Lächeln, daß die Jungfrau selig entzückt war, und legte die Hand auf ihr Haupt, indem es sprach: „Ich bin die Liebe. Wer mich liebt, wird in Ewigkeit wiedergeliebt werden, und meine Liebe ist treu. Irdische Liebe ist unbeständig. Schenke mir deine Liebe, und ich werde deinen Namen in mein Herz schreiben, und meine Hand dir nie entziehen. Ich und meine Engel stehen dir unsichtbar zur Seite und begleiten dich."

Also sprach das Christkind, und die im Nebenzimmer schlummernde Mutter flehte im Traume: „Gott segne, Gott schütze mein Kind!" Und Friede senkte sich in der Jungfrau Herz und getröstet sank sie auf ihr Lager und schlummerte ein.

Das Christkindlein verschwand, aber selige Ruhe blieb in der Seele der Jungfrau zurück.

7. Das sterbende Mütterlein.

Vom Alter gebeugt wanderte ein Mütterlein, den Stab in der Hand, über die schimmernde, im Mond-

lichte blitzende Schneefläche zur kleinen Dorfkirche, deren hohe Fenster festlich beleuchtet waren und von deren niedrigen Turme feierliches Geläute ertönte. Ruhig wanderte sie dahin, als wäre sie wieder jung geworden. Ihre Lippen bewegten sich, als ob sie bete; aus ihren treuen Augen strahlte die fromme Seele wieder, die sich ruhig in Gottes Willen ergibt und Tag und Nacht ihm dient.

Da erblickt sie plötzlich neben sich im knisternden Schnee ein wunderbares Kind, welches ihr so herzgewinnend entgegenlächelt, daß ihr vor freudigem Schreck der Stab aus der Hand fällt und sie zitternd vor Freude im Schnee auf die Knie sinkt und ausruft: „O süßes, heiliges Christkindlein, wie bist du so schön!"

Und das Kind sprach zu ihr: „Ja, ich bin schön; schöner als die Sonne und jegliches Licht. Denn aus mir nehmen alle Gestirne ihren wunderbaren Glanz, und in meinen Augen spiegelt sich die ganze Welt. Dies ist meine geweihte Nacht, wo ich der Welt meinen vorzüglichsten Segen gebe, und wo ich alle, die ich liebe, beglücke. Auch du sollst glücklich werden; du sollst mit mir gehen und in meinem Himmel das Fest feiern, welches du in der kleinen Dorfkirche feiern wolltest."

Und das Mütterlein streckte die Arme aus und flehte: „Süßes, heiliges Christkindlein, wie bist du so schön! O nimm mich mit! Ich habe dich innig geliebt all mein Leben lang, und immer gewünscht, dich zu sehen und ewig bei dir zu sein! Nimm mich mit, o süßes Kind!" Und im selben Augenblick sah sie sich von unzähligen Engeln umgeben, und sie sangen so süß, und waren so licht und glänzend, und das Christkind strahlte so wunderbar, und die ganze Natur war so voll Licht und Glorienschein, daß dem Mütterchen die Augen zufielen vor Seligkeit und ihr Herz stillstand, weil es die Wonne nicht ertragen konnte. Sie beging das Weihnachtsfest im Himmel.

8. Der ungeratene Sohn.

Eine alte, blinde, von schweren Körper- und Seelenleiden gebeugte Mutter lag im Sterben. An ihrem Bette kniete ihre treue Tochter. Müde von den vielen und langen Nachtwachen war sie eingeschlummert. Ihr Haupt war auf das Bett gesunken, ihre Hand hielt die erkaltende der sterbenden Mutter fest.

Die Mutter hatte erst seit einiger Zeit das Augenlicht verloren, ertrug aber schon seit über drei Jahren die schweren Leiden einer unheilbaren Krankheit. Größeren Schmerz aber bereitete ihr ein undankbarer Sohn, der übers Meer gegangen war und seine arme Mutter der Pflege seiner Schwester überlassen hatte. Um ihn glücklich zu machen, hatte die alte Frau gearbeitet und gedarbt, und als der Sohn hinwegging ohne das Wissen und den Segen der Mutter, da warf der Schmerz sie aufs Krankenlager und ihr Augenlicht erloschen infolge der vielen Tränen, die sie vergoß.

Nun lag sie am Sterben. Langsam atmend hob sich ihre Brust; heute, in der heiligen Nacht, fühlte sie ihre Verlassenheit um so schmerzlicher. Hätte sie jedoch die schlummernde, durch Nachtwachen erschöpfte Tochter sehen können, sie hätte wieder einmal vor Freude gelächelt. Aber ach, sie war blind! Sie gedachte der Zeit, da der ferne, undankbare Sohn noch ein Kind war und sie sich freute an des Kindes Freude. „Wo mag er jetzt das Christfest feiern? Ob die Reue an seiner Seele nagt? Ob er jenseits des Meeres an einer Weihnachtskrippe kniet und seiner Kindheit gedenkt und seines schrecklichen Undankes und seiner sterbenden Mutter? — So dachte sie und betete leise: „O liebes Christkind, rette meinen Sohn! Gib ihm Reue, gib ihm die Erinnerung an seine Kindheit wieder, damit er weinen lerne und beten, und das Bild seiner Mutter wieder auftauche in seiner Seele!“

Während sie also betete, flog plötzlich ein Lichtstrahl über ihre Augen, und siehe, sie waren geöffnet und schauten einen wunderbaren Glanz. Neben ihr saß das Christkind, ganz so, wie sie es einst ihrem Sohne geschildert hatte, als er noch ein Kind war; nur hatte es eine Perlenkrone auf dem Haupte. Es waren die Tränen, die sie um ihren Sohn geweint hatte. Und es war ihr, als könne dieser ihr Sohn nicht mehr böse sein, und als gedenke er ihrer in dieser weihevollen Nacht in Liebe und Reue. Während sie noch staunend in den Strahlenglanz und in die Augen des göttlichen Kindes sah, sprach dieses liebevoll zu ihr: „Kennst du mich, arme Mutter? Ich bin das Christkind, dem du manches Kripplein gebaut und dem du dein Herz zu einer noch schöneren Krippe gemacht hast. Sei getrost! Oft hast du diese heilige Nacht in Trauer und Schmerz zugebracht, wenn du deines Sohnes dachtest. Nun wirst du mit mir das Christfest feiern, und in dieser Nacht noch wird dein Sohn deiner gedenken in Reue und Liebe, und ich werde ihn lieben, wie ich ihn geliebt, als er noch ein gutes, frommes Kind war. Du wirst mit mir gehen und ich werde dich dahin führen, wo dein Kind in der Fremde allein steht und heute weinend deiner gedenkt. Komm mit mir! Ich nehme dir das irdische Leben, und gebe dir dafür das ewige, und unendliche Freude und Herrlichkeit."

Und die kaum dem Lichte wiedergeöffneten Augen der Sterbenden brachen im Tode. Da war die Schar der das Zimmer erfüllenden Engel um einen vermehrt und in einem Augenblick schwebten sie alle mit dem Christkinde weit, weit weg über ein großes Meer.

Die gute Tochter aber schlummerte noch und lächelte, als ob sie träume, die Mutter sei wieder gesund und jung geworden.

Das Christkind und sein Engelsgefolge kamen in einem großen, fremden Lande zu einer einsamen Hütte

in einer menschenleeren Fläche. An einem Fenster, durch dessen zerbrochene Scheiben der kalte Nachtwind hereindrang, saß eine durch viele Erfahrungen und durch verborgenen Gram vorzeitig gealterte Mannesgestalt. Weithin auf die endlos scheinende Fläche waren die Augen des an Jahren noch jungen Mannes gerichtet, und sie schauten nach der Gegend, wo seine Heimat lag. Wohl mochten viele und schwere Gedanken in dieser heiligen Nacht seine Seele beunruhigen, denn seine Brust hob sich oft unter tiefen und schweren Seufzern. Er schien weinen zu wollen, aber seinen Augen waren die Tränen versagt. Lange saß er stillschweigend da, aber endlich löste sich der Bann seiner Erstarrung in folgenden Worten eines Selbstgespräches: „Arme Mutter, was denkst du jetzt, was tust, worüber weinst du? Oder bist du schon gestorben? Wo ist dann dein Grab und wer weint an demselben? Wohl die gute Schwester! — O, ich Ungeheuer, der ich eine Mutter verlassen konnte, die mich so sehr geliebt hat! O könnt' ich zu dir kommen und dich bitten: Mutter, vergib mir! Oder könnt' ich an deinem Grabe knien und weinen in dieser heiligen Nacht, da die Engel jubeln und die Kinder der Menschen sich freuen! O, verklärter Geist meiner Mutter, sieh verzeihend auf mich, deinen verirrten Sohn! Du bist ja beim Christuskind, und schaust ihm in die seligen Gottesaugen. Bitte für mich, daß mir verziehen werde, was ich an dir gefrevelt! Kein Segen war über mir, seit ich dich verließ. Kein Mensch liebte mich, weil ich der Liebe unwürdig war. Verstoßen von der Welt, baute ich mir in der Einsamkeit diese Hütte, um, fern von menschlichen Wesen, allein mit meinem Schmerz, allein in meiner grenzenlosen Verzweiflung zu leben. Laß mich nicht versinken, o verklärte Mutter; laß mich nicht untergehen, o göttliches Christkind!"

Und als er wieder aufblickte, sah er die Luft erhellt vom Glanze vieler himmlischer Geister; in ihrer Mitte

strahlte das Jesuskind, welches er angerufen, und an dessen Seite glänzte die verklärte Gestalt seiner Mutter. „Mutter, Mutter!“ rief er, und brach zusammen. Da fühlte er sein Haupt erhoben, und scheu umherblickend, sah er die verklärte Mutter vor sich stehen — und lag an ihrem Herzen. Aus ihrer Brust und aus ihren Augen drangen helle Strahlen in sein düsteres Herz. Ueber ihm schwebte das Christkind, und legte ihm segnend die Hand auf das Haupt, indem es sprach: „Dir ist verziehen, weil du bereut; verziehen die große Sünde der Undankbarkeit, weil deine Mutter für dich gebeten hat. Dir ist verziehen, weil du meiner und ihrer in Liebe gedacht hast! Kehre zurück in die Welt, zu den Menschen, und wo du ein Kind findest, daß undankbar seiner Mutter vergißt, da ermahne es zur Reue, führe es zur Erkenntnis und bringe es zur Mutter zurück.“

„Amen! Amen!“ riefen die Engel, und des Mannes Seele ward licht und weit und fühlte in sich hohe Gedanken künftiger Werke der Liebe. Am Herzen der Mutter fand er Verzeihung und aus der Hand des Christkindes nahm er das Kreuz der Leiden und des Duldens und drückte es ans Herz. — Seiner Seele blieb unauslöschlich das Bild seiner verklärten Mutter und des Christkindes eingeprägt.

9. Der begnadigte Novize.

Es war kurz nach der Mitternachtsmesse des hohen Weihnachtsfestes. Die andächtige Menge hatte die Klosterkirche verlassen, die Mönche waren in ihre Zellen zurückgekehrt. Nur einer derselben, noch in den Jünglingsjahren und erst vor kurzer Zeit mit dem braunen Ehrengewande der Armut des heiligen Franziskus bekleidet, war zurückgeblieben und kniete in Andacht versunken vor der Krippe des Christkindleins.

Rings tiefe, heilige Stille, rings dunkel göttlicher

Geheimnisse! — Nur die ewige Lampe beleuchtet mit mattem, rotem Scheine den herrlichen Hochaltar, den Chor und die braunen Chorbänke. Auch vor der Krippe brannte noch ein einsames Lämpchen.

Der junge Mönch betete vor dem Christkindlein ein Opfergebet und ergoß sein Herz in Worten des Preises:

„O süßes, heiliges, weltensegnendes Christkind! Vor dir liegt ein armer, sündiger Mensch, der unwürdig ist, das Kleid deines verklärten Dieners Franziskus zu tragen. Du riefst mich aus dem Lärm der Welt in die Stille der Andacht und geheimnisvollen Gottesweisheit, aus den Wohnungen des Stolzes in die Zelle der Armut und Demut. Nimm mich auf als deinen niedrigsten Diener; denn dir dienen heißt herrschen. Arm bist du für mich geworden; arm ward ich für dich — um reich zu werden durch dich, reich an jener Liebe, die du selbst bist. Diese Liebe, die du mir eingeflößt — o vermehre sie, laß sie erglühen, daß ihre Flamme mein Herz verzehre! O süßes Kind, dein bin ich, dein laß mich bleiben!“

Und siehe, das Christkindlein in der Krippe streckte die Händchen aus, seine Augen leuchteten, die Lampen und Kerzen erstrahlten wieder und ihr Licht glänzte, als wären sie Sterne. Und die Kirche ward davon erhellt, und es erschienen schwebende Engel und füllten den ganzen Raum. An der Orgel saß eine heilige Gestalt und spielte wunderschöne Weisen, in welche die Engel einstimmten. Das Christkind war von Seraphen umgeben; die Heiligen an den Wänden wurden lebendig, stiegen herab und traten hinzu, und die liebe Gottesmutter und der fromme Nährvater schwebten vom Altare hernieder. Alle umringten das Kindlein, das aus der Krippe gestiegen war und zum betenden Novizen geneigt, die Hand auf sein Haupt legte, und also sprach:

„Mein bist du, Sohn des heiligen Franziskus, und dein bin ich, und ich bleibe dein in Ewigkeit! Du hast meinetwegen die Welt verlassen und willst mir dein ganzes Leben hindurch dienen; dafür sollst du bei mir ewiglich leben! Heil dir, Jünger meines eifrigen Dieners Franziskus! Dich habe ich erwählt vor vielen und erkoren zu einem großen Werke. Du sollst der Welt meine Liebe verkünden; du sollst den Menschen meinen Segen vermitteln, du sollst der Welt meine Armut predigen; du sollst den Ruhm meiner jungfräulichen Mutter verkünden und zahllose Diener ihr zuführen! Du sollst ein Licht sein im Dunkel der Erde, ein Licht welches leuchtet vor aller Welt! Wie ein Wandelstern sollst du hinziehen als mein erwählter Gnadenbote. Weisheit sollst du schöpfen aus meines Herzens Wunde; Worte der Gewalt, wie des Donners Stimme, werde ich auf deine Zunge legen, Flammen hauchen in deine Augen. Du sollst meinen Namen verherrlichen vor aller Welt, und ich werde dich einstens verherrlichen vor dem ganzen Himmel! Bleibe mein, wie du dich mir gegeben und Segen ewiglich wird sein dein Lohn!"

Da erbraust die Orgel in Jubeltönen und die Engel sangen Gloria dem Kinde, das die Welt erfüllt mit seinem Licht. Und dem frommen Novizen war es, als sei er Priester und stände vor dem Hochaltar, das ewige Anbetungsopfer darzubringen, das Opfer der Liebe und Sühne, und die Engel umringten ihn und sangen himmlische Gesänge. Und der Kelch in seinen Händen war wie verklärtes Gold und über dem Kelche sah er das himmlisch schöne Antlitz des Christkindes. Wie voll war da sein Herz von übergroßem Entzücken, so daß es fast stillstand im Uebermaß der Wonne und seine Seele durchschauert ward wie vom Schauer der Ewigkeit. Aber er fand kein Wort, seine Seligkeit auszudrücken, sondern konnte nur hochbeglückt in das strahlende Auge des Christkindes und in das

liebliche Antlitz seiner jungfräulichen Mutter schauen und zitternd stammeln: „Ave, Jesus! Ave, Maria!“

Da weckten ihn die Morgenglocken, die zum Hirtenamte riefen, aus seinem seligen Traume.

* *
*

Auch mich weckten die Morgenglocken und ich wußte nicht, ob ich schlafend oder wachend geträumt hatte von Christkindleins Erdenflug und seiner himmlischen Liebe. Als aber im dritten Hochamte die heiligen Worte: „Und das Wort ist Fleisch geworden!“ an mein Ohr drangen, da jubelte es laut auf in meinem Herzen: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm.“

Es ist ein Reis entsprossen.

* * *

Es ist ein Reis entsprossen
In Schönheit wundersam;
Wie ew'ger Rat beschlossen,
Aus Davids Stamm es kam.

Das Reis, das ich da meine,
Davon Isaias singt,
Maria ist's, die Reine,
Die uns das Blümlein bringt.

Den Hirten brachte Kunde
Davon der Engel Heer,
Wie zu derselben Stunde
Christus geboren wär'.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort 3

I. „An ihren Früchten sollet ihr sie erkennen."

1. Kapitel. Zwei Familien 5
2. „ Zweierlei Schulen 8
3. „ Die Saat geht auf 22
4. „ Zehn Jahre später 28
5. „ Hochzeitsklänge 34
6. „ Die Ernte 39
7. „ Primiz und Sterbebett 45
8. „ In Todesnöten 50

II. Auf fremden Pfaden.

1. Kapitel. Ein Silvesterabend 56
2. „ Hinaus in die Ferne 60
3. „ Im Westen 63
4. „ Ein ungewöhnliches Gespräch 67
5. „ Ende gut, alles gut 72

III. Der Schein trügt.

1. Kapitel. Das verlorene Kreuz 75
2. „ Großmutter Martha 84
3. „ Eine schwere Prüfung 89
4. „ In der Kreuzesschule 94
5. „ Der Tugendpreis 97

IV. Wolken und Sonnenschein . . 105

V. „Es prüfe, wer sich ewig bindet."

1. Kapitel. Eine überraschende Entdeckung 117
2. „ Eine Verlobung 124
3. „ „Der Wahn ist kurz, die Reue lang" 133
4. „ In schlechter Gesellschaft 140
5. „ Auf Abwegen 147
6. „ Schweres Leid 155
7. „ Am Grabe vereint 163

Seite

VI. Gerettet! 170

VII. Das richtige Rezept 177

VIII. Stadt und Land.

1. Kapitel. Entmutigt 191
2. „ Eine Wendung zum Bessern 193
3. „ Auf der Farm 197

IX. Auf abschlüssiger Bahn.

1. Kapitel. Die Familie Martin 202
2. „ Bruder und Schwester 205
3. „ Eine mißachtete Warnung 210
4. „ In schlechter Gesellschaft 219
5. „ Ein schreckliches Ende 221

X. Eine Gebetserhörung.

1. Kapitel. In der Klosterschule 224
2. „ Schwester Aloysia 226
3. „ Ein Opferleben 229
4. „ Die Erhörung 231

XI. Der erblindete Student.

1. Kapitel. Eine schwere Heimsuchung 236
2. „ Die Freundin 239
3. „ Licht und Gnade 241

XII. Im neuen Vaterland.

1. Kapitel. Ein vielversprechender Anfang 244
2. „ „Von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß" 248
3. „ In einer harten Schule 251
4. „ Im Hospital 256
5. „ Böses mit Gutem und Gutes mit Bösem vergolten 260
6. „ „Undank ist der Welt Lohn" 266
7. „ Ein schwerer Schlag und ein gutes Ende . . . 272

XIII. Christkindleins Erdenflug.

Ein Weihnachtstraum einer alten Legende nacherzählt . . . 278

P. 4648

Made in Switzerland.

LIBRARY OF CONGRESS
0 041 195 939 9